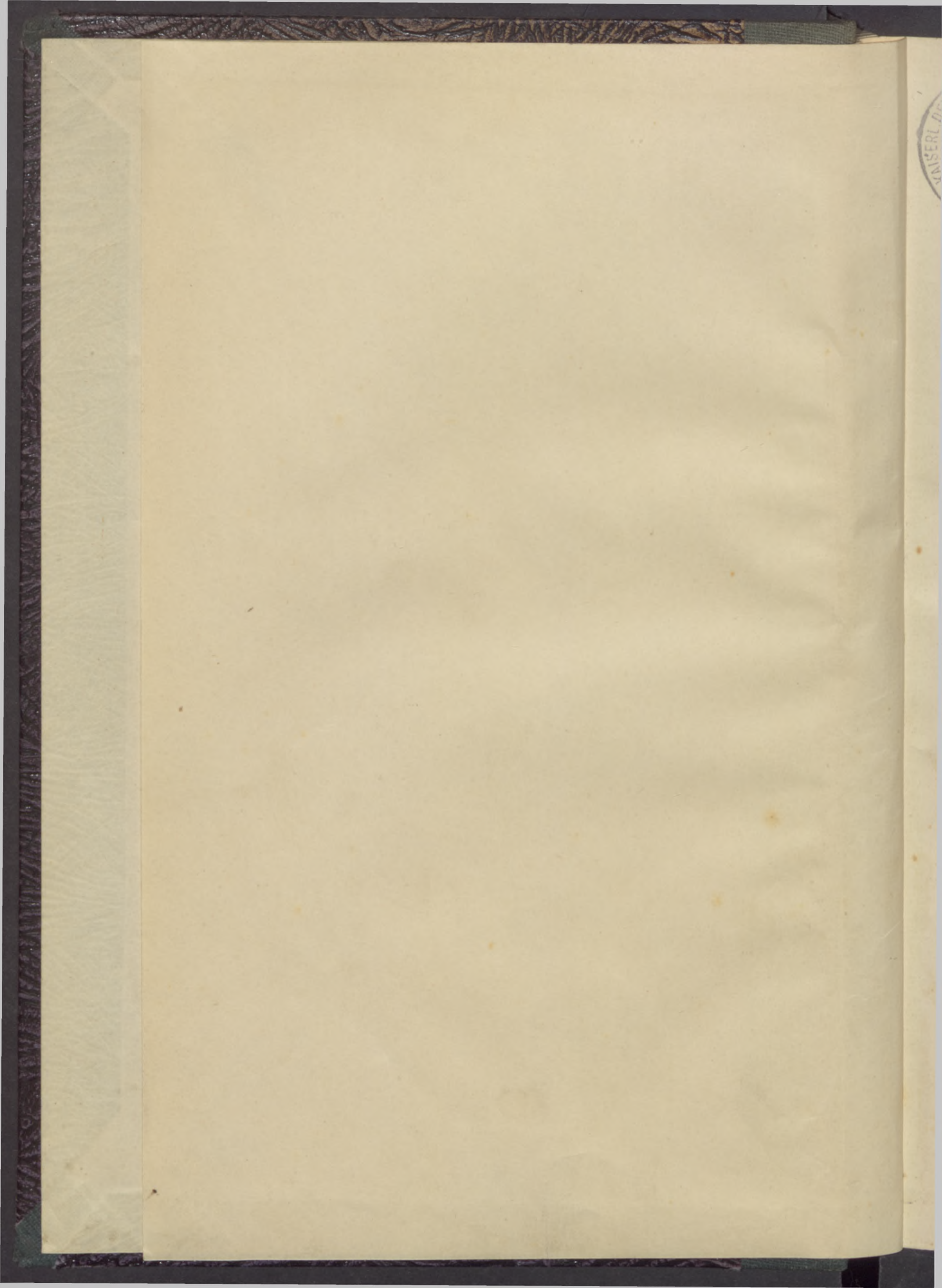
VI B
5



Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika

von

Hauptmann M. Bayer
während des Südwestafrikanischen Krieges im Generalstabe der Schutztruppe

Mit 100 Abbildungen und Skizzen

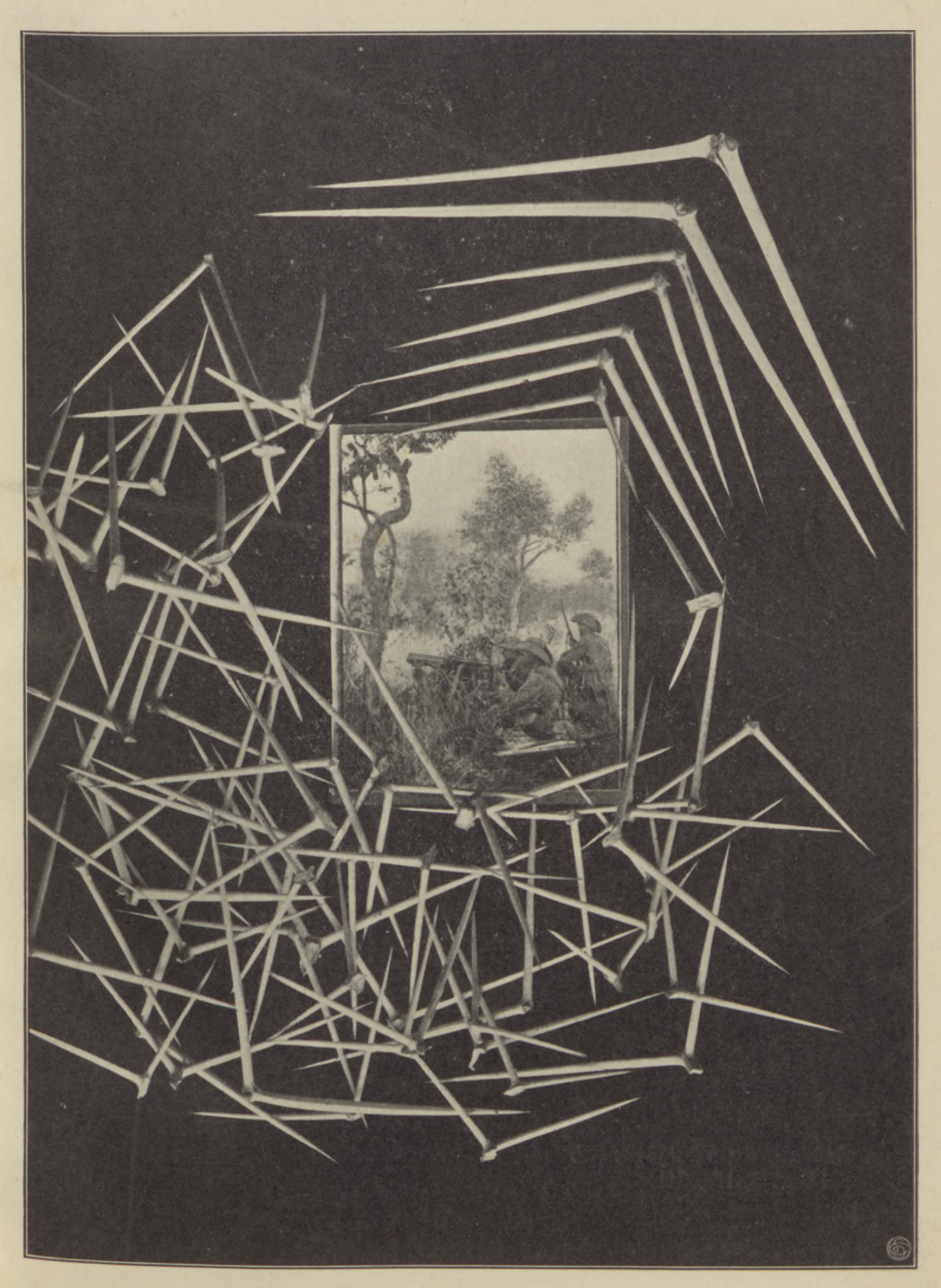


Berlin 1909
Wilhelm Weicher
Marine- und Kolonialverlag
Fasanenstraße 57

Inhaltsverzeichnis.



Druck von Fr. Richter, G. m. b. H., Leipzig.



Dornen aus Südwestafrika — $^1/_3$ der natürlichen Größe
Maschinengewehr im Gefecht am Waterberg

Deutsch-Südwestafrika



Dazu die Einzelskizzen auf Seite 102, 131, 135, 178, 241

Maßstab 1 : 9 000 000.

0 100 200 300 km

Erstes Kapitel.

Auf hoher See.

Der Transportdampfer „Lucie Woermann“ furchte den Ozean, den Bug nach Süden gerichtet.

Drüben, in der Kolonie Südwestafrika, waren mitten im Frieden deutsche Ansiedler, Farmer und sogar wehrlose Frauen von einem großen Eingeborenenstamm, den Hereros, ermordet worden. Das vergossene, schuldlose Blut war noch ungesühnt; von Übermacht bedrängte Schutztruppen-Kameraden spähten nach Ersatz und Hilfe aus!

Darum trug das Schiff, so schnell es gegen Wind und Wetter vorwärts eilen konnte, uns 400 deutsche Soldaten der fernen Küste zu. Wir kamen dem Kriegsschauplatze täglich um 300 Seemeilen näher — wie wenig im Vergleich zur weiten Strecke, wie langsam für den ungeduldig nach Taten drängenden Sinn!

Wir waren unser 25 Offiziere, Ärzte und Beamte an Bord. Mehr als der vierte Teil davon ruht nun unter dem Sande der afrikanischen Steppe. Von den anderen hat über die Hälfte krank und siech den Boden der Heimat wieder betreten.

Aus der Schiffsliste nenne ich:

Im Stab des Marine-Expeditionskorps: Oberst Dürr als Führer, die Hauptleute Salzer und Bayer als Generalstabsoffiziere, Oberleutnant v. Bosse als Adjutant, die Oberleutnants Reiß und v. Estorff, sowie Leutnant v. Dobschütz als Nachrichtenoffiziere, ferner Oberstabsarzt Dr. Metzke und Oberzahlmeister Jeschke.

Von der Schutztruppe: Die Hauptleute v. Bagenski (Transportführer) und Witt, die Oberleutnants Marschner, Bauszus, Epp, die

Leutnants v. Frankenberg-Proschlitz, v. Wurmb, v. Bojanowski, Trainer, Graf v. Saurma-Jeltsch, Büttner, Oberarzt Dr. Jodtka, die Assistenzärzte Dr. Brüggemann und Dr. Böhme.

Dann seien noch die vorläufig inaktiven Hauptleute Freiherr v. Wangenheim und Fromm genannt, welche drüben in die Reihe der Kämpfenden traten.

Von den Mannschaften, die frohgemut und guter Dinge einem ungewissen Geschick entgegenfuhren, hat wohl ein Fünftel die Heimat nie wiedergesehen. Kleine Holzkreuze, weit im Lande verstreut, bezeichnen die Stellen, wo sie kämpften und starben als Soldaten und Männer. Und von den übrigen werden viele ihr Leben lang an den Folgen der schweren Kriegszeit zu leiden haben.

Deutschlands blutigster und langwierigster Kolonialkrieg hatte begonnen.

Als wir am 6. Februar 1904 von Hamburg abfuhren, dauerte der Aufstand erst 24 Tage. Die bisherigen Ereignisse waren geeignet, die öffentliche Meinung und uns über den Ernst der Lage zu täuschen.

Zwar hatten die Hereros den Zeitpunkt zur Erhebung sehr geschickt gewählt; sie waren wider uns aufgestanden, als fast alle Truppen aus dem Damaralande nach dem äußersten Süden gegen den aufrührerischen Hottentottenstamm der Bondelzwarts gezogen waren. Auch die Einheitlichkeit und Plötzlichkeit, mit der die Ermordungen in Szene gesetzt wurden, bewiesen den mächtigen Zusammenhalt, den blinden Gehorsam und die treffliche Organisation dieser fanatischen, grausamen Wilden.

Doch wußten die Hereros den Vorsprung, den ihnen die Gunst des Augenblickes gewährte, nicht zu nutzen. Statt mit Übermacht unsere schwachen Stationen und Stützpunkte energisch anzugreifen, verloren sie ihre Zeit in zwecklosen, kleinen Plünderungen.

Inzwischen eilten unsere Reiter zum Entsatz heran. Kompagnie Franke vollbrachte ihren Siegeszug. Mit einer Handvoll Leute sicherte der energische Führer die Bahn, stürmte Omaruru und schlug die überlegenen Scharen des Feindes in die Flucht.

Was Wunder, wenn viele von uns sich einbildeten, die Hauptarbeit sei getan, nun käme noch ein rasches Siegen gegen den minderwertigen Gegner, und dann, sagen wir in einem Vierteljahr, sei alles vorüber und abgetan; dann hänge man die Mörder, stelle den Frieden her und fahre wieder heim.

Wäre ein Mensch mit Sehergabe unter uns rings im Schiff umhergegangen und hätte alle die gewiesen, die vom Tode gezeichnet waren, wir würden ihm nicht geglaubt und ihn verlacht haben.

Bevor wir uns an Bord begeben hatten, war die Stimmung noch kriegerisch gewesen. Mit jedem Erfolg Frankes bröckelte davon etwas ab. Wie denn? Wenn Franke mit 120 Mann die ganze schwarze Bande in die Flucht schlug, wie mußten sie erst laufen, wenn Winkler mit seinem Transport, Glasenapp mit seinem Seebataillon, und schließlich wir 400 eintrafen!

Was aus dem Gouverneur Leutwein geworden war, wußte man nicht. Er hatte im Süden gegen die Bondelzwarts gekämpft. Dann war er verschollen; es lief ein Gerücht, er sei ermordet. Auf jeden Fall rüstete sich der „Stab des Marine-Expeditionskorps" zur „eventuellen" Leitung der gesamten Operationen.

Der Februar pflegt im Atlantischen Ozean stürmisch zu sein. „Lucie" hatte trotz ihrer starken Ladung an Kriegsmaterial bedenkliche Neigung zum Umkippen; sie schlingerte und stampfte und warf dabei alle unsere Berechnungen und uns selbst über den Haufen. In den Mannschaftskojen herrschten keine Wohlgerüche. Auf schmalen Betten lagen dicht beieinander die armen Opfer einer sinnlosen Bewegung. Jetzt nach vorn herunter, dann ein Dröhnen und Poltern, die Schraube quirlt in der Luft, jetzt etwas nach links, jetzt nach hinten, nun ein Stoß, die Schraube hat wieder gefaßt, jetzt nach rechts; — und man war doch hinausgefahren, um zu streiten und zu siegen und nicht, um sich zu übergeben!

Mittschiffs, wo die Offiziere lagen, war die Schwankung etwas geringer. Doch bei Tische gab es mitunter ein Halloh, wenn sich der eine oder andere mit kreideweißen Mienen erhob, zwischen zusammengepreßten Lippen versicherte, es sei ihm gar nicht schlecht, er habe nur etwas vergessen, und dann eiligen Schrittes verschwand.

Meinen Burschen Lakenmacher sah ich drei Tage nicht. Dann erschien er, etwas gebrochen, die Züge grünlich-gelb, mit trüben Augen und verschleiertem Blick. Er könne das Seefahren nicht vertragen, meinte er.

Das „Bureau" lag unmittelbar über der Schiffsschraube. Schreiber und Hilfsschreiber lagen auf je einer Bank, mit Aktenkisten wohl verstaut und verdämmt. Angefangene Schriftstücke, blaue Bogen, Druckvorschriften, Tintenfässer und allerlei Schreibzeug bevölkerten den ganzen Raum und fegten, sobald sich das Schiff überlegte, mit Klirren und Rauschen von einer Wand zur anderen.

Der Wind schwoll zum Sturm an. Festgeschraubte gußeiserne Tische und Stühle brachen wie Glas ab und sausten mit denen, die sich an ihnen festkrampften, einige Male durch den ganzen Saal. Zwei Offiziere verletzten sich nicht unerheblich; Marschner brach den Arm.

Allmählich wurden wir seefest; gute Laune und Appetit kehrten wieder. Es ging an die Arbeit; der Stab las und schrieb. Die alten Südwestafrikaner, deren wir mehrere an Bord hatten, hielten Vorträge. Was sie berichteten, gefiel uns wenig. Es sei ein trostloses Land, sagten sie, vielleicht wäre etwas daraus zu machen, aber wir Deutschen müßten das Kolonisieren erst lernen, vorläufig verstünden wir nichts davon; je niedriger



Auf der Fahrt nach Südwest

wir die Hoffnungen schraubten, um so besser wäre es. Wir nannten das „flau machen" und glaubten, was wir wollten.

Aus dem Schiffsinnern wurden Patronen heraufgeholt. Die Mannschaften schossen nach Scheiben, die an der Bordwand aufgesetzt waren. Zuweilen knatterten die Maschinengewehre, als wollten sie uns an den blutigen Ernst gemahnen. — Erwartungsvoll sahen wir den Nachrichten

entgegen, die uns beim ersten Halten in Las Palmas zugehen mußten. Wir dachten, zweifellos müsse doch ganz Deutschland unserer Ausfahrt nachblicken und bang die Stunden zählen, bis endlich durch unsere Ankunft in Südwest die Spannung gelöst, und die bedrängten Waffenbrüder von aller Sorge befreit seien.

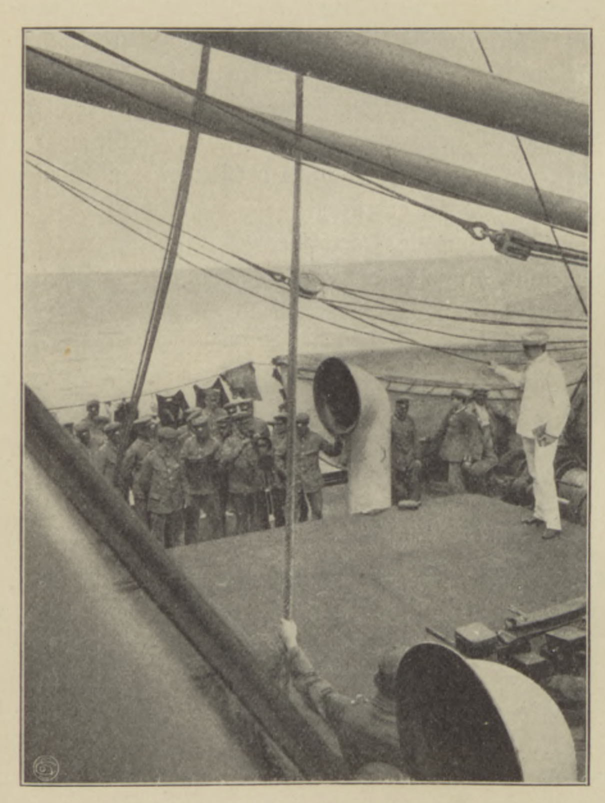
Am 16. Februar waren wir bei Las Palmas. Der Vertreter Deutschlands kam an Bord: „Wissen die Herren schon das Neueste? Die japanische Torpedoflotte hat die russischen Panzer im Hafen von Port Arthur angefallen. Der Krieg ist ausgebrochen!“ — Das war natürlich überraschend und interessant. Schließlich fragten wir auch schüchtern, was es denn in Südwest Neues gäbe. Darüber wußte er nichts. Wir waren etwas gekränkt. Die „große Konkurrenz“ in Ostasien drohte unseren „kleinen Krieg“ in der öffentlichen Meinung zu erdrücken.

In den nächsten Wochen gewann die Partei der Skeptiker immer mehr die Oberhand. Rings um uns Ruhe und Frieden! Auch das Wetter besserte sich jeden Tag. Konnte es in der Welt irgendwo Mord und Totschlag geben? Dort in Ostasien sollte ein schweres Gewitter aufgestiegen sein; doch das war so weltenfern. Und in Südwest? Wahrscheinlich war alles zu Ende, wenn wir ankamen; dann hatte Glasenapp die Hereros geschlagen, und uns blieb das Nachsehen. Vielleicht war auch ein Befehl von Sr. Majestät da, wir sollten umgehend nach Ostasien weiterfahren, um die Besatzung von Kiautschau zu verstärken. Täglich wurden neue Vermutungen als Wahrscheinlichkeiten aufgetischt.

Reiß und v. Estorff waren meiner Sektion zugeteilt. Wie oft standen sie mit mir an die Reeling gelehnt, sahen dem Spiel der Wellen zu und sprachen über letzte Vergangenheit und nächste Zukunft! Beide waren früher schon längere Zeit in der Kolonie gewesen; von damals konnten sie den Gefechtswert der Hereros nicht hoch einschätzen. So drehte sich denn schließlich immer das Gespräch um die bange Frage, ob wir noch ins Feuer kommen würden oder nicht. Beide brannten darauf und gaben ihrer Hoffnung und Freude, in ihrem Berufe für unser Vaterland das Leben einsetzen zu können, beredten Ausdruck. Sie baten, ich solle dafür sorgen, daß sie, als Nachrichtenoffiziere beim Stabe, im Kampfe nicht etwa geschont würden. Ich versprach zu tun, was in meinen Kräften stehe. Und dann rieten sie, wie sie am sichersten an den Feind gelangen könnten. Estorff wollte seinem Bruder unterstellt werden, der schon mit einem früheren Transport in der Kolonie eingetroffen war und sich jedenfalls schon am Gegner befand. Reiß wollte nach dem Osten, nach Gobabis und Epukiro, wo er die Gegend kannte, „und die dortigen Hereros kennen mich!“

meinte er mit seinem herzlichen Lachen. Es kam ja alles so ganz anders, als wir es uns ausgedacht! Meine guten, lieben Freunde! Euch haben Hererokugeln schon wenige Wochen später die braven, treuen Herzen durchbohrt!

Und so mancher andere, dem der Typhus die heißen Augen für ewig zudrückte! Und mein Freund Bagenski mit dem heiteren Gemüt und dem tapferen Sinn, und unser prächtiger Bojanowski — mir krampft das Herz, wenn ich an all die Toten denke.



Unterricht am Signalgerät

Die Seefahrt nach Südwestafrika ist schon so oft geschildert worden! Man erlasse mir daher die eingehende Beschreibung alles dessen, was sonst auf solchen Überfahrten wichtig und mitteilenswert erscheinen mag. Es verblaßt ja alles gegen die ernsten, folgenschweren Ereignisse der nächsten Zeit. An Stoff zu einer Reisebeschreibung hätte es wohl nicht gefehlt: Landung in Monrovia, wo über 100 Neger an Bord kamen, schmierige, schwatzhafte Gesellen; Äquatortaufe; Haifische, Delphine; die großartige Natur, der klare südliche Sternenhimmel, Meerleuchten; Gegensatz der überreichlichen Verpflegung zum Mangel an Bewegung, und als Folge des guten Lebens Hang zur kritischen Betätigung; das Leben auf engem Raume mit all seinem kleinen Ärger und den großen Freuden; wieviel Abende haben wir musizierend und in froher Stimmung im eleganten Salon des Dampfers verbracht! Wie munter war fast stets die Laune, wie kameradschaftlich der Ton!

Unterwegs war ein Teil der Leute im Dienst an den Signalapparaten ausgebildet worden. Man kennt die auf einem starken Stativ befestigten Instrumente, mit denen am Tage durch Sonnenlicht, das in einem Spiegel aufgefangen und zurückgeworfen wird, in der Nacht durch Acetylenscheinwerfer Lichtsignale auf weite Entfernungen geblitzt werden können. Die Voraussicht, daß wir mit diesem technischen Hilfsmittel gute Erfolge in Südwest haben würden, hat sich vollauf bestätigt.

Als ich fünf Tage vor der Ausfahrt im Kgl. Kriegsministerium in Berlin bei dem betreffenden Ressortchef erschien und plötzlich eine hohe Zahl dieser empfindlichen und kostspieligen Apparate in kürzester Frist verlangte, vermochte ich einen Blick in die Leistungsfähigkeit unserer Behörden zu tun. So viel Apparate gab es nicht an einer Stelle, einige waren hier, andere da; in welchem Zustand, konnte ohne Anfrage nicht entschieden werden. Telegramme und das Telephon beriefen von allen Ecken Berlins einen Offizier oder Beamten jeder in Frage kommenden Dienststelle heran. Zwei Stunden später war die Kommission versammelt. Jedes Bedenken wurde durch den Hinweis des Abteilungschefs: „Meine Herren, es muß gehen", sofort beseitigt. Eine halbe Stunde nachher waren die Anordnungen getroffen und alle Rollen verteilt. Drei Tage darauf lagen 32 mächtige Kisten mit zehn vollständigen Apparaten, Zubehör, Reserveteilen in sorgfältiger Auswahl, mit genügenden Massen an Karbid und Sauerstoff für ein Vierteljahr auf dem Petersen-Kai in Hamburg; alles so zweckmäßig verstaut, daß man jeden einzelnen Apparat verwenden konnte, ohne mehrere Kisten öffnen zu müssen. Gleichzeitig meldeten sich drei im Signalisieren ausgebildete Unteroffiziere der Kavallerie-Telegraphenschule an Bord, um als Lehrer zu dienen.

Jede einzelne Behörde der Armee und der Marine hat uns so in trefflicher Weise unterstützt. Nur schade, daß bei den eigentümlichen Organisationsverhältnissen zu viel Behörden sich mit jeder einschneidenden Maßregel zu befassen hatten: Das Marine-Expeditionskorps unterstand taktisch dem Großen Generalstabe, organisatorisch dem Reichsmarineamt, in anderer Beziehung dem Kriegsministerium, auch der Admiralstab war zu berücksichtigen, selbstverständlich auch das Auswärtige Amt und das Oberkommando der Schutztruppe. Bei verständnisvollem Nachgeben jeder dieser Behörden ging es dennoch und trotzdem glatt.

Das Übel einer so verwickelten „Zuständigkeit" ist nur durch zweckmäßigere Organisation zu heilen, mag man sie nun „Kolonial-Armee", „Schutztruppen-Reserve" oder anders nennen. Der Titel „Kolonial-Armee" ist sicher mangelhaft, denn es soll ja gar keine „Armee" geschaffen werden,

sondern eine kleine wohlgefügte „Truppe“ tropendienstfähiger, gut ausgebildeter Mannschaften, die stets sofort bereit ist, nach einer bedrohten Kolonie zu fahren, und durch die einfache Art ihrer Mobilmachung dem Staate Geld spart.

Als wir uns der Kolonie auf wenige Tagereisen näherten, bekam der kriegerische Geist immer mehr die Oberhand. Jeder prüfte nochmals genau seine Ausrüstung. Verschiedene Offiziere und Ärzte schossen sich mit ihren Browning-Pistolen auf 20 Schritt ein, — man konnte nie wissen!

Jeder Truppenteil beorderte Offiziere zu einer Kommission, die festzustellen hatte, wie am schnellsten das Kriegsmaterial, das im Innern unseres Dampfers lag, verwendungsbereit gemacht werden könne.

Die Schiffsliste zeigte, was alles im Bauche eines großen Dampfers Platz haben kann: Signalgerät, Tausende von Kisten mit Konserven, Früchten, Backobst, Milch, Gewürz, Wein, Tee; Säcke mit Reis, Hafer, Kaffee; Ballen mit Magazinzelten, mit Uniformen, Decken, Wäsche, Feldflaschen, Kochgeschirren; ferner Kanonen, Maschinengewehre, Protzen, Lafetten, Pompoms, Schrapnels, Hunderttausende von Patronen; für jeden Mann eine Kiste; unten im Schiffsraum lagen als pièces de résistance acht ganze, fertig montierte Lokomotiven mit Tendern! 14 Pferde hatten wir auch an Bord.

So kamen wir dem Bestimmungsort immer näher, und immer wilder wurden die Gerüchte; die Verfechter der Ansicht, daß bei unserer Ankunft schon alles vorüber sein werde, waren in der Überzahl und ließen die anderen nicht aufkommen.

Am 1. März 1904, früh um 5 Uhr, rasselte der Anker nieder. Wir standen schon alle an Deck. Im Halbdunkel sahen wir gegen Osten einen unendlichen, breiten, lichten Streifen, er sah aus wie eine Sandbank. Allmählich, mit Hellerwerden unterschieden wir vorn ein paar Häuschen, wie niedliches Spielzeug auf leerer Sandfläche aufgebaut. Deutlich erkannte man jetzt den weißen Schaum der Brandung, wohl 100 Meter vom Strande entfernt. In das Meer hinaus ragte ein Stück Mauerwerk, die Mole. Alles so tot, so trostlos, so öde! Keine Palmen, keine Wälder, kein Baum, kein Strauch, nur Steine, Felsen, Sand. Wie mutig muß das Herz dessen gewesen sein, der zuerst es wagte, an so unwirtlicher Küste sich festzusetzen! Wir starrten hinüber, bang und mit Staunen; das war Swakopmund!

Vor der offenen Rhede lagen mehrere Dampfer. Ein kleines Schiff rollte und schlingerte in der mächtigen See, und schien sich durchaus auf die Spitzen der Masten stellen zu wollen. Wir besahen es mit unseren Ferngläsern; aus einigen Stückpforten glänzten die Mündungen von Ge-

schützen — also ein Kriegsschiff, ein Vertreter unserer großen Marine, der kleine, alte „Habicht."

Der Leuchtturm verlöschte. Morgenröte wich dem Tagesglanz. Majestätisch hob sich der Sonnenball über der Wüste und sendete sengende Strahlen auf das ausgedorrte Land. Heiße, zitternde Luft wehte zu uns herüber. Fern am Horizont standen scharf und klar eigentümlich geformte, unwirtliche, trotzige Felsgebirge.

Von der Mole stieß eine Barkasse ab und fuhr auf uns zu. Als sie näher kam, erkannten wir darin einen jüngeren Offizier mit seltsam bleichen, aber energischen Zügen, neben ihm saß ein anderer, wettergebräunt, mit schwarzem Vollbart; beide trugen Felduniform. Die Afrikaner erklärten: „Der rechts ist Techow, Leutweins Adjutant, der Bärtige neben ihm ist Zülow, der Sieger von Okahandya." „Paßt auf", sagte einer, „wir fahren gleich weiter nach der Mandschurei!"

Wir winkten fröhlich, die beiden grüßten stumm und ernst. Sie hielten längsseit und kamen an Bord.

Zweites Kapitel.

Ins Innere.

Wie ein Bergstrom, der schäumend und brausend
Fortwandert im Morgenrot,
So zogen sie, Tausend nach Tausend,
Hinaus auf des Kaisers Gebot
In den Kampf, als ging es zum Spiele,
Übers wallende, wogende Meer.
Doch wie viele der Braven, wie viele!
Sah'n nimmer die Wiederkehr!

Reinhold Fuchs.



ehn Minuten später wußten wir alle: Schlimm stand es in der Kolonie! Es hatte schwere Gefechte gegeben; zumal viele Offiziere waren gefallen oder verwundet worden. Der Gegner kämpfte mit erbittertem Mut und großem Geschick. Das waren nicht die Hereros von früher, die nach einigen leichten Schlägen um Frieden baten, — hier focht ein ganzes, wildes Volk den letzten Verzweiflungskampf um seine Selbständigkeit.

Wo unsere kleinen Kolonnen sich zeigten, wurden sie in heftige und blutige Gefechte verwickelt; wir waren zwar durchweg siegreich gewesen, aber eine Entscheidung hatten die kleinen Erfolge nicht gebracht; die Hauptmacht des Feindes stand uns noch unerschüttert gegenüber!

Im einzelnen lauteten die Nachrichten:

Beim Entsatz von Omaruru durch Hauptmann Franke (4. Februar) waren die Leutnants v. Wöllwarth und Griesbach schwer verwundet worden.

Hauptmann Kliefoth hatte bei Etaneno ein kleines Gefecht gehabt, bei dem er selbst verwundet wurde.

Kapitänleutnant Gygas war mit dem Landungskorps des „Habicht" und mit Teilen des Eisenbahn-Detachements am Liewenberg und bei Groß-Barmen auf stark verschanzten Feind gestoßen und hatte ihn erst nach vielstündigem Kampfe geworfen.

Major v. Estorff hatte bei Otjihinamaparero östlich Omaruru einen ganzen Tag kämpfen müssen, um den Feind aus starken Stellungen zu

werfen. Oberleutnant a. D. Schultze war dabei gefallen, Oberleutnant v. Schönau-Wehr, sowie die Leutnants v. Stülpnagel und Hannemann waren schwer verwundet worden.

Hauptmann Fischel war mit einer Kompagnie des Marine-Expeditionskorps bei Seeis auf den Feind gestoßen, und Oberleutnant v. Winkler hatte sich auf dem Marsche von Windhuk nach Gobabis mit Eingeborenen herumgeschossen.

Bei allen Gefechten waren deutsche Reiter getötet oder verwundet worden. Der Gegner zeigte sich als gewandt, hervorragend zum Kleinkrieg begabt, verstand es meisterhaft, sich im Gelände zu decken und nach dem Gefecht ungesehen zu verschwinden; von Verfolgung war meist keine Rede gewesen; zum Überfluß stellte sich heraus, daß die Hereros mehrere Tausende guter Hinterlader mit reichlicher Munition besaßen und zum Teil vorzüglich damit umzugehen wußten. —



Hereros

Diese Neuigkeiten brachten Techow und Zülow an Bord. Alsdann wurden beide in die Salonkajüte unseres Expeditionsführers geleitet. Dort versammelte sich auch der Stab.

Nun begannen die Afrikaner zu erzählen: Von den bisherigen Erlebnissen, dem geringen Fortschritt der Operationen und der traurigen Lage des verwüsteten Landes. Dann berichteten sie über verschiedene Erfahrungen: Die Artilleriewirkung im Dornbusch sei verhältnißmäßig gering, man hoffe nunmehr auf die Granaten der neuen 96er Geschütze, die wir an Bord hatten. Die Maschinengewehre hätten auch nicht viel Wirkung, aber immerhin moralischen Erfolg.*) Auffällig sei, wie vortrefflich die Hereros es verstünden und wie sehr sie darauf bedacht seien, die Offiziere in der

*) Bis zum Eintreffen der „Lucie" gab es in der Kolonie noch keine Maschinengewehre neuester Konstruktion!

Schützenlinie zu erkennen und niederzuschießen. Zülow riet, alle Abzeichen abzulegen und sich mit Gewehr oder Karabiner zu bewaffnen, die nutzlosen Säbel aber an Bord zu lassen. Er meinte, der Widerstand der Hereros sei so todesmutig und hartnäckig, daß dieser nur mit starken Kräften nach langen, schweren und blutigen Kämpfen niedergeworfen werden könne.

Bei diesen Ausführungen war es still geworden; ohne jeden Übergang wurden wir aus wochenlanger Ruhe in den Ernst des Krieges hinein versetzt.

Dann überbrachte Zülow dem Obersten Dürr die Befehle Leutweins. Der Gouverneur befand sich in Windhuk! Er war über die Kapkolonie und von dort zur See über Swakopmund zurückgekehrt. Vom Feinde war bekannt, daß seine Hauptkräfte bei Otjosasu, dicht vor Okahandya, standen. Die kleine Besatzung des Ortes war schwer gefährdet, schleunige Hilfe tat dringend not; ebenso war die Bahn zu schwach besetzt, — aller 30 Kilometer ein kleiner Posten von vier bis fünf Landwehrleuten; und rings hunderte von feindlichen Spähern und Schützen! Deshalb sollte sofort eine starke Truppe, und zwar noch heute, auf Okahandya vorfahren, und nur das Unentbehrlichste an der Küste bleiben, um die weitere Mobilmachung der auszuladenden Kriegsgüter, der Geschütze und Maschinengewehre zu erledigen.

Wenn man mit einer Schaufel einen Ameisenhaufen abdeckt und sieht nun, wie alle die aufgestörten kleinen Geschöpfe durcheinander hasten und laufen, schleppen und zerren, häufen und ordnen, scheinbar verwirrt und sinnlos, und doch mit System, und mit gemeinsamem Zweck und Ziel, so hat man denselben Anblick, den für die nächsten zwei Stunden das Deck unseres Dampfers für jemand dargeboten haben muß, der hoch von der Mastspitze auf uns herabsah. — Alles rannte und trug, kletterte auf den schmalen Schiffstreppen, drängte sich an den Luken, verschwand in den langen Gängen und erschien wieder mit Kisten und Packen, die vom Dampfkran unter polterndem Rollen der Ketten und unter ständigem, heiserem Gekreisch der Kru-Neger über Bord gehoben wurden.

60 Mannschaften unserer Eisenbahntruppe, 63 Infanteristen, die Hauptleute v. Bagenski, Witt und fast sämtliche Offiziere ließen sich eine Stunde später an steiler Bordleiter in die großen Leichter herab, die sich im starken Wellengang bald hoch bis zur Bordwand hoben, bald wie in einen Abgrund versanken. Während die Schiffskapelle zum Abschied lustige Weisen erklingen ließ, zog der Schlepper „Pionier“ die ungefügen Boote mit ihrer dicht gedrängten menschlichen Ladung durch den Gischt der Brandung zur Mole hinüber. Von dort führte Bagenski seine Schar zu dem bereit-

stehenden Zug am Bahnhof. Die Lokomotive zog an; auf den kleinen offenen Güterwagen saßen und standen die Leute in ihrer kleidsamen Tracht, mit ihren breitrandigen, aufgekrämpten Schutztruppenhüten, den wohlgefüllten Patronengurt um den Leib geschnallt, die treue Flinte vor sich hingestützt; so fuhren sie hinein in das unbekannte, weite Land.

Am nächsten Morgen folgte auch Oberst Dürr mit seinem Stabe.

Es war beabsichtigt, die Hereros in drei Kolonnen anzugreifen: Abteilung Glasenapp von Osten her, Estorffs Kolonne von Omaruru, also von Westen, während im Zentrum, bei Okahandya, eine Hauptabteilung unter Oberst Dürr zu bilden war.



Oberst Dürr

Voraussichtlich dauerte es mindestens acht Tage, bis die zahllosen Güter der „Lucie" aus dem Schiffsraum in die Leichter gehoben, an die Mole gefahren, an Land gebracht, geordnet, aufgestapelt und — soweit es sich um dringendes Kriegsmaterial handelte — verwendungsfähig sein konnten. Bevor nicht alle die Geschütze und Maschinengewehre mobil und bespannt waren, jeder Mann vollständig mit der teilweise noch in Kisten verpackten Ausrüstung versehen war, und hinter jeder Abteilung genügende Massen an Lebensmitteln und Munition bereit lagen, war an ein erfolgreiches, nachhaltiges Vorgehen nicht zu denken. Daher wurden die Offiziere und Leute der Batterie und der Maschinengewehrabteilung vorläufig noch an der Küste zurückgelassen. Ich blieb mit Dobschütz gleichfalls in Swakopmund, um hier das Nötige anzuordnen.

Von Bauszus ließ ich mir 50 Mann zuteilen, um die Ordnung und Stapelung der Güter zu bewältigen. Es fehlte sehr an Arbeitskräften. Bis zum Anfang der Mole schaffte die Woermannlinie die verschiedenen Güter heran, dann besorgten wir das Weitere. Meine „Hochstapler" arbeiteten gut und mit Hingebung, trotz der ungewohnten Hitze auf dem glühenden Küstensand.

Im Auftrage des Obersten Dürr fuhr ich in einer Barkasse nach dem

„Habicht“ hinüber, der in der mächtigen Dünung immer noch stark rollte und schlingerte. Ich wartete, bis sich das Schiff auf Reichweite zu meinem Boote heruntergeneigt hatte, und sprang dann mit einem Hechtsatz durch eine Luke der Bordwandung, von zwei Matrosen kunstgerecht aufgefangen. Nach einem nicht ganz gelungenen Versuch, mich zu voller Höhe aufzurichten und militärisch zu grüßen, machte ich die übliche Meldung und wurde von zwei Seeoffizieren nach der Messe gebeten, wo wir uns Mühe gaben, drei Gläser zu balancieren und selbst auf den Stühlen sitzen zu bleiben. Auch hier begegnete ich pessimistischen, aber, wie sich später erwies, durchaus zutreffenden Anschauungen über die Kriegsaussichten der nächsten Zeit.

An Land war viel zu tun.

Die Häuser Swakopmunds liegen weit auseinander, denn an Platz fehlt es ja nicht. Jeder Gang durch die Straßen war eine physische Anstrengung, da man im tiefen Sande bis an die Knöchel einsank, und Trottoirs kaum vorhanden waren. Daß Swakopmund wenig Gärten hat, erklärt sich leicht; nur was täglich begossen wird, kann sich halten, das Kubikmeter Wasser kostete aber zwei Mark!

Vom Kriege merkte man hier wenig. Es war ausgeschlossen, daß Hererohaufen den 100 Kilometer breiten Wüstengürtel durchquerten, um hierher zu gelangen. Wer in stolzem Kriegergefühl bis an die Zähne bewaffnet an Land stieg, fand zunächst kein Objekt für seinen Tatendrang und mußte noch obendrein die im Privatbesitz befindlichen Waffen verzollen.*) Man hat damals viel darüber gespottet; mir schien die Sache nicht so schlimm, denn sie gab Stoff zum Räsonieren und zum Kritisieren.

Und was wurde damals in der Kolonie nicht räsoniert und kritisiert! Zum Teil mag das Klima daran schuld sein, zum Teil ist es altes deutsches Erbübel. Jeder, der nichts mit einer Sache zu tun hat, will mehr davon verstehen als der andere, dem sie obliegt, und gibt dies durch entsprechende Meinungsäußerung einem weiteren Kreise kund; sodaß ich eigentlich immer, und so lange ich in der Kolonie war, bedauerte, daß der Eine nicht Gouverneur, der Andere nicht Distriktschef, der Dritte nicht Kommandeur und der Vierte nicht Kolonialdirektor geworden war; es gibt so viele Leute in der Welt, die zu Leitern, Organisatoren und Feldherren geboren sind, und sie werden nicht erkannt!

Die Entladung der „Lucie“ ging flott voran. Das Wetter war gut, und die Mole damals noch nicht versandet.

---

*) Die Bestimmung, für Friedenszeiten gegeben und dann wohl berechtigt, wurde bald darauf aufgehoben.

Zülow, der trotz seines mit Arbeit überbürdeten Amtes als Distriktschef immer noch Zeit fand, um aus dem Schatze seiner Erfahrungen den Neuangekommenen kameradschaftlich beizustehen, riet mir, einen Bambusen*) als Diener zu mieten. Ich ging zum Polizeiamt und trug dem Wachtmeister mein Anliegen vor. Dieser lief ins Freie hinaus, griff aus einer Schar sich herumbalgender Jungen einen der größten heraus, und brachte ihn heran.

„Willst du bei dem Baas**) Bambuse werden?"

Aus einem häßlichen, unendlich schmierigen Gesicht, das durch seine schmutzig-braune Hautfärbung, die plattgedrückte Nase und eine gefletschte Zahnreihe rassige Eigenart erhielt, blickten mich ein paar listige, stechende Augen einige Sekunden prüfend an.

„Jawohl, Mister!"

„Willst du auch bei dem Baas bleiben?"

„Jawohl, Mister!"

„Nicht weglaufen?"

„Nein, Mister!"

Damit war der Fall erledigt, und ich hatte meinen Bambusen. Dann erfuhr ich noch, daß er Andreas heiße, Hottentott sei, so etwa 13 Jahre alt sein möge, und keine Menschenseele auf der Welt habe, die sich um ihn sorge. Mein erster Befehl war, er solle seine „Sachen" holen. Andreas war erst sprachlos, dann begriff er, sprang um die Ecke und brachte eine zweite Mütze, gerade so dreckig, wie die andere, die er zusammengeknüllt in die Tasche gesteckt hatte. „Ist das alles, was du hast?" Er bejahte. „Komm mit!" Wie ein Hund trollte der kleine Kerl hinter mir her.

Am 8. März konnte ich dem Stabe nach Okahandya folgen. Ein größerer Bahnzug wurde zusammengestellt, den ich richtig abzuliefern unternahm. Aus dem Innern trafen täglich dringende Telegramme ein, denn es fehlte an allem Nötigen: An Kohlen für die Züge, an Proviant und Munition für die Truppen, an Lebensmitteln für die Einwohner, an Lazarettmaterial u. s. w. Die Bahn konnte nicht ein Drittel dessen hinaufschaffen, was nötig gewesen wäre, um alle Wünsche zu befriedigen. Die Bahnlinie hat eine Spurweite von 60 Zentimetern; die kleinen Güterwagen fassen nur fünf Tonnen; ein Zug bestand gewöhnlich aus sechs Wagen, und täglich ging ein Zug ins Innere. Also 30 Tonnen Güter im Tag!

Da war es denn ein Ereignis, als unser Transport mit zwei Loko-

*) Eingeborener Junge.

**) Herr.

motiven und zehn Waggons am 8. März den Bahnhof Swakopmund verließ, und gemächlich durch die Wüste rollte. Wir waren alle in Güterwagen untergebracht, und hatten uns mit Matratzen und Stroh für das Übernachten während der drei Tage dauernden Bahnfahrt so gut wie möglich eingerichtet. Es war drückend heiß. Die Mannschaften saßen zum Teil unter großen Sonnensegeln in offenen Wagen.

Im Wüstensand lagen beiderseits des Schienenweges Wassermelonen, und die Leute sprangen öfters in voller Fahrt ab, holten sich eine der ihnen fremdartig und begehrenswert erscheinenden Früchte, liefen ihrem „Kupee" nach und sprangen wieder auf. Schließlich nahm der Sport überhand, und ich verbot ihn.

Im „Khan", einem tiefen Tal, durch das die Bahn mit unwahrscheinlichen Steigungen hindurchführte, wurden noch zwei Lokomotiven vorgespannt; alle vier pusteten und ächzten und gaben Dampf nach allen Seiten und hatten uns schließlich auf die Höhe hinaufgeschleppt, von wo wir uns wieder mit zwei Maschinen weiterhalfen.

Allmählich begann etwas Vegetation; mal ein Baum, mal ein Strauch, oder eine kleine Gruppe von Büschen; hin und wieder floh ein aufgeschrecktes Tier seitlich in die Steppe, oder ein Vogel flatterte auf.

Nun wurde scharf geladen; von jetzt ab wurde es ernst; mit erwartungsvollen Augen suchten unsere Soldaten die Umgegend ab; phantasievolle Abenteurerlust hielt sie im Bann. Diesen Augenblick hatten sie wochenlang ersehnt. Doch als Stunde auf Stunde verrann, und kein Herero sich zeigte, gaben die meisten das Ausschauen auf. Abends erreichten wir Jakalswater.

Am nächsten Tag setzten wir die Reise fort. Wir kamen nun in die dichtere Buschsteppe. Auch die Bäume wurden häufiger und waren nicht mehr so armselig und verkrüppelt. Wir fuhren an mächtigen Bergketten vorbei, die gänzlich unbewachsen waren und aus zerklüfteten, steilen Felsklötzen bestanden. Blauer Himmel wölbte sich über uns. Soweit wir blicken konnten, kein menschliches Wesen; das hatte etwas Beklemmendes und Niederdrückendes. Wir hatten uns zahlreich und groß gedünkt im engen Zusammenleben an Bord, wie gering und klein kamen wir uns vor, angesichts dieser unendlichen Strecken, die wir durchzogen! Wir wurden still und nachdenklich. Welch fremdartiges und wildes Land!

Abends hielten wir in Karibib.

Am dritten Tage erreichten wir Okahandya. Oberst Dürr und der ganze Stab standen am Bahnhof. „Es ist gut, daß Sie Leute mitbringen", meinte er, „wir sind nur Wenige, und der Feind ist nah." Ich fragte, wo

die Hereros wären. Da lachte er, führte mich ein paar Schritte vor, deutete auf einen Berg, der jenseits des Tales aus der Ebene aufstieg, so nah und klar im reinen Licht, daß man jeden Stein zu sehen glaubte, und sagte: „Dort in den Felsen sitzen seine Späher und beobachten uns, und dahinter liegt das ganze Volk."

Dr. Metzke freute sich über das mitgebrachte Barackengerät. „Nun werde ich endlich hier ein Lazarett errichten können." Und dann setzte er leiser hinzu: „Ich glaube, wir werden es bald brauchen!"



Drittes Kapitel.

Die Hauptabteilung.

Der Stab des Marine-Expeditionskorps war im zerschossenen Bahnhofsgebäude untergebracht. Von hier übersah man ganz Okahandya, dessen wenige Häuser sich mit großen Zwischenräumen westlich des Riviers verteilten.

In der Mitte stand die sogenannte „Feste", ein großer viereckiger Bau, der sehr massiv aussah, aber aus weichen, bröckligen Ziegeln bestand. Dorthin hatten sich die Bewohner des Ortes gerettet, als der Aufstand ausbrach. Ein Granatschuß würde die dünnen Wände glatt durchschlagen haben, aber die Wilden besaßen ja keine Kanonen. Trotz ihrer großen Übermacht schritten sie nicht zum Angriff, da ein Sturm auf ein besetztes Gebäude ihren Anschauungen von Kriegführung widerspricht, und begnügten sich, die Feste und das Bahnhofsgebäude mit ihren Gewehren zu beschießen. Im übrigen unterhielten sie sich damit, die Häuser gründlich zu plündern, dem vorhandenen Schnaps bis zur Bewußtlosigkeit zuzusprechen, alles, was nicht niet- und nagelfest war, entzwei zu schlagen und anzuzünden; einige Gebäude hatten den Flammen widerstanden, aber die Fenster waren eingeschlagen, und die Wände rauchgeschwärzt. So bot denn Okahandya im März 1904 einen jammervollen Anblick.

Ein Strombett war vorhanden (der Swakop), aber Wasser floß nicht darin. Der Afrikaner nennt das ein „Rivier." Im Flußsand stand an einigen Stellen Grundwasser, und dieses versorgte Okahandya mit dem kostbaren Naß.

Die mächtige Felskuppe nordwärts heißt „Kaiser Wilhelmsberg." Rings um den Ort steht dichter Busch, längs des Riviers, weiter unterhalb, sogar eine Waldung mit schönen Akazienbäumen. Aber alles trug hier Stacheln und Spitzen — jeder Busch und jeder Baum, die zahllosen Insekten, der Fels, und in ihrer Art auch die Menschen. Im Bahnhofsgebäude waren Kleiderläuse und Wanzen, zwar freilich Importen aus Europa,

aber sie paßten hierher. Eine Stechmücke, die sich wissenschaftlich Anopheles nennen läßt und die Verbreitung der Malaria als Spezialität betreibt, war dagegen einheimisch.

Wenn uns auch ein Vorstoß des Feindes wegen dessen Eigenart nicht wahrscheinlich dünkte, so war doch unsere Zahl noch so gering, daß eine Überraschung nicht ausgeschlossen sein mochte; wir hielten daher stets die geladene Waffe in der Nähe; nachts stand sie am Bettpfosten.

Oberst Leutwein hatte die Aussendung von Patrouillen verboten, eine auf Erfahrung gegründete, weise Maßregel; denn die Entsendung einzelner Reiter hat eingeborenen Feinden gegenüber nur wenig Wert; die Wilden verstehen es, kleine Trupps, die sie mit ihren scharfen Sinnen schnell aufspüren, abzuschneiden und „abzutrocknen", wie der Afrikaner sagt. Das wäre von großem Nachteil für uns gewesen, denn der Gegner versorgte sich auf diese Weise mit Waffen und Munition.

Wir zogen es daher vor, unbewaffnete Spione vorzuschicken. Diese meldeten, daß uns die Hereros noch immer bei Otjosasu gegenüberständen. Am 7. März kam sichere Nachricht über die Stellung der feindlichen Hauptmasse: Missionar Kuhlmann hatte die Gegend um Onganjira und Okatumba von Schwarzen stark besetzt gefunden. In Otjosasu saß der Oberhäuptling Samuel Maharero, von dem ein Kenner sagt: „Sinnlich, versoffen und verlogen, ein schamloser Ausbeuter seines Volkes, erfreute sich dieser Erzlump einer zuvorkommenden Behandlung bei der amtlichen Welt und der unbeschränkten Mißachtung aller übrigen Weißen, die er jemals um einen Trunk angebettelt hat."*)

Die Mitteilungen Kuhlmanns über die Stellung der feindlichen Hauptkräfte bedeuteten für uns die erste derartige Nachricht aus zuverlässiger Quelle und waren daher von großer Wichtigkeit. Der nunmehr auftauchende, aber später durch die Ereignisse ausgeschaltete Plan, die Hereros mit drei Kolonnen von Westen (Estorff), Osten (Glasenapp) und Süden (Dürr) anzugreifen, ist auf Grund dieser Angaben gefaßt worden.

Missionar Kuhlmann war drei Wochen lang von Okasewa, seiner Station, über Kehoro, Katiapia nach Otjosasu unterwegs gewesen. Die Hereros hatten ihn nicht nur unbehelligt gelassen, sondern ihm und seiner Familie sogar Schutz und Geleite bis in die Nähe von Okahandya mitgegeben. Kuhlmann brachte einen Brief Samuels an den Gouverneur mit und berichtete dem Oberst Dürr viel Interessantes aus dem Hererolager: Samuel sei durch seine Späher, die dicht bei Okahandya in den Felsen

*) Vortrag von Prosper Müllendorff.

lägen, über alles, was bei uns vorgehe, völlig orientiert. Er kenne ihn, den neuen Oberst, ganz genau, erfahre Tag für Tag, was dieser mache, seit er sich in Okahandya befinde, und wisse, was mit jedem einzelnen Bahnzug angekommen sei!

Am 12. wollte eine Kompagnie Schießübung abhalten; Oberleutnant Ritter übernahm es, am Kaiser-Wilhelmsberg die Scheiben hierfür aufzustellen. Bald darauf hörte man ein paar Schüsse fallen. Ritter kam zu mir nach dem Bahnhofsgebäude gelaufen und berichtete, daß ihn feindliche Späher auf wenige Schritte angeschossen hätten; er bat um eine Handvoll Leute, um den schwarzen Spionen das Handwerk zu legen. Oberst Dürr schickte den Oberleutnant Paschen mit einem Zuge zum Absuchen des Geländes vor; außerdem wurden zwei Geschütze der 3. Batterie in Stellung gebracht; mit ihnen feuerten wir Schrapnels in die Klippen, als Schieß- und Zielübung für die Leute. Scharf suchten wir mit dem Fernglas alles ab, aber nichts regte sich, obwohl die Geschosse gut saßen, und der Geschützdonner ein vielfaches Echo weckte, das durch die tiefen Schluchten dröhnend dahinrollte.

Von Glasenapp und Estorff waren lange Zeit keine Nachrichten eingetroffen, ersterer mußte bei Onjatu stehen, von letzterem wußte man, daß er nach dem Gefecht von Otjihinamaparero ostwärts marschiert war. Er mußte sich also bald mit Glasenapp nördlich der Hereros vereinigen, und diese gedachte man dann zwischen zwei Feuern zu haben, wenn später die Hauptabteilung von Okahandya vorrückte.

Da traf am 16. März eine überraschende Meldung ein. Estorff hatte einen Boten geschickt, mit einem Briefe, in dem es hieß, daß der Gegner vor ihm zum Teil südöstlich auf Onjati, zum Teil östlich auf Waterberg zurückgegangen wäre. Er werde mit seiner Abteilung auf Okahandya südwärts abbiegen. Wir waren über die Maßregel sehr erstaunt, da wir die triftigen Gründe,*) die Estorff bewogen, nicht kannten.

Jedenfalls bedingte die veränderte Lage neue Entschließungen. Oberst Dürr fuhr am 17. mit Bosse und mir nach Windhuk zur Beratung mit dem Gouverneur.

Die Fahrt zur Hauptstadt der Kolonie führte an dem Fuße eines wilden Gebirges entlang. Mächtiges Felsgeröll türmte sich links der Bahn und erzählte von jahrtausendelanger Zerstörung durch brennende Sonnenstrahlen, eiskalte Nächte und niederströmende Wolkenbrüche. Wir kamen

*) Schwierigkeit, große Massen erbeuteten Viehs zu sichern, Krankheit des Führers und zahlreicher Leute, Mangel an Hafer und an Lebensmitteln, mit Ausnahme von Fleisch.

vorbei an halbverbrannten Stationsgebäuden, deren meist nur drei bis fünf Mann starke Besatzungen sich in den Bahnhöfen wie in einem Blockhause verschanzt hatten. Nachts war, bei so geringer Zahl, vom Aussetzen einer Wache keine Rede. Man machte das Haus einfach zu, das Weitere überließ man dem Schicksal —!

Windhuk liegt am Ende der kleinen Bahn, da, wo zahlreiche heiße Quellen aus vulkanischem Boden treten. Bei der Anlage der Stadt ist Raumverschwendung getrieben. Wo der Boden berieselt wird, sproßt, grünt und blüht üppigste Vegetation, gedeihen Palmen, exotische seltsame Pflanzen, Trauben, sowie viele Gemüsearten; doch rings um den Ort liegt die trockene, arme, öde Steppe.

Als wir am Morgen des 18. März das stattliche Gouvernementsgebäude betraten, begrüßte uns Oberst Leutwein zwar herzlich, zumal den ihm von früher bekannten und befreundeten Oberst Dürr, doch lag ein solcher düsterer Ernst und stiller Ingrimm in seinem Wesen und seiner Sprache, daß mich die Ahnung packte, als wäre ein Unglück geschehen.

Wir setzten uns um einen großen Tisch, auf dem allerlei Schriftstücke lagen. Einen Brief legte der Gouverneur vor sich hin, und ohne aufzusehen berichtete er trocken, in kurzen, abgerissenen Sätzen: „Bei Owikokorero ist Major v. Glasenapp mit einer starken Patrouille vorgestoßen; er hat einen unglücklichen Kampf gegen weit überlegenen Gegner gehabt; viele deutsche Soldaten sind gefallen; die Abteilung hat fast keine Offiziere mehr; sieben sind tot in den Händen des Feindes geblieben, drei schwer verwundet zurückgebracht worden; mit dem kleinen Rest der Patrouille — 23 von 49! — ist Glasenapp nach dem Lager von Onjatu zurückgekehrt." Dann verlas Leutwein die Namen der toten und verwundeten Offiziere, seine Stimme wurde rauh; ich fühlte, wie es auch mir hart die Kehle preßte.

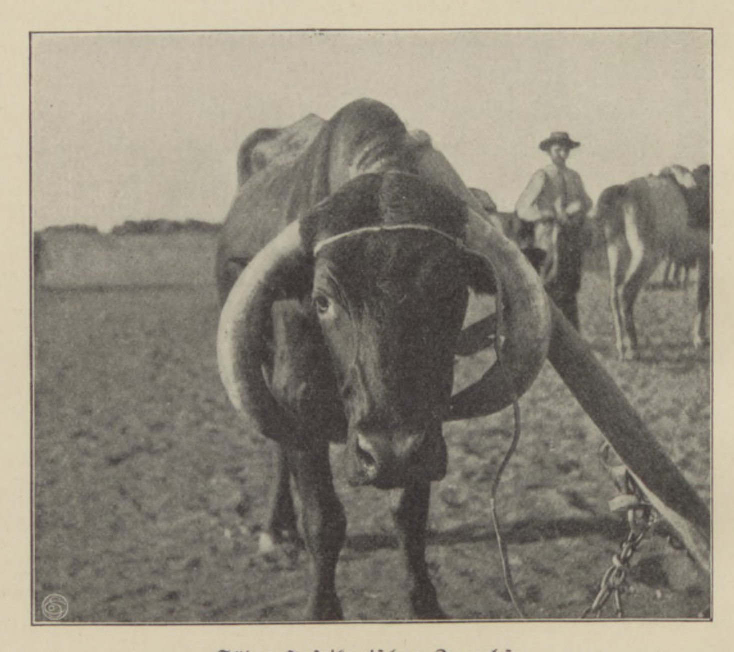
Es war nun ein paar Minuten still im Zimmer; dann sprachen wir aus, was uns das Herz bewegte; Schmerz und Zorn sind verwandt, denn sie entspringen der gleichen Quelle des Empfindens. Die Hereros waren der großen Kolonne ausgewichen, hatten sich mit Übermacht auf die kleine Abteilung gestürzt — unsere Kameraden sollten gerächt werden!

Es wurde beschlossen, die Mobilmachung der Hauptabteilung mit allen Mitteln zu beschleunigen. Ich fuhr zu diesem Zweck gleich nach Okahandya zurück, Oberst Dürr folgte einige Tage später.

Der Erfolg bei Owikokorero machte die Hereros dreist, ihre Patrouillen umschwärmten Okahandya, und wir schoben Sicherungen vor. Die höchste Kuppe des Kaiser-Wilhelmsberges wurde durch einen Posten von 16 Mann

besetzt; mit Heliographenspiegel hatte der befehligende Unteroffizier von dort Verbindung nach der Station am Bahnhofsgebäude, so daß wir sofort alles erfuhren, was erkundet wurde. Leutnant Eckstein von der Marine-Infanterie besetzte mit einem Zuge die Eisenbahnbrücke bei Osona, da dort zahlreiche Hereroſpuren über den Rivierſand führten.

Der Bahnverkehr war durch bessere Organisierung — Witt's Verdienst! — allmählich leistungsfähiger geworden, doch konnten trotz aller Mühe höchstens zwei Züge täglich in jeder Richtung fahren. Es fehlte



Südwestafrikanischer Zugochse

noch an allem — an Munition, Ausrüstung, Verpflegungsreserven, Magazinzelten, Lazarettbaracken, Sanitätsmaterial, ferner an Pferden, Maultieren, Zugochsen, an Eingeborenen als Treibern und Wächtern, an Wagen und Treckzeug, an Personal für die Ordnung und Beaufsichtigung der neugeschaffenen Magazine; an Mannschaften zum Wachtdienst und für die zahlreichen Verrichtungen, welche zur Vorbereitung der Unterkunft vieler Truppen dienen sollten.

Schwere Wochen standen uns bevor, alles arbeitete mit äußerster Anspannung der Kräfte. Große Strecken der Buschsteppe waren auszuroden, um für die lagernden Truppen Platz zu schaffen. An den Dornen rissen

wir uns die Hände blutig; wir drückten mit Brettern die Büsche nieder und hieben sie mit scharfen Schlägen dicht an der Wurzel durch. Mich stach dabei eine giftige Wespe in die Hand, so daß der Arm dick anschwoll.

Mit Sorge erfüllte es mich, daß ich sehen mußte, wie mein Kommandeur, Oberst Dürr, der herzleidend wurde, unter der trockenen, heißen Höhenluft litt, und nur mühsam, durch seine Pflichttreue gehalten, die vom Arzt als dringend erachtete Heimreise von einem Tage zum anderen hinausschob.

Am 23. März traf Leutnant Leutwein, der Sohn des Gouverneurs, ein und meldete, er sei von Estorff vorausgeschickt; dessen Abteilung befinde sich auf dem Marsche nach Okahandya und werde schon am 24. bei uns eintreffen!

Oberst Dürr ging am nächsten Morgen der Abteilung entgegen, und bald sahen wir aus dem Buschwald eine stattliche Kolonne auftauchen. Voran ritt Major v. Estorff, kam auf Oberst Dürr zu und ließ dann die Abteilung in Marschkolonne vor ihm vorbeidefilieren. Eine der vordersten Truppen war Frankes Kompagnie.

So lernten wir hier einige der berühmten Afrikaner kennen, deren Namen der Kriegsgeschichte angehören. Es waren stille, verschlossene und abgeklärte Männer, mit stahlhartem Willen und weichem, menschlichem Herzen.

Den Reitern sah man an, was sie in den letzten Wochen und Monaten durchgemacht hatten. Jeder war mindestens in zwei schweren Kämpfen gewesen und hatte wochenlang unter freiem Himmel geschlafen. Man unterschied noch lange Zeit die „alten Schutztruppler“ von den „Neulingen“ an ihren schmalen, gebräunten Gesichtern, der ausgetrockneten Haut, den blutig gerissenen Händen und den verschlissenen, zerfetzten Uniformen.

Das Lazarett füllte sich. Bei der Abteilung Estorff herrschte Ruhr und Malaria. Franke und Estorff hatten heftiges Fieber, wehrten sich aber bis zum äußersten dagegen, als krank zu gelten. Schwere Anfälle warfen sie schließlich später dennoch gewaltsam aufs Lager. Menschenwille vermag viel, aber die Natur kann er nicht bemeistern.

Ich bot eine freie Stube im Bahnhofsgebäude den neuangekommenen Offizieren an, sie lehnten jedoch ab, denn sie zogen, wie sie sagten, den Schlafsack am Buschrand unter freiem Himmel dem Bett in dumpfer Kammer vor. Ich verstand das erst später.

Zu dieser Zeit mußte unser verehrter Führer des Marine-Expeditionskorps, Oberst Dürr, dem immer dringenderen Rat seines Arztes folgend,

nach der Heimat zurückkehren. Wir sahen ihn mit Bedauern scheiden. Zwistigkeiten mit dem Gouverneur, so wurde später behauptet, sollten der Grund der Rückkehr gewesen sein. Ich erlaube mir zu bemerken, daß diese Erklärung eine Fabel ist.

Oberst Leutwein und Oberst Dürr waren alte Freunde, hatten den Feldzug 1870/71 zusammen in der badischen Division mitgemacht, später sogar im selben Regiment gestanden und waren sich im Laufe ihrer Dienstzeit besonders nahegetreten.

Der Stab wurde aufgelöst. Ich trat in das Hauptquartier des Obersten Leutwein über, blieb aber mit der Formierung der Hauptabteilung in Okahandya betraut, die einen Generalstabsoffizier erforderte.

Zur Empfangnahme von Instruktionen reiste ich mit Major v. Estorff nach Windhuk hinüber. Der Gouverneur befahl, daß Estorffs Abteilung mit der Hauptabteilung vereinigt bleiben sollte. Mit beiden wollte Leutwein geschlossen vorstoßen und den Feind angreifen, wo er ihn fände.

Am 27. März kehrte ich nach Okahandya zurück und erfuhr, daß inzwischen eine Spionennachricht eingetroffen wäre, wonach die Otjimbinguer Hereros, die sich bisher noch nicht mit ihren Stammesgenossen vereinigt hatten, in der Gegend von Otjisewa säßen, wahrscheinlich, um über die Bahn zu Samuel heranzurücken. Die lange Linie zwischen Windhuk und Okahandya konnten wir unmöglich sperren, es blieb nichts übrig, als mit verstärkter Aufmerksamkeit die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Das wurde uns dadurch erschwert, daß der Feind seit einiger Zeit begonnen hatte, die Telegraphendrähte durchzuschneiden.

Am 28. März spät abends war die Leitung nach Windhuk wieder unterbrochen. Gibt es einen sechsten Sinn, ein Ahnungsvermögen? Ich weiß es nicht. Tatsache bleibt, daß diese an sich unwichtige und häufig wiederkehrende Meldung mich diesmal sehr beunruhigte und nicht losließ. Eine starke Patrouille unter Leutnant v. Rosenberg wurde längs der Bahn vorgeschickt. Es war eine mondhelle Nacht.

Um 10^{30} werde ich ans Telephon gerufen: „Hier Leutnant v. Rosenberg, bin beim Posten an der Osonabrücke. Jenseits des Riviers ziehen große Herden Vieh über die Bahn, man hört deutlich das Gebrüll bis hierher. Vor uns ist wohl der ganze Otjimbinguer Stamm. Wir liegen hier ausgeschwärmt, sind aber zum Angriff zu schwach."

„Bleiben Sie, wo Sie sind, wir kommen so schnell es geht!"

Durch Telephon und Boten wurden alle Truppen in Okahandya alarmiert. Franke, der schwer malariakrank in einem der kleinen Häuser lag, stand vom Lager auf, warf ein paar Kleider über und kam zu mir:

„Bayer, Vorsicht! Nachtkampf mit Eingeborenen ist sehr schwierig und gefährlich! Halten Sie alles dicht beisammen!“ Ich war für den Rat eines so Erfahrenen dankbar. Seine Augen glänzten in fiebernder Glut, rote Flecken standen auf bleichen Wangen. Nur schwer konnte ich ihn bewegen, sich von seiner geliebten 2. Kompagnie zu trennen, aber es mußte sein.

Auf dem Bahnhof wurde ein Zug bereitgestellt: Vorn ein niedriger Güterwagen mit zwei Maschinengewehren, dann die Lokomotive, dann in vollgedrängten Wagen der Führer, Hauptmann Haering, und alle Unberittenen. Die Berittenen folgten längs der Bahn, so schnell sie konnten. Nun fuhren wir hinaus in die stille Nacht.

Die Funken der mit aller Kraft fahrenden Lokomotive schwärmten wie Glühwürmchen an uns vorüber; gespenstig lauerte der Busch im fahlen Mondlicht und täuschte der überwachen Phantasie allerhand Gestalten vor. Angestrengt horchte das Ohr auf den ersten Schuß, auf welchen hin der Zug sofort halten, Alle herausspringen und sich zu Boden werfen sollten. Die Minuten schienen sich in der Erwartung zu Stunden auszudehnen. Bei der Osonabrücke hielten wir; im Dunkel der Büsche lagen regungslos die Leute Rosenbergs. Der Führer meldete: Es wäre ruhiger vorn geworden, vielleicht sei der Feind noch zu fassen, man höre noch schwaches Gebrüll der Viehherden, es müsse eine gewaltige Masse durchgezogen sein.

Langsam fuhren wir wieder an, rollten über die Brücke und tauchten in den Busch ein. Jeder hielt den Gewehrlauf fest umspannt und maß die Entfernung zum Boden für den Sprung.

Alles blieb still. Da plötzlich sehen wir glänzende breite Streifen im Steppengras, sie führen von Westen quer über die Bahn nach dem Gebirge zu. Hier also waren sie durchgezogen, die Tausende mit ihren mächtigen Rinderherden und hatten die Grasbüschel niedergetreten, so daß sie flach am Boden lagen, alle in einer Richtung, wie wenn Sturm ein Ährenfeld niederbiegt. 2000 Meter breit war der Zug gewesen; das ganze Volk hatte sich in breiter Front westwärts der Bahn an den Hängen des Komashochlandes aufgestellt und war auf ein Signal den nahen Onjatibergen zugeeilt. Sonst hätten wir den langen Schwarm noch treffen müssen, so aber kamen wir gegen die schmale Seite zu spät!

Der Bahnzug hielt, wir sprangen ab, stellten uns rings im Bogen auf und lauschten. Vor uns in den Büschen war alles frei, aber ostwärts, in den Bergschluchten, klang dumpf und fern ein tiefer, bald anschwellender, bald verhallender Ton; — sollten wir dem Otjimbinguer Stamm jetzt im Halbdunkel hinein folgen in völlig unbekannte Täler? Es schien ganz

zwecklos, konnte nur zum Fehlschlag führen, der große Vorsprung war nicht mehr einzuholen.

Noch erfüllte uns eine Sorge. War die kleine Besatzung von Teufelsbach den Durchziehenden zum Opfer gefallen? Wir stiegen wieder ein, fuhren weiter und fanden den schwachen Posten unversehrt; die Hereros hatten in ihrer Hast die Station nicht belästigt; sie waren nur auf die eigene Sicherheit bedacht gewesen.

Der Mond war untergegangen. Wir warteten das Morgengrauen ab und fuhren zurück. Unterwegs wurde die Leitung wiederhergestellt.

Da sahen wir, während wir aufmerksam das Land absuchten, eine schwarze Gestalt eilig hinter einem Busch verschwinden. Gleichzeitig tauchten vor uns Reiter auf, die Spitze unserer Berittenen. Wir verständigten sie, und sahen sie sofort nach dem Busche galoppieren, hinter dem sich die Gestalt versteckt hatte. Gleich darauf führte uns Ritter, der die Spitze führte, ein seltsames Wesen heran: Ein fast nacktes, altes Frauchen, häßlich und vertrocknet, doch von stolzer Haltung. Um die Beine trug sie fingerdicke Bleiringe, wohl sechs übereinander, um die Hüften einen Lederschurz, auf dem Rücken ein gegerbtes, schmutziges Fell, und auf dem kahlen Kopfe hatte sie den berühmten Kopfschmuck der Hereroweiber, die hohe dreizackige Lederkappe, welche der Trägerin etwas unheimlich-diabolisches gibt.

Die Hereroine stank entsetzlich. Sie sagte, sie wäre vom Otjimbinguer Stamm, der in wilder Hast und Flucht über die Bahn gezogen sei; beim Mitlaufen hätten ihr die Kräfte versagt. Im übrigen nahm sie weiter keine Notiz von uns und ignorierte mit demonstrativem Hochmut unsere Fragen. Wir nahmen sie mit nach Okahandya, möglicherweise war später etwas aus ihr herauszuholen.

Am Mittag dieses Tages meldete unser Posten auf dem Kaiser-Wilhelmsberg in südöstlicher Richtung ein Hererolager. Vielleicht waren dies unsere Freunde von der Nacht?

Abermals wurde alles alarmiert, und abermals zogen wir gegen den Feind; doch diesmal alle zu Fuß, denn wir drangen in das Felsgebirge ein, das sich östlich des Kaiser-Wilhelmsberges weit in das Land hinein erstreckt. Hauptmann Puder führte. Je weiter wir vordrangen, um so unwirtlicher wurde das Gelände. Wir liefen schließlich quer über Schutt und Felsblöcke, über spitze Grate, durch tief eingeschnittene Täler, — und kamen kaum vorwärts.

Die Nacht brach herein, und wir kletterten noch unermüdlich. Das Gebirge kannte keiner, unsere Wegweiser waren die Sterne. Um ein Uhr nachts mußten wir den vergeblichen Marsch einstellen; wenn wir so weiter-

marschierten, erreichten wir das feindliche Lager erst gegen Mittag, und dann war der Gegner schon längst weiter gezogen, auch gerieten wir zu nah an die feindliche Hauptmacht. Wir hielten zwei Stunden in einem Bergsattel, alles dicht aufgeschlossen. Jeder legte sich auf den Boden, wo er gerade stand; ein Postengürtel sicherte das Lager. Dann kehrten wir nach Okahandya zurück, müde und abgehetzt, aber um eine Erfahrung reicher.

In rascher Folge trafen nun die Verstärkungen ein. Es ist unbegreiflich, daß die Hereros gar keinen Versuch machten, unsere Mobilmachung zu stören, die Bahnlinie zu unterbrechen, unsere Züge zu überfallen, und uns selbst in dem tiefgelegenen Okahandya zu überraschen. Stumpf und beschaulich saßen sie noch immer in der Gegend von Otjosasu und rührten sich nicht. Nur ihre Späher verfolgten aufmerksam alle unsere Bewegungen.

Die Berittenmachung der Truppen bereitete viele Schwierigkeiten; es fehlte an Pferden, so daß wir nur zwei Drittel der neuen Kompagnien zu reitender Infanterie umformen konnten. Durch Ausgleich mit dem wohlassortierten Bestand der alten Schutztruppe konnte man etwas nachhelfen, doch war das nicht einfach, denn leichter ist es einer Löwin ihr Junges zu rauben, als einem alten Afrikaner ein Pferd abzunehmen! —

Die neuen Pferde kamen meist aus Ostpreußen und aus Argentinien. Es war ein köstliches Bild, wenn ein solches Tier, das noch nie geritten worden war, und Einer unserer neuen Truppe, der noch nie geritten hatte, zusammenstießen. Mit Mühe stieg er links auf, und mit Leichtigkeit flog er rechts wieder herunter. Mit der Zeit wurde eine Einigung erzielt, zu beiderseitiger großer Befriedigung.

Das Einfahren der Maultiere und Zugochsen erforderte große Geduld und Sachkenntnis. Am besten verstanden sich unsere eingeborenen Treiber darauf, und wir suchten ihnen die Tricks abzusehen. Beim Einfangen der Maultiere bekam ein Bergkaffer einen heftigen Schlag vor die Stirne, stand aber sofort auf, rieb sich den geschlagenen „edlen“ Teil und arbeitete ruhig weiter. „Das Maultier ist wahrscheinlich lahm geworden“, meinte ein Unteroffizier neben mir, „na so einen Schädel möchte ich auch haben!“

Puder erzählte mir, daß bei seiner Kompagnie ein Bur namens Deventer als Freiwilliger diene, der im Transvaalkriege Feldkornett gewesen sei. Einen kriegserfahrenen Mann mit scharfen Augen konnte ich in meiner Begleitung wohl brauchen; Deventer wurde daher zu mir kommandiert. Er war ein schöner Mensch, wohl zwei Meter groß, ein vortrefflicher Soldat, unermüdlich im Dienst und voll Fürsorge für mich.

Der kleine Andreas hatte sich an einem geschützten Fleck der Veranda dicht vor meiner Stube einquartiert. Er war der echte Hottentott. Auf

Bändigen eines Maultiers



Tempo 1

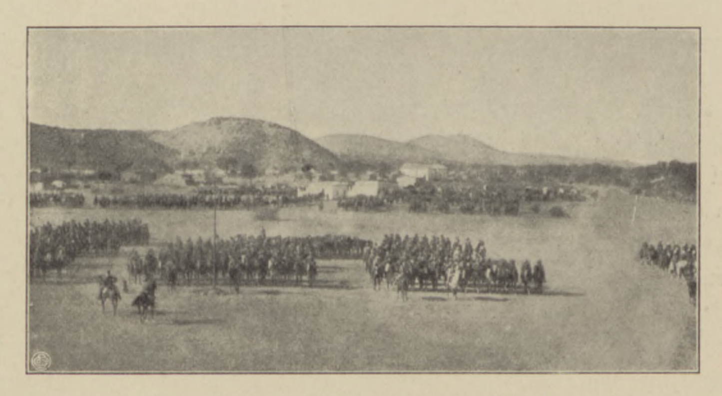


Tempo 2 — und —



Tempo 3!

alles, was ich ihm sagte, antwortete er mit: „Jawohl Mister“, „Nein Mister“ und verzog dabei sein kleines plattnäsiges Gesicht zu einem freundlichen Grinsen. Mein Mühen, in seine Denkart einzudringen, erwies sich als vergeblich, mein Bestreben, ihn nach europäischen Grundsätzen zu erziehen, als falsch. Behandelte ich ihn gut und war freundlich, so tat er gar nichts, war ich dagegen schroff, so war alles in Ordnung. Er rauchte gern scharfen Pfeifentabak und spuckte im Bogen. Er hatte noch nie auf einem Pferde gesessen, als man ihn aber in den Sattel hob, ritt er wie ein Alter. Ein ganz neuer Rock hielt bei ihm nur einen Tag. Wir nannten ihn „Dreckspatz“, um seinen Namen mit seinem Äußeren in Einklang zu bringen. Ich ließ ihn öfters gründlich waschen, es nützte aber nicht viel und war ihm sehr peinlich. Als ich fragte: „Andreas, willst Du mit gegen die Hereros? sagte er: „Jawohl, Mister“ und grinste vergnügt.



Parade vor dem Ausmarsch gegen die Hereros

Wir schickten fast täglich Spione aus, alte Bergdamaras, armselige, gutmütige Leute; einmal kamen zwei ältere Männer nicht zurück, Hereros hatten sie mit Kirris*) erschlagen. Die Leichen fand man später, von Raubvögeln zerfleischt und von Schakalen zernagt.

Bagenski war mit seiner Kompagnie nach der nahen Farm Okakango gezogen. Jeden Morgen gegen zehn Uhr wurde ich ans Telephon gerufen: „Hier Bagenski; wann gehts los? Komme ich in die Avantgarde? Mein berittener Zug reitet schon ausgezeichnet. Sie vergessen uns doch nicht hier draußen?“ Meine Auskunft war befriedigend, jeden tüchtigen Mann hatten wir ja so dringend nötig.

Am 4. April traf der Gouverneur von Windhuk ein und hielt am

*) Keule aus hartem Holz.

6. mit allen Truppen eine Parade ab. Wir waren eine stattliche Abteilung geworden, über 800 Mann: 1., 2., 4., 5., 6., 7. Feldkompagnie, die 2. Kompagnie des Seebataillons, 1., 2., 3. Feldbatterie — jede mit anderen Geschützen! — Maschinengewehrabteilung Graf Saurma und ein Zug Maschinenkanonen; dazu kamen zwei Abteilungen der Hilfsvölker, die Bastards unter Oberleutnant Böttlin und die Witbois unter Leutnant Müller v. Berneck. Wie auf dem Exerzierplatz in der Heimat kam alles vorbei. Von den Berghängen sahen die Späher Samuels verwundert zu.

Als die Witbois in Linie mit „Augen rechts" defilierten, ging links von ihnen ein Pferd durch und sollte eingefangen werden. Dies bewog die Hottentotten des linken Flügels zu halten, um den ihnen viel wichtiger dünkenden Vorgang sachverständig zu betrachten. Durch gütliches Zureden des weißen Unteroffiziers rückten sie wieder in die Reihe ein und kamen lebhaft schwatzend und nach allen Seiten sich umsehend vorbei. Was treiben die Weißen für seltsamen Sport, mögen sie gedacht haben. Sie amüsierten sich über uns, und wir uns über sie.

Nach der Parade war Feldgottesdienst; da hat wohl jeder noch einmal mit seinem Herrgott Zwiesprache gehalten und ein stilles Gebet zum Himmel geschickt. Unter uns war doch sicher mancher, der gar bald still und bleich im Steppensande lag, — aber keiner wußte, wen es treffen mochte.

Ernst ging alles an die letzten Arbeiten und rüstete sich innerlich und äußerlich für kommende, schwere Tage.

Am 7. April, vier Uhr nachmittags, stand die Hauptabteilung bereit und rückte auf dem steinigen, beschwerlichen Wege nach Otjosasu vor; zuerst die Hilfsvölker als Aufklärer, dann die Feldkompagnien und Feldbatterien in bunter Reihe; am Ende folgten unter Geschrei der Treiber und Klatschen der langen Schwippen die schweren, von 20 Rindern gezogenen Kapwagen. Ein unendlicher Zug. Die hoch beladenen Fahrzeuge versanken beim Durchqueren des Swakoprviers bis zu den Achsen im weichen Sande, so daß der Bagageführer, Leutnant der Reserve Voigts, mitunter zwei Gespanne von 40 Zugochsen vor einen Wagen anketten lassen mußte.

Glühende Abendröte leuchtete schon vom Himmel, als der letzte Kapwagen durch das Flußbett geschleppt war; dann rollte auch dieser langsam und schwerfällig den steilen Hang hinan und verschwand im Dornbusch und Felsgewirr.

Viertes Kapitel.

Das Gefecht von Onganjira.*)

(9. 4. 1904.)



Es war schon dunkle Nacht, als wir hielten und in der Marschkolonne längs des Weges biwakierten. Die lange, dichte Reihe der Lagerbrände zog sich wie eine feurige Schlange durch das Tal. Das Hauptquartier nächtigte an dem Fuße eines mächtigen Felsens; wir aßen etwas von den mitgenommenen Konserven und legten uns an den Dornbüschen in den Sand.

Oberst Leutwein rechnete mit der Möglichkeit, daß der Feind Otjosasu oder die steilen Bergkuppen unweit dieses Ortes besetzt halte, und wollte daher am nächsten Mittag, zugleich mit der auf einem östlichen Wege vorgeschickten rechten Seitendeckung, dort eintreffen.

Die Nacht verlief ruhig, und wir traten bei Tagesanbruch den Vormarsch wieder an. Die vorausgeschickten Hilfsvölker meldeten indessen, daß Otjosasu vom Feinde frei sei; die letzten Hereros hatten sich kurz vorher zurückgezogen und das Missionsgebäude angesteckt. Die Kirche war unversehrt geblieben; eine gewisse Scheu mochte die Eingeborenen abgehalten haben, am Gotteshause ihre Zerstörungswut auszulassen.

Mittags hielten wir kurz vor Otjosasu. Nach einem besonders guten Regenjahre war der Graswuchs hier überall von großer Üppigkeit; die Pferde standen bis zu den Knieen in guter, reichlicher Weide. Oberarzt Dr. Trommsdorff, der sich darauf wohl verstand, briet und kochte am offenen Feuer eine Mahlzeit, die sich sehen und essen lassen konnte; und dazu ein herrlicher Appetit, wie ihn Soldaten, die im Felde liegen, zu haben pflegen — das Kriegsleben ließ sich vorläufig wohl an!

Dann erreichten wir Otjosasu; gern würde ich geschrieben haben: „wir rückten in Otjosasu ein“, es klingt so viel imposanter; doch da war nichts

*) Kleine Abschnitte dieses Kapitels sind schon in meiner Broschüre „Der Krieg in S.-W.-A. und seine Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie“ verwendet. Bayer.

zum Einrücken! Außer der Kirche und dem halb zerstörten Missionshause standen nur noch vier elende, kleine Steinhäuschen herum, so groß wie Hütten einer Laubenkolonie.

Unterwegs hatten wir kurz vor Otjosasu noch eine überraschende Begegnung. Mitten auf der Pad stand einsam ein Kapwagen, seitwärts davon weidete das Ochsengespann. Ein alter Mann stand an der Wagendeichsel und begrüßte uns traurigernst und müde. Im Innern des Wagens saßen ein paar Frauen und Kinder. Allen stand auf den braunen, mageren Gesichtszügen geschrieben, daß sie schwere Leiden durchgemacht hatten.

Die Erzählungen des Alten, des Missionars Eich vom Waterberg, waren in ihrer Schlichtheit ergreifend: Bei Beginn des Aufstandes war er mit seiner ganzen Familie von den Hereros gefangen genommen worden; er hatte mit ansehen müssen, wie die Ansiedler, seine Nachbarn und Freunde, in grausamer und hinterlistiger Weise ermordet wurden, ohne retten und helfen zu können. Schließlich war ihm gestattet worden, nach Okahandya zu ziehen; aber fortgesetzt begegnete er neuen Banden der Aufständischen, und immer wieder mußte er um das Leben der Seinigen zittern. Nur wenig Hab und Gut hatte er zu bergen vermocht, auch mit Lebensmitteln stand es sehr knapp.

Als die Wagendecke zurückgeschlagen wurde, bohrte eines der Kinder wimmernd sein Köpfchen unter die Kissen; die Mutter erzählte, es sei augenkrank, und das Tageslicht verursache ihm Schmerzen. Von fürsorglicher Hand waren mir aus der Heimat viel Schokolade und Biskuits geschickt worden, und glücklicherweise verwahrte ich etwas davon in der Satteltasche, so daß ich gleich an die Kinder verteilen konnte. Die seit Monaten nicht gesehenen Genüsse erregten bei den armen Flüchtlingen ein so freudiges Staunen, daß wir lächelnd dabei standen und uns darüber wunderten, wie Dinge, die uns doch gar nichts Besonderes waren, für andere solchen großen Wert besitzen konnten. — Später im Sandfeld haben wir es aber begriffen! Entbehrungen und Leiden machen das Gemüt weich und empfänglich für kleine Freuden.

Otjosasu liegt im Gabelpunkt zweier Täler, von denen das eine nordwärts, das andere nach Osten sich erstreckt. Das nördliche ist das Tal des Swakop, in dessen sonst trockenem Rivier die Wasserstellen Okatumba, Oviumbo und Katjapia liegen. Das östliche hat, so viel ich weiß, keinen besonderen Namen, und wird wohl die ihm damals durch die kriegerischen Ereignisse gegebene Bezeichnung „Tal von Onganjira“ fürderhin behalten.

In beiden Tälern standen die Werften des Feindes und sein „Orlog."*) Wie uns Eich bestätigte, war fast das ganze Hererovolk hier zusammengezogen; nur der friedliebende Salatiel saß mit seinem Stamme noch am Waterberg, und ein Teil der Leute des Kapitäns Michael von Omaruru war gleichfalls nordöstlich nach dem Waterberg gerückt. Estorff hatte also richtig gemeldet.

Die Gesamtmacht des Feindes schätzten wir auf 5—6000 Mann, worunter etwa 3000 mit Gewehren Bewaffnete. Die übrigen trugen den Kirri und hielten sich dicht bei den Gewehrträgern, um die Flinte eines Gefallenen sofort weiter verwenden zu können. Auf diese Weise blieb die Zahl der feindlichen Schützen immer dieselbe.

Hätten wir genug Truppen gehabt, so würde der Gouverneur, in beiden Tälern vorrückend, die feindlichen Flügel gleichzeitig angegriffen und dadurch verhindert haben, daß ein Flügel der Hereros dem anderen helfen konnte. Man hätte dann auch einen Vernichtungsschlag führen können, der den Feldzug vielleicht beendigte.

Aus der Heimat waren zwar weitere tausend Mann heranbeordert, doch bis diese in der Kolonie eintrafen und mobilisiert waren, verging lange Zeit. Der Feind wurde aber von Tag zu Tag übermütiger in seiner Haltung, frecher in seinem Auftreten, hielt unser Zögern sicher für Schwäche, ging seinerseits allmählich zum Angriff über, unser Prestige kam ins Wanken, und der Süden der Kolonie konnte in den Aufstand mit hineingerissen werden. Zu bedenken war auch die schwierige Lage der Abteilung v. Glasenapp, die nach ihren verlustreichen Kämpfen der Entlastung bedurfte. So schien es denn dringend notwendig, nicht länger mit dem Angriff zu warten, sondern mit unseren geringen Kräften die siebenfache Übermacht anzufallen. Der Gouverneur entschloß sich, seine kleine Truppe nicht zu teilen, sondern zunächst nur gegen den linken feindlichen Flügel bei Onganjira vorzugehen und den anderen bei Oviumbo lediglich beobachten zu lassen. Der Angriff wurde für den nächsten Tag festgesetzt.

Die Truppen biwackierten auf der freien Hochfläche nördlich der einfachen, weißgetünchten Kirche von Otjosasu, deren Turm vom Lichte der Lagerfeuer rot bestrahlt zum Himmel emporragte. Ringsum stand eine Postenkette und spähte aufmerksam in das Buschdickicht. In ihre Mäntel eingehüllt, den Schlapphut zusammengerollt als Polster unter den Kopf

*) Das Wort „Orlog" wird in zweifachem Sinne gebraucht und bedeutet Krieg oder auch Kriegsmacht. Man kann also sagen: „Samuel machte Orlog", oder auch „der Orlog Samuels marschierte ...."

geschoben, die Waffe dicht neben sich, lagen die Leute auf dem weichen Sandboden. In Rudeln hielten dahinter die Pferde, für diese Nacht angekoppelt oder nur mit kurzen Ketten über den Knieen gefesselt. An der Mission befand sich das Hauptquartier und der Wagen des Gouverneurs.

Um Mitternacht wurden mit großkalibrigen Pistolen Leuchtkugeln in die Höhe geschossen; wie mächtige, strahlende Sterne standen sie ein paar Sekunden am Himmel, beleuchteten grell in weißem oder rotem Licht das Lager und sanken dann langsam zu Boden. Es war das verabredete Signal, durch das wir der Abteilung Glasenapp unseren Vormarsch und unsere Absicht, anzugreifen, künden sollten. Aufmerksam suchten wir nordwärts den Horizont ab, wo gleiche Antwort erscheinen mußte, doch alles blieb



Missionshaus Otjosasu. Von Hereros zerstört.

dunkel; nur ein feuriger Meteor zog schräg nach oben über den Himmel und hinterließ einen glimmenden Streifen, der schnell erlosch. Dann verhüllte sich der Himmel, und leichter Regen rieselte auf uns hernieder.

Am 9. April, um fünf Uhr früh, hatte Oberst Leutwein alle Führer zum Befehlsempfang nach dem Missionshause bestellt. Die Truppen standen zu gleicher Zeit an ihren Biwackplätzen zum Abmarsch bereit.

Es waren Meldungen eingegangen, daß eine am Südrande des Tals von Onganjira liegende, hohe und steile Kuppe von feindlichen Schützen besetzt sei. Oberst Leutwein befahl nun, auf diesen Berg in einer Kolonne loszumarschieren, und fügte hinzu, er werde nach Einnahme dieser Stellung so lange im Vormarsch oder Angriff bleiben, bis das ganze Tal und die Werften des Feindes in unseren Händen seien.

Um sechs Uhr morgens wurde der Marsch angetreten. Als Auf-

klärer ritten die Witbois voran. Es folgten in der Avantgarde die 1. und 6. Feldkompagnie sowie die Gebirgsbatterie; dann kamen, nach einem Abstand, die übrigen, dicht aufgeschlossen, Reiter und auch Fußvolk zu zweien nebeneinander. Die Geschütze, von je sechs oder acht Maultieren geschleppt, fuhren zwischen den Kompagnien. Bei jedem Zuge befand sich eine rote Flagge als Erkennungszeichen, um zu verhindern, daß sich unsere Truppen im Buschgelände gegenseitig beschossen.

Die Bastardabteilung sicherte die linke Flanke gegen den Feind im Swakoptal. In Otjosasu blieb der Troß zurück, und bei ihm, als Bedeckung, die 2. Kompagnie des Seebataillons mit zwei Geschützen der 3. Batterie und einigen Maschinengewehren. Es war freilich bedauerlich, daß wir so starke Kräfte abzweigen mußten, die uns für die Entscheidung fehlten; aber bei der Stärke des Gegners und bei der Anziehungskraft, die unsere wertvolle Bagage mit den zahlreichen Tieren auf die habgierigen Hereros ausüben mußte, war mit einem Angriff darauf wohl zu rechnen.

In Richtung auf Oviumbo sahen wir zwei dicke Rauchsäulen aufsteigen; es waren offenbar Signale des Feindes, der große Reisighaufen zusammengetragen hatte, um sie beim deutschen Anmarsch als weit kündende Zeichen anzustecken. So besaßen auch die Hereros ihre Telegraphie.

Gegen sieben Uhr hatte der Regen aufgehört, und siegreich brach die leuchtende Sonne durch den Wolkenschleier.

Beim Vormarsch herrschte nicht die geringste Nervosität und Hast. Ich bin überzeugt, daß im Frieden, im Manöver, kein Detachement mit mehr Ruhe und Ordnung antreten und vorrücken könnte, als damals unsere Hauptabteilung von Otjosasu. Dabei marschierten die Leute gegen einen übermächtigen Feind; aber jeder, bis herunter zum jüngsten Reiter, schien durchdrungen von der Überzeugung, daß wir Deutschen heute siegen würden. Ich kann selbst nicht sagen, wodurch diese Überzeugung sich so allgemein verbreitet hatte; ich stelle nur die Tatsache fest und möchte glauben, daß das geheimnisvolle Fluidum, welches wir Stimmung der Massen nennen, nur mit Schwierigkeit psychologisch erklärt werden kann; sicher hat aber meist diese Stimmung der Massen, die wir auch Geist der Truppe zu nennen pflegen, die Schlachten entschieden.

Unsere Leute waren beim Vormarsch zur Entscheidung froh und munter, lachten und scherzten; doch will ich damit nicht sagen, daß sie nicht auch von jenem Gefühl der Selbsterhaltung gepackt waren, das tief in jedem Menschen schlummert und zu Tage tritt, wenn er dem Tode entgegengeht. So abgeschlossen mit der Welt, so gleichgültig gegen das Leben ist niemand, daß er ohne Gefühle in das Gefecht ginge, die ich mit Todesgedanken be-

zeichnen möchte. Jedem schlägt in solchen Stunden der Puls etwas schneller, und wer dies leugnet, dem schlägt er wohl am allerschnellsten. Meines Erachtens bestehen Mut und Tapferkeit nicht etwa in der gänzlichen Gleichgültigkeit gegen den Tod, sondern in der Kraft, die Regungen der Angst und des Zagens, die jeden einmal anwandeln mögen, niederzudrücken.

Als die Vorhut sich dem Berge näherte, auf dem feindliche Schützen erkundet waren, hielt sie, und die Abteilung rückte auf.

Oberst Leutwein, der durch ein Fußleiden in seiner Bewegungsfreiheit behindert war, bestieg mühsam unter großen Schmerzen eine kleine, steile Kuppe, die er lächelnd den „Feldherrnhügel" nannte. Von hier aus konnten wir einen klaren Überblick des Geländes vor uns gewinnen.

Nach Osten zog sich ein breites Tal dahin, bestanden mit dichtem Dornbusch, üppigem Grase, und hohen Bäumen. Zu beiden Seiten war es von einer Kette hoher Berge begrenzt. An einer Stelle verengte es sich, dort sprang von Norden und Süden eine überragende Felskuppe vor, und zwischen beiden lag ein Hügel, mit einem einzelnen Baum darauf, wie ein Querriegel mitten in der Talsohle.

Die Meldungen unserer Spione stimmten mit unserem Eindruck und, wie sich später ergab, mit der Wirklichkeit überein: Die Hereros hatten die Verengung des Tales besetzt und durch Verschanzungen verstärkt; zu beiden Seiten aber, in den Bergfalten versteckt, hatten sie die alten Krieger aufgestellt. Ihre Schlachtordnung glich somit einem nach Westen geöffneten Hufeisen.

Auch die Absicht des Feindes war klar: Wir sollten, in dem Tale vorgehend, auf die Verschanzungen stoßen und uns zum Angriff entwickeln; dann konnten beide Flügel des Feindes vorstürmen und uns umklammernd erdrücken.

Indem wir nun, nach dem ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs, statt in der Mitte des Tales, längs der Hänge vormarschierten, griffen wir selbst den linken Flügel des Gegners an und warfen seine Berechnungen über den Haufen.

Etwa 800 Meter vor dem „Feldherrnhügel" lag eine steile Kuppe, auf der einzelne schwarze Gestalten zu sehen waren. Die Artillerie fuhr auf und eröffnete das Feuer. Das erste Schrapnel sauste durch die Luft, krepierte genau über dem Felsblock, der den Berg krönte, und blitzschnell verschwanden die Hereros hinter der Kuppe. Nachdem noch ein paar gut sitzende Geschosse den Hang reingefegt hatten, begann ein Infanteriezug unter Leutnant Grünewald langsam und unter großer Anstrengung den

Berg zu erklimmen. Die Artillerie stand unterdessen bereit, um sofort einzugreifen, wenn der Feind wieder auftauchen sollte; als aber die Leute der 4. Kompagnie die Bergspitze erreicht hatten, fanden sie keinen Gegner mehr vor, er hatte die Stellung geräumt und war — verschwunden.

Die Geschütze richteten nunmehr ihr Feuer gegen die feindliche Hauptstellung, insbesondere gegen den Hügel mit dem einzelnen Baum.



Gebirgsgeschütz

Auf einem Felsblock lag Deventer, so lang er war, beobachtete das Tal und sah mit seinen Luchsaugen allerlei, was wir erst mit dem Glase erkannten. Offenbar war beim Feinde große Bewegung, es schien, als sei er mit seinen Massen im Abzug begriffen; man hörte, wie Tausende von Rindern fortgetrieben wurden, und der Wind trug uns ihr Gebrüll zu. Als die gedehnten Töne der Tierstimmen von fern zu uns herüberdrangen, sagte Deventer, der Sohn eines Volkes, dessen Leiden-

schaft die Viehzucht ist, mit leuchtenden Augen zu mir: „Das klingt wie Musik!"

Die Besorgnis, der Gegner könne uns entschlüpfen, beschlich uns und führte zum Befehl, den Vormarsch fortzusetzen.

Bevor wir aber an den Feind heranrückten, kam von Otjosasu eine Patrouille angesprengt und brachte ein dringendes Schreiben an Oberst Leutwein. Der Inhalt war von Bedeutung: Abteilung v. Glasenapp war nach dem Gefechtsfelde von Owikokorero vorgegangen, hatte dort die Toten begraben, und war dann beim Rückmarsch zum Lager, am 3. April, bei Okaharui von Hereros angegriffen worden. Es hatte einen schweren und siegreichen Kampf gegeben, der Feind war trotz der starken deutschen Verluste zurückgeworfen worden, und die Abteilung stand nunmehr gefechtsfähig im alten Lager von Onjatu!

Wir, die Hauptabteilung, marschierten nun gegen Mittag erneut vor, und da der linke Flügel des Gegners nirgends standhielt, bog die Vorhut gegen den „Hügel mit dem Baum" ab. Reiß führte die Spitze.

Plötzlich sah er sich einer langen Verschanzung des Feindes gegenüber; ein heftiges Gewehrfeuer schlug der kleinen Abteilung entgegen; rasch entwickelte sich die 1. Feldkompagnie. Gleichzeitig brachen die Hereros schon hervor; sie verließen den sicheren Dornverhau und die Schützengräben und liefen heran; doch nicht als eine wilde, dichte Masse, wie die Derwische bei Omdurman, sondern in langer Schützenlinie, geduckt und in Sprüngen, mit großer Geschicklichkeit und unter Ausnutzung jeder Deckung. Schließlich stürmten sie mit Hurra, voran ein Herero mit gezogenem Degen und in deutscher Offiziers-Uniform. Es waren Leute des Kapitäns Assa Riàrua. Hinter der Schützenlinie schrien und tanzten die Hereroweiber und feuerten die Krieger zum Kampfe an.

Die 1. Kompagnie geriet durch die Übermacht in schwierige Lage, denn der linke Flügel wurde umfaßt und mußte etwas zurückweichen; Leutnant v. Rosenberg erhielt eine tötliche Verwundung; Oberarzt Dr. Trommsdorff schleppte ihn und andere aus dem Feuer! In diesem kritischen Augenblick traf die 2. Feldkompagnie ein, von Franke geführt, feuerte in die Reihen der anstürmenden Eingeborenen und brachte das Gefecht zum Stehen. Auch die Gebirgsbatterie fuhr neben der Schützenlinie auf und beschoß den schon dicht herangekommenen Gegner.

Gleichzeitig hatten die 1. und 3. Batterie eine freie Stelle im Dornbusch erreicht, waren abgeprotzt und sendeten Schrapnels nach den feindlichen Schanzen. Hin und wieder erschienen einzelne Schützen auf wenige hundert Schritt vor den Rohrmündungen und versuchten die Bedienungs-

mannschaften abzuschießen; dann feuerten die Batterien mit Schrapnels dicht vor sich in den Busch. Der Donner der Geschütze, das rollende Gewehrfeuer hallten hundertfach wieder in den Schluchten und an den Felshängen — es war ein betäubender Lärm.

Das Hauptquartier befand sich hinter der Mitte der Artillerie auf dem freien Platz. Oberst Leutwein stand aufrecht im Feuer; er trug seine silbergestickte auffällige Uniform und nahm von den vorübersausenden Geschossen keinerlei Notiz. In aller Ruhe erteilte er die erforderlichen Befehle.



Gouverneur Leutwein

Der berittene Zug der 6. Kompagnie mußte links von uns irgendwo im Busch stecken. Ich wurde dorthin geschickt, um ihm den Befehl zum Vorrücken in östlicher Richtung zu überbringen. Vor mir her ritt Deventer und verfolgte die Spur mit der Findigkeit eines Indianers, hinter mir ritten Lakenmacher und der Schreiber Rößner; ich trug, wie alle Offiziere außer Leutwein, einfache Mannschaftsuniform, einen Patronengurt, keine Abzeichen und im Gewehrschuh ein Gewehr 98. Den für ein anderes Klima und ein anderes Land berechneten weißen Tropenhelm der Marine-Infanterie hatte ich zunächst mit Kaffee begossen, um ihm mehr Lokalkolorit zu geben; da er sich aber immer noch zu sehr abhob, legte ich mir später den Schlapphut der Schutztruppe zu.

Wir fanden die Berittenen der 6. Kompagnie; vor ihrer Front stand Bagenski mit seinen Offizieren. Ich überbrachte den Befehl; da zeigte Bagenski zur Linken, nach Norden, wo sich scharfe Hänge über den Busch hinweg abhoben. Durch das Glas sahen wir deutlich eine dunkle Masse, die sich dort bewegte, ein Gewoge von vielen Köpfen, die über den Felsrücken auftauchten, und einzelne Führer, an weißen Anzügen kenntlich, die heftig gestikulierten und nach uns herüber zu weisen schienen. Dort standen wohl tausend bis zweitausend Krieger, die noch nicht am Kampfe teilgenommen hatten und jeden Augenblick gegen unseren schwachen linken Flügel anstürmen konnten. Unwillkürlich sah ich nach der kleinen Schar, die den

ersten Anlauf auszuhalten hatte. Bagenski sagte, er wäre in Sorge, der Feind könnte am Ende doch noch abziehen, statt anzugreifen: „Das wäre doch schade", meinte er, „ich habe mich so auf das erste Gefecht gefreut!" Daß ihm hier mindestens zwanzigfache Übermacht gegenüber stand, war ihm nebensächlich.

Als ich zum Hauptquartier zurückritt, hatte ich ein kleines, echt südwestafrikanisches Erlebnis; am Rivier hörten wir in einer Vertiefung blöken und sahen etwa 20 Kälber in einer Mulde stehen. Deventer witterte eine Falle; vorsichtig kamen wir heran, doch es schien alles rein. Da ritt Deventer links, Rößner rechts, Lakenmacher und ich in der Mitte, die Tierchen liefen vor uns her und trabten munter durch den Busch. Mir brachte die Sache keinen Zeitverlust und der ganzen Abteilung einen guten Braten. Der Gouverneur lachte aus vollem Halse, als er mich so kommen sah. Einer unserer Eingeborenen übernahm sachverständig das Weitere. Am nächsten Tage gab es Kalbfleisch, und wir Viehtreiber bekamen das schönste Filet.

In unserer rechten Flanke hatten sich einige feindliche Schützen eingenistet, und ihre Geschosse pfiffen heulend quer durch unsere Aufstellung. Bei der 3. Batterie stand ein Unteroffizier am Geschütz, breitbeinig, das Fernrohr vor den Augen. Plötzlich fiel er über die Absätze hintenüber, schwer und steif. Ein Sanitätsunteroffizier sprang hinzu, kniete neben ihn und riß ihm den Rock auf, erhob sich aber gleich wieder, zuckte die Achseln und sagte: „Er ist tot." Hoch oben auf einer Protze, weithin sichtbar, saß ein Artillerieoffizier, baumelte mit den Beinen und kommandierte; nun sah er sich nach dem Toten um, der fünf Schritt hinter ihm lag; dann befahl er gleichmütig: „Drittes Geschütz — Feuer!"

Hinter dem rechten Flügel sprang ein Handpferd mit allen vier Beinen in die Luft, fiel zusammen, wälzte sich auf dem Rücken und schlug um sich; dann zuckte es ein paarmal und legte sich still auf die Seite. „Hat das Tier Kolik?" fragte einer. „Nein, Bauchschuß!" Die Pferdehalter hockten am Boden und versuchten möglichst viele Pferdebeine zwischen sich und den Feind zu bringen. Einige übergaben den anderen die Zügel und suchten die unheimlichen, unsichtbaren Schützen zu beschießen.

Da sprengte von links Major v. Estorff heran. Die Berittenen Bagenskis waren im Vorgehen in die Flanke des Feindes gekommen, welcher der 2. Kompagnie gegenüberlag; links davon war die 4. Kompagnie auf übermächtige Kräfte gestoßen und stand im heftigen Kampfe; die feindlichen Scharen, die Bagenski beobachtet hatte, waren nun doch angestürmt und bedrohten unsere linke Flanke.

Der Gouverneur schickte die 5. Kompagnie und die 1. Batterie nach dem gefährdeten, äußersten linken Flügel; Major v. Estorff erhielt dort den Befehl. Damit waren alle Reserven aus der Hand gegeben. Auf der ganzen langen Front prasselte das Gewehrfeuer, und nun begann auf dem linken Flügel auch noch das trommelnde, nervenzerrüttende Getöse der Maschinengewehre der Abteilung Graf Saurma, die dort eingetroffen war.



Maschinengewehre bei Onganjira

Da erschien es denn angebracht, noch etwas vom rechten Flügel nach der Mitte zu holen, um eine letzte Reserve für alle Fälle in der Hand zu haben.

Ich ritt ab, um den Befehl zu überbringen; Deventer war schon mit einem Auftrag unterwegs, eine Bedeckung war nicht mehr zu haben; als ich nun mit meinen zwei Leuten in den Busch eintauchte, begrüßten uns ein paar so wohlgemeinte Schüsse, daß wir aus dem Sattel sprangen. Den Burschen schickte ich mit den Pferden zurück und ging mit Rößner allein vor. Schleichend und springend bewegten wir uns weiter, das Gewehr schußbereit in der Hand.

Plötzlich bekam ich einen heftigen Stoß von rückwärts, das Trommelfell drohte zu platzen, so dröhnte es mir, und vor den Augen kreisten feurige Ringe; ich flog auf die Erde hin und war sehr verwundert, noch zu leben und sogar unversehrt zu sein. Im nächsten Augenblick kam es mir blitzartig zum Bewußtsein: Ich lag vor der Mündung einer eben abgefeuerten Kanone. Schnell wälzte und rutschte und sprang ich nach der Seite und nach vorn.

Dann ging es wieder rasch durch die Büsche; und nun kamen wir an eine kleine Lichtung; da sahen wir vor uns einen steilen Felsen ragen; oben darauf lagen Leute und an einem Baumast stak eine rote Flagge. Dort waren die Unsrigen; wir kletterten den Hang empor.

„Wo kommen Sie denn so allein her, Herr Hauptmann?“ schrie es über mir; ich erkannte Bojanowskis*) Stimme. Keuchend langten wir oben

*) Gefallen am 24./10. 1905.

an. Die beiden unberittenen Züge der 6. Kompagnie hatten zwei Anhöhen in der rechten Flanke gestürmt und lagen hier und sicherten. Bojanowskis Zug blieb in der Stellung; der andere Zug wurde zurückbeordert, ich schickte ihm einen Zettel zu, denn die beiden Felsen trennte ein tiefes Tal, und die Stimme reichte nicht hinüber.

Zu unserer Linken hatte ein Zug der 1. Kompagnie den „Hügel mit dem Baum" erstiegen, so daß der ganze rechte Flügel siegreich die Höhen beherrschte. Einzelne Gestalten sah man vor uns im Tal durch die Büsche huschen, wir nahmen sie unter Feuer. „Da unten steht auch noch einer" schrie ein Reiter und zeigte in die Tiefe; wir sahen mit Ferngläsern hinab — wahrhaftig, da stand ein großer, schlanker Herero, ein Tuch um den Kopf, den linken Fuß etwas vorgestreckt, das Gewehr im Anschlag. Die einen behaupteten, er sei nackt, andere meinten, er habe einen Cordanzug, unterschieden sogar deutlich den Patronengurt von der rechten Schulter zur linken Hüfte. Unsere besten Schützen nahmen ihn aufs Korn, aber der Kerl rührte sich nicht und schien über gewaltige Kräfte zu verfügen, denn er hatte immer noch das Gewehr angelegt und zielte. Schließlich meinte einer, es sei am Ende ein Baumstamm! Da sahen wir uns gegenseitig an und lachten, — es war wirklich ein Baumstamm! So täuscht die Phantasie im Gefecht, wenn die Nerven erregt, und die Sinne überwach sind.

Der kleine Vorfall ist charakteristisch. Und zwar irrt sich die Masse ebenso leicht wie der Einzelne. Unmittelbar nach den Gefechten ist es oft schon schwer, die Ereignisse festzulegen; wieviel schwerer erst nach Jahren, wenn sich die Vorstellungen festgesetzt haben.

Vom linken Flügel hörte man noch heftiges Feuer, Donner der Geschütze und immer wieder einsetzendes Wirbeln der Maschinengewehre.

Da gelangte, ich weiß nicht wie, die Kunde bis zu unserer einsamen Höhe, daß auf dem linken Flügel zwei Offiziere gefallen seien: Oberleutnant v. Estorff und Leutnant v. Erffa — mich durchzuckte es! Mein Freund Estorff, mit dem ich in den letzten Monaten so viele Stunden in traulichem Geplauder zusammen gewesen war, lag da drüben in seinem Blute! Und der Bruder kommandierte dort und hatte selbst den Befehl zum Angriff geben müssen, wie es die Lage und die Pflicht erheischten!

Die Ereignisse auf dem gefährdeten linken Flügel hatten inzwischen eine gute Wendung genommen. Major v. Estorff hatte den wiederholten Angriff der Hereros abgewiesen; dabei wurden dem Gegner schwere Verluste zugefügt, zumal dieser mit einer Tapferkeit vorstürmte, die uns Achtung und Bewunderung einflößte. Man sage über die Hereros, was man will, aber mutig waren sie, und sie wußten zu sterben.

Dann waren unsere Leute zum Angriff übergegangen und hatten sich gegen die Höhe gewendet, die von Norden in das Tal einsprang, weil von ihr aus die ganze Stellung beherrscht wurde. Die Artillerie säuberte zunächst den Hang.

Als sich die 5. Feldkompagnie anschickte, den Berg zu ersteigen, dessen Besitz das Schicksal des Tages entscheiden mußte, fand sie zu ihrer Überraschung die 2. Feldkompagnie rechts neben sich!

Diese hatte, wie wir wissen, links neben der 1. Kompagnie im Gefecht gelegen; der Gegner vor ihr war gewichen; da hatte auch sie vom Gouverneur den Befehl zum Angriff auf die erwähnte Höhe erhalten; denn Oberst Leutwein hatte wohl erkannt, welches der Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung war.



* Hauptmann Franke

Franke ließ seine 2. Feldkompagnie aufsitzen und sprengte in geschlossener Attacke quer durch das deckungslose Rivier bis an den Fuß des Berges! Dies Reiterstück muß prächtig ausgesehen haben.

Dann erstürmten die 2. und 5. Kompagnie gemeinsam, unter Hurrarufen, die hohe Felskuppe; der Feind räumte sie unterdessen und zog sich eilig zurück. Damit war der Sieg auf der ganzen Linie entschieden.

Um diese Zeit meldeten die Bastards, daß von Katjapia dreihundert berittene Hereros und viel Fußvolk zur Hilfe heranrückten. Diese Verstärkung soll auch wirklich bis zum Gefechtsfeld herangekommen sein, aber dann kehrt gemacht haben, als sie die ihrigen in voller Flucht sah und erkannte, daß die Niederlage nicht mehr abzuwenden sei.

Ich hatte v. Bojanowski verlassen und stieg durch einen breiten Sattel auf den „Hügel mit dem Baum“. Die Sonne stand dicht über dem Horizont; in den Bergen, nach Osten zu, sahen wir Massen von Rindern, die von einzelnen Leuten zurückgetrieben wurden. Einige Geschütze der Gebirgsbatterie waren auf den Hügel heraufgeschleppt worden; die Artilleristen zielten, schossen und beobachteten so ruhig, wie wenn sie in der Heimat eine Übung abhielten. Die weißen Wölkchen erschienen bald hier bald da über den Köpfen der Flüchtenden; manchmal sah man in der Ferne eine der kleinen

dunklen Gestalten hinstürzen, doch sofort sprang eine andere hinzu und schleppte sie rücksichtslos am Arm oder am Bein über Felsen und Dornen.

Es war einer der Kriegsgebräuche der Hereros, dem Feinde die Toten wie die Verwundeten zu verbergen, um den Erfolg möglichst klein erscheinen zu lassen. Wenn wir trotzdem 80 Tote und einige Verwundete fanden, so weist dies darauf hin, wie schnell der Gegner durch den letzten Angriff zum Rückzug gezwungen wurde.

Unsere eigenen Verluste betrugen nur vier Tote, sowie zwölf Verwundete, von denen später noch zwei starben. Daß der große Erfolg mit so kleiner Verlustzahl erkauft wurde, verdanken wir dem schnellen, entschlossenen Angriff, dem für unsere Artillerie günstigen Gelände und der falschen Fechtweise des Feindes, die dieser später nie wieder angewendet hat!

Am Fuße des Hügels waren einige Hütten von der Artillerie in Brand geschossen worden. Da mögen unsere Leute gedacht haben, es sei befohlen, die wertlosen, verlassenen „Pontocks“ anzuzünden; sie taten es, und bald loderten in weitem Umkreise Tausende von hellen Stichflammen gen Himmel empor, ein Feuerwerk von unvergeßlicher Großartigkeit.

Ich suchte den Gouverneur und fand ihn schließlich an einem Platz unweit des Riviers, der von den Flammen hell beleuchtet war. Er empfing mich mit dem Ausruf: „Was? Sie leben noch? Hier erzählt alles, Sie seien tot; zuletzt sollen Sie vor der Artillerie gewesen sein.“ Ich meldete, was ich gesehen hatte.

Das Gewehrfeuer war verstummt. Auf den erstürmten Höhen standen während der Nacht unsere Feldwachen.

Die Truppen lagerten dicht an der eroberten Stellung. 14 Stunden hatten unsere Leute ohne Pause marschieren und fechten müssen. Nun zündeten sie kleine Feuer an, aßen ein paar Bissen und streckten sich todmüde an die Erde.

Fünftes Kapitel.

Der zweite Vormarsch.

In jedem Handbuch der Taktik steht in gesperrtem Druck zu lesen, daß man nach dem Siege verfolgen soll „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß.“

Dies war uns im Hauptquartier wohlbekannt, und wir haben noch am Abend des Gefechtstages davon gesprochen; aber wie man so viele europäische unerschütterliche Grundsätze der Kriegführung in den Kolonien wegen der Eigenart des Feindes und des Landes bei Seite lassen oder gar ins Gegenteil verändern muß, so standen wir auch hier vor der Unmöglichkeit, eine sonst wohl bewährte Regel der Kriegskunst in die Wirklichkeit umzusetzen.

Wir sollten verfolgen! Einen flüchtigen, gewandten Gegner, der nach allen Seiten auseinanderfloß, wie Brei aus einem zerschlagenen Topf, der zerstäubte, wie Mörtel unter dem Hammer, der einzeln und in kleinen Gruppen dahineilte nach Nord und Ost, der jeden Stein und jeden Strauch kannte, während keiner von uns in den unwirtsamen Schluchten und Tälern Bescheid wußte! Wären wir in der Nacht trotz Müdigkeit und Abspannung noch weiter gelaufen ins Dunkel und in die Wildnis hinein, es wäre ein Mißerfolg geworden. Und als nun am nächsten Tage eine Abteilung vorstieß, konnte sie nur melden, daß der Feind „über alle Berge“ sei.

Der intakte rechte Flügel der Hereros bei Oviumbo war nunmehr unser Angriffspunkt geworden.

Wir blieben am 10. April auf dem Gefechtsfelde liegen, suchten die Stellung ab und begruben feierlich unsere Toten. Zum ersten Male hörte ich die drei Salven mit scharfen Patronen über dem offenen Grabe abfeuern, den letzten Gruß für die gefallenen Kameraden. Ein paar Holzkreuze wurden errichtet, darauf schrieben wir die Namen, legten Steine auf die Erdhügel und schichteten Sträucher ringsum.

Die Schanzen des Feindes konnten wir jetzt erst in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken, und was wir sahen, erfüllte uns mit bewunderndem Staunen. Das sonst so träge Hererovolk hatte hier etwas geschaffen, wozu wochenlang viele Hände sich eifrig regen mußten. Wohl zwei Kilometer lang zog sich ein drei Meter hoher, dichter Verhau aus Dornbüschen dahin; und zwar lag er nicht auf den Höhen, wo man ihn leicht entdecken und beschießen konnte, sondern im Grund, am Fuße des „Hügels mit dem Baum", quer zur Tallinie. Hinter dem Verhau waren kunstvolle Schützengräben angelegt, wohl verborgen und in den gewachsenen Boden eingelassen. Auf dem Abhang lagen Verschanzungen aus schweren Steinen, die nicht nur gegen Infanteriegeschosse, sondern auch gegen Artilleriefeuer deckten. Hin und wieder waren Löcher für einzelne Schützen, sorgfältig hinter Bäumen versteckt, ausgehoben. Der Gegner hatte die von ihm geschaffene Festung wahrscheinlich für uneinnehmbar gehalten.

Von der Höhe des Berges, der von der 2. und 5. Feldkompagnie gestürmt war, hatte man einen herrlichen Rundblick; überall aber rauchten noch die von unseren Leuten angezündeten Pontocks; der Qualm stieg wohl an mehreren hundert Stellen empor; ich hatte den Eindruck, als befände ich mich in der Mitte eines durch Ritzen und Spalten dampfenden Kraters.



Unsere Leute suchten eifrig die noch unversehrt gebliebenen Hütten ab, um ein paar Andenken zu finden; die Ausbeute war recht klein, vielleicht ein paar Felle oder Holzkalabassen, roh geschnitzte Melktrichter und wertloser, bleierner Frauenschmuck. Ich kroch auch in einen Pontock und blieb darin so lange, als ich es ohne einzuatmen aushalten konnte, denn alle Wohnungen der Hereros stinken so intensiv und widerlich nach ranzigem Fett, übersäuerter Milch und ungegerbten Häuten, daß uns Europäern ein Schaudern ankommt. Derselbe durchdringende Geruch haftet auch an jedem Gegenstand, der den Eingeborenen gehört, und schließlich auch an

den Hereros selbst, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Beiläufig bemerkt, behaupten die Hereros ganz dasselbe von uns und lieben es durchaus nicht, daß Weiße ihre Hütten betreten, weil „die schlechte Ausdünstung der Europäer“ sich im Pontock festsetze!

Viele Einzelheiten des Gefechts wurden nun erst bekannt und lebhaft besprochen. Eine Hereroabteilung, die sich besonders beim Angriff ausgezeichnet hatte, war mit den Anzügen und Tropenhelmen der Marine-Infanterie bekleidet gewesen. Ein anderer Hererotrupp hatte rote Armbinden getragen. Überall war eine straffe Organisation und einheitliche, klare und wohlüberdachte Gefechtsleitung beim Feinde beobachtet worden. Dieser hatte offenbar seine Truppen genau ebenso in Züge und Kompagnien eingeteilt, wie wir, und jeder Truppenteil hatte seine bestimmten Führer gehabt. Das Angriffsgefecht muß bei den Hereros vorgeübt gewesen sein, sonst hätte es nicht so trefflich „klappen“ können. Wenn trotzdem der Sieg auf unserer Seite war, so lag das, außer an den schon erwähnten Gründen, an dem ruhigen Feuer unserer Leute, die den Feind bis dicht vor die Mündungen heranlaufen ließen.

Wir waren noch einen Tag bei Onganjira geblieben, um unseren Truppen Ruhe zu gönnen und um klar zu sehen, wie auf diesem Flügel die Sachen standen.

Nun aber mußten wir daran gehen, auch den anderen Flügel des Feindes zu werfen. Da Katjapia, wo die übrige Masse des Gegners liegen sollte, mit Otjosasu und Onganjira ein Dreieck bildet, dessen rechter Winkel bei Otjosasu liegt, so wäre es mathematisch das Einfachste gewesen, auf der Hypotenuse von Onganjira geradewegs auf Katjapia loszumarschieren. Mit Infanterie hätte sich das vielleicht ausführen lassen; Berittene, oder gar Geschütze und Fahrzeuge konnten indessen über die weglosen, steinigen Berge und durch die tiefen Schluchten nicht hinüber.

So entschloß sich der Gouverneur, zuerst nach Otjosasu zurückzukehren und dann im Swakoptal nordwärts vorzurücken.

Am 11. erreichten wir Otjosasu und lagerten dort auch noch den nächsten Tag. Im Hauptquartier war erheblicher Verbrauch an Papier und Tinte. Einer meiner Freunde meinte: „Das Schlimmste an den Gefechten sind die Berichte, die man hinterher schreiben muß.“

Auf einem Hügel südöstlich Otjosasu war ein Signalapparat aufgestellt, mit dem wir nach dem Kaiser-Wilhelmberg Verbindung hatten. Auf dem Dache der Kirche stand ein weiterer Apparat und blitzte nach dem Hügel hinauf, der den Namen „Signalberg“ erhielt. Die Signalisten bekamen Tag und Nacht keine Ruhe.

Vom Feinde war weit und breit nichts zu sehen!

Patrouillen fanden am 12. das Gefechtsfeld von Onganjira frei, nur einige Spione wurden unschädlich gemacht.

Am 13. April, früh um 5 Uhr, marschierte unsere Abteilung längs des Swakoptals in Richtung auf Katjapia zum Angriff vor. Hauptmann Puder führte die Vorhut; sie bestand aus der 2. und 5. Feldkompagnie, den Maschinengewehren und der Bastardabteilung.

In Otjosasu blieb diesmal nur die halbe 2. Seekompagnie bei der Bagage. Alles andere ging mit ins Gefecht.

Je weiter wir nordwärts vorrückten, um so dichter wurde der Busch. Ein Strauch ist etwa so hoch wie ein Reiter zu Pferde, und so eng mit fingerlangen Dornen besät, daß man nirgends zufassen kann, um sich Platz zu schaffen oder um die Äste zu brechen und bei Seite zu schieben. Die untersten Zweige reichen fast bis zur Erde herab und stehen oft so dicht zusammen, daß nur der gewandte Eingeborene es durch lebenslange Gewohnheit versteht, sich schlangengleich hindurchzuwinden. Es gehören Jahre der Übung dazu, um sich im Dornbusch zurecht zu finden. Der Neger verbringt sein ganzes Dasein darin, er läßt seine Rinder dort weiden und beschäftigt sich fortgesetzt damit, jedes einzelne Tier seiner Herde unter Aufsicht zu halten und es nötigenfalls einkreisend heranzuholen. Er beschleicht das flüchtige Wild im Buschwald und muß sich von jedem Fleck des schier undurchdringlichen Labyrinths wieder nach seinem Pontock und zur Wasserstelle zurückfinden. Beim Kampf in solchem Gelände ist er uns darum gewaltig überlegen.

Gegen halb 9 Uhr vormittags erreichten wir ein kleines, halb zerfallenes Europäerhaus. Die Landeskundigen zeigten uns rechts davon im breiten Swakoprivier ein paar Stellen, wo in tiefen Löchern schmutziges, braunes Wasser stand. Dieses Wasser trug den Namen Okatumba.

Einige von uns kletterten auf das Dach des Hauses; doch wiewohl wir scharf mit den Gläsern die ganze Umgegend und besonders einen flachen Berghang vor uns absuchten, konnten wir nichts vom Feinde entdecken.

Wiederum beschlich uns die Sorge, ob der Gegner unserem Angriff ausweichend, abgezogen sei! Wir marschierten weiter. Ich wurde zur Vorhut geschickt.

Es war ein drückend heißer Tag; die Sonne brannte unerbittlich; unter dem Hufschlag der Pferde und den tief im Sande mahlenden Geschützrädern wallte der Staub hoch auf und füllte stickig die sengende, glühende Luft; die Zunge klebte trocken am Gaumen, wie flüssiges Blei zog der Atem die ausgedorrte Kehle hinunter. Um Augen und Mund bildete sich eine Kruste,

während Rock und Sattel, Gesicht und Hände mit weißlichem Staube bedeckt wurden. Die Pferde waren matt und schleppten sich müde dahin. Vom Sonnenlicht geblendet, sahen wir durch zusammengepreßte Lider Büsche und immer wieder Büsche an uns vorbeiziehen.

Wir ritten auf geringe Entfernung an ein paar Werften vorbei, die aber verlassen waren.

Von vorn kam eine Meldung der Witbois, daß sie einige Vleys, d. h. offene Pfützen mit Regenwasser, gefunden hätten. Da beschloß der Gouverneur zu halten, um Menschen und Tieren Trank und etwas Ruhe zu geben.

Das Gros blieb auf dem rechten Ufer zurück und rastete. Ein Witboi führte die Vorhut über das wohl 200 Meter breite Rivier; dort hielten wir, also auf dem linken Ufer, stellten Posten aus und trieben die Pferde nach der nahen Wasserstelle.

Die Offiziere lagerten unter einem mächtigen Baum, dessen breite Krone uns Schatten spendete. Wir zündeten ein kleines Feuer an und begannen uns etwas zu kochen.

Plötzlich hörten wir in der Verlängerung des Riviers einige Schüsse fallen, und gleich danach ein prasselndes Gewehrfeuer! Wir sprangen auf — also doch! Es wurde ernst! Und hier, in diesem beengenden Dornbusch, wo man kaum etwas sah und sich nicht zurechtfand, sollten wir uns schlagen?

Da sauste auch schon das erste Geschoß über unsere Köpfe hinweg und schlug mit scharfem Klang in einen Stamm.

Sechstes Kapitel.

Die Dornen von Oviumbo.

Im Augenblick hatten wir die Gewehre ergriffen. Die 2. Feldkompagnie schwärmte nach vorn aus, mit dem linken Flügel am Rivier und warf sich hin. Die 5. Feldkompagnie war nach rechts entwickelt, lag also im rechten Winkel zur zweiten; zwischen beiden ließ Graf Saurma die Maschinengewehre in Stellung bringen. Die Witbois deckten nach rückwärts. So bildeten wir ein nach dem Rivier offenes Karree.

Das Feuer jenseits des Flußbetts hatte aufgehört, dann setzte es aber verstärkt wieder ein. Vergeblich versuchten wir angestrengt mit den Augen und den Ferngläsern das Dickicht zu durchdringen; doch wo wir hinsahen, war uns die Aussicht durch Büsche versperrt, die gerade zu dieser Jahreszeit im besten Grün standen.

Nur nach links hatten wir die freie Sandfläche des Riviers, auf dessen anderer Seite sich aber wiederum Busch an Busch reihte. Da und dort ragten die Kronen hoher Bäume über den Hakiesdorn hinweg.

Nun regte es sich auch vor uns; auf dem rechten Flügel der 2. Kompagnie bemerkten die Schützen einige schleichende Eingeborene auf etwa 100 Schritte. Gleich darauf bekam die 5. Kompagnie Feuer; der Feind suchte uns zu umgehen. Jetzt prasselte bei uns ein vielleicht zu heftiges Schnellfeuer los und hielt etwa fünf Minuten an. Gleichzeitig hörten wir beim Gros Kanonendonner. Überall wurde gefeuert, rechts, vorn, links; scheinbar hatten sich auch feindliche Scharfschützen in Baumkronen gesetzt, denn einzelne Projektile bohrten sich in steilem Falle in den Boden.

Bald gab es eine Art Gefechtspause; dann zischten wieder einige Geschosse heran, und die Leute begannen sich über deren Art zu unterhalten: „Das war ein 88er, der pfeift so; das singt und surrt, das ist ein Querschläger; das da, mit dem dumpfen Aufschlag am Stein, ist ein 71er.“ Auf

einmal horchten sie auf; was war denn das? Hatte der Feind Geschütze? Das klang ja, als ob ein kleiner Mörser abgefeuert worden sei? Die alten Schutztruppler belehrten: „Vorderlader! Povianspoten!*) Das macht viel Krach und trifft nichts! Wenns aber doch trifft, bleibt kein Knochen ganz!“

Langsam setzte auch bei uns das Feuer wieder ein, denn der Feind schien die Absicht zu haben, uns anzugreifen. Man hörte Rufe vor uns in den Büschen: Die Unterkapitäne gaben ihre Weisungen; und nun schrie uns ein Schwarzer ein paar Worte zu, die sicherlich keine Schmeichelei sein sollten. Wir antworteten mit etwas Blei, da wir die Hererosprache nicht beherrschten.

Allmählich faßte uns alle eine blinde Wut! Da lagen wir nun schon eine Stunde im heißen Sande, hatten höchstens einen oder zwei der niederträchtigen, schleichenden, schwarzen Kerle gesehen, die uns von mehreren Seiten beschossen; wir konnten nicht vorstürmen, denn sonst gerieten wir leicht in falsche Richtung und befeuerten uns gegenseitig; dieser elende Dornbusch hielt uns von allen Seiten gefangen, drosselte uns, raubte uns Licht und Luft. Man fühlte sich wie in einen Sack gebunden, unfähig zur freien Bewegung, unfähig einen frischen, tatkräftigen Entschluß zu fassen; nur daliegen konnte man in Zorn und Ärger und warten. Den Nebenmann sah man kaum. Das Visier mochte man ruhig vom Gewehr abschlagen, was nützte es, wenn man nur auf hundert Schritte vor sich in das Gebüsch hinschoß.

Ich kniete neben Saurma an einem mächtigen Termitenhaufen, links von uns stand Puder an einen Baum gelehnt und beobachtete; da plötzlich ein heftiger Knall auf dem linken Flügel der 2. Kompagnie, der am Rivier angelehnt war, es klang wie eine Explosion. Geschrei: „Die Artillerie von drüben schießt auf uns!“ Da saß auch schon das zweite Schrapnel in der Schützenlinie — tat aber keinen Schaden. Offenbar hielt uns die Artillerie des Gros für Hereros und begann uns dementsprechend zu behandeln.

Wütend lief ein Sergeant vom linken Flügel zehn Schritte ins offene Rivier hinein, legte die Hände wie einen Schalltrichter an den Mund und brüllte: „Hier Avantgarde! Wenn Ihr nicht aufhört, so schießen wir wieder! Wir sind keine Kaffern!“

Gleichzeitig steckten wir eine rote Flagge auf. Das dritte Schrapnel heulte an uns vorbei in den Busch, wo der Feind sitzen mochte.

---

*) Paviankspfoten.

Und wieder wurde es vor uns lebendig, — da schien etwas zu laufen und zu kriechen; eine Sekunde sah auch ich einen dunklen Körper geduckt sich bewegen, doch ehe ich das Gewehr anlegen konnte, war er wieder verschwunden. Nun ratterten die Maschinengewehre und streuten die Büsche ab, bis es beim Feinde still wurde.

Über das Rivier kam in langen Galoppsätzen ein Reiter gerade auf uns zu; wir erkannten schon von weitem, daß es Bosse war, denn nur er war beim Hauptquartier*) noch dem Tropenhelm treu geblieben und bekundete dadurch seine Zugehörigkeit zum ehemaligen Stab des Marine-Expeditionskorps. Bosse hielt zu Pferde dicht hinter unserer Schützenlinie, und als wir ihn mit Fragen bestürmten, wie es drüben stehe, sah er finster vor sich hin und sagte: „Reiß ist gefallen! Er war mit einer starken Patrouille vorgestürmt, von ihr sind nur wenige zurückgekommen!"

Mörderisches Afrika! Da vorn, wohl nicht tausend Schritt von uns entfernt, lag unser frohmütiger, tapferer Reiß, der prächtige, treue Freund, im Riviersand ausgestreckt! Wieder einer von der Lucie, mein zweiter Sektionsoffizier war gefallen; seine Leiche befand sich noch in Feindes Hand! Wars Schmerz oder Wut, ich weiß es nicht, aber wir hatten alle Tränen in den Augen.

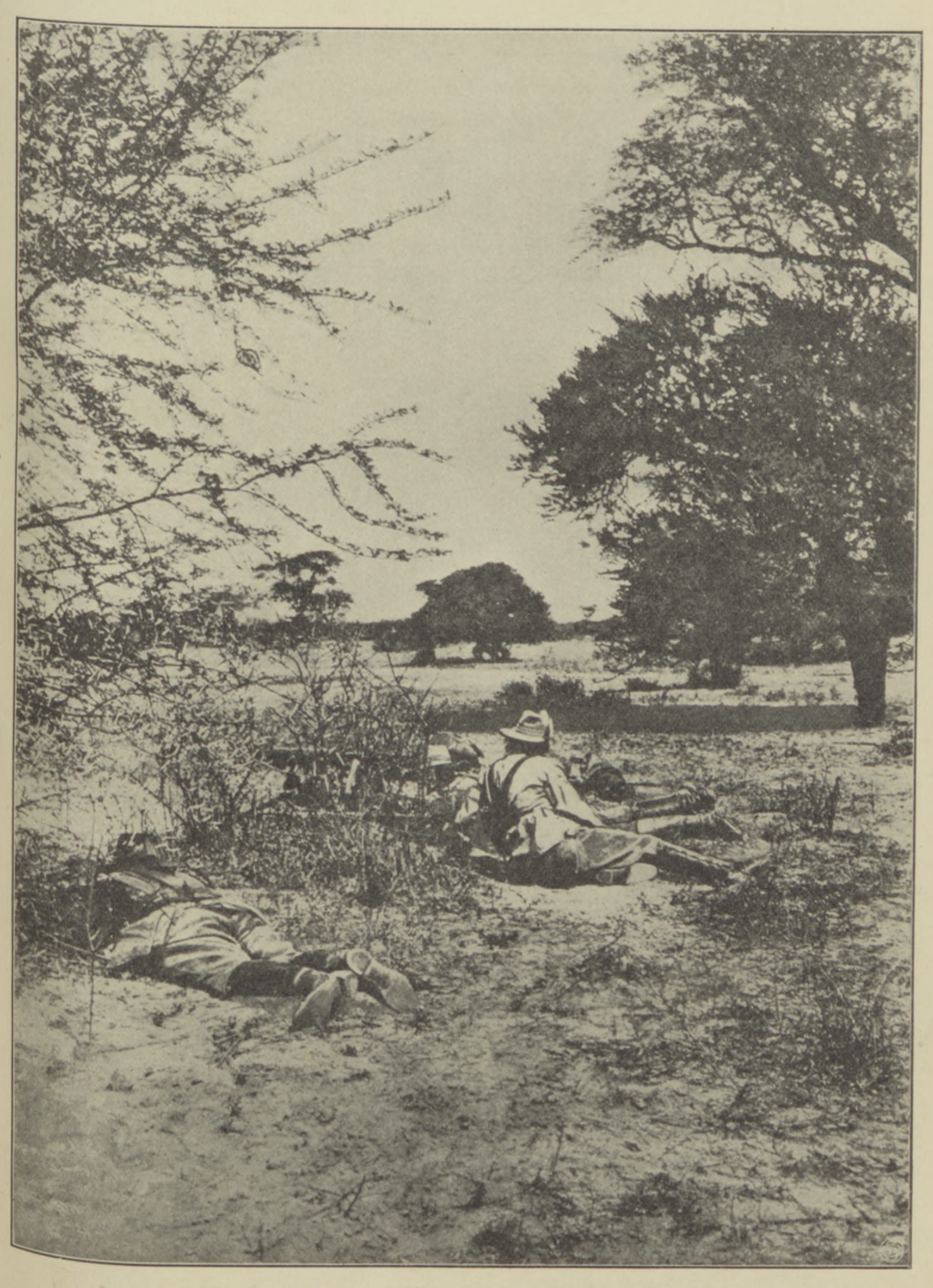
Nach Bosses kurzem Bericht und nach dem, was ich später erfuhr, haben sich die Ereignisse beim Gros folgendermaßen abgespielt:

Beim Halt hatte die 1. Kompagnie ihre Pferde in das Rivier geführt, um sie zu tränken. Weiter flußaufwärts stand noch ein pferdetränkender Trupp, den man für Witbois hielt, denn er trug, wie diese, weiße Tücher um die Hüte. Plötzlich bekamen unsere Leute von den vermeintlichen „Witbois" Feuer und mußten ihre Pferde zurücktreiben; es waren verkleidete Hereros gewesen!

Als Reiß das Schießen hörte, glaubte er seine Pferde und deren Bedeckung gefährdet, raffte zusammen, was von der Kompagnie entbehrlich schien — es waren 17 Mann! — und stürmte vor. Er selbst hielt sich mit einigen Leuten mitten im freien Rivier, wahrscheinlich um bessere Übersicht zu haben, während zu beiden Seiten, in den Büschen, die Flügel der Abteilung liefen. Zunächst stieß er auf etwa 50 Hereros, die zurückgingen und von anderen aufgenommen wurden. Trotz der überlegenen Stärke des Gegners griff Reiß an, hingerissen von seinem Temperament und Tatendrang.

Der übermächtige Feind eröffnete nun von allen Seiten ein so ver-

*) Oberleutnant v. Bosse war Adjutant des Obersten Leutwein geworden.



Im Gefecht von Oviumbo. Maschinengewehr bestreicht eine Lichtung.

nichtendes Feuer auf die kleine Abteilung, daß Reiß selbst und drei Mann in derselben Minute fielen. Vier Verwundete konnten nur mit Mühe geborgen werden. Die Reste der Patrouille wurden von den übrigen Leuten der 1. Kompagnie, sowie von der 4. und 6. Feldkompagnie aufgenommen.

Die nachdrängenden Hereros hatten die Schützenlinie des Gros angegriffen und umfaßten dessen linken, nicht am Swakop angelehnten Flügel mit starker Überlegenheit. Die Artillerie fuhr in der Schützenlinie auf und feuerte, konnte aber nicht viel ausrichten, denn dicht vor den Mündungen begann der Dornbusch, und nur stellenweise war bis auf etwa 150 Schritte weit zu sehen.

Puder teilte Bosse mit, was sich bei uns ereignet hatte, und dieser ritt zum Hauptquartier zurück. — Der Feind ließ von der Vorhut ab und schien sich mit allen Kräften auf das Gros gestürzt zu haben; wir hörten das Feuer drüben immer wieder anschwellen, und zuweilen dröhnte es wie ein schweres Gewitter mit rollendem Donner und prasselndem Hagel.

Da kam Bosse nochmals angesprengt: Die Vorhut sollte sofort zur Abteilung heranrücken und deren Flanke und Rücken sichern, denn der Feind umklammerte sie immer mehr.

Zwischen uns und dem Gros lag das freie, offene Bett des Swakop, an dieser Stelle wohl 200 Meter breit. Nicht ohne Bedenken besahen wir uns die Strecke: Falls der Feind in den Büschen auf der Lauer lag, konnte er uns mit Schnellfeuer überschütten, wenn wir die ungedeckte Sandfläche durchritten. Aber es war befohlen; was fiel, das fiel eben. Die Kompagnien krochen vorsichtig aus der Linie zurück, liefen an ihre Pferde und saßen auf. Ein paar Kommandos ertönten, und in scharfem Trabe, wohl auch in mäßigem Galopp gings über das Rivier. Daneben fuhren die Maschinengewehre in Marschkolonne hinüber.

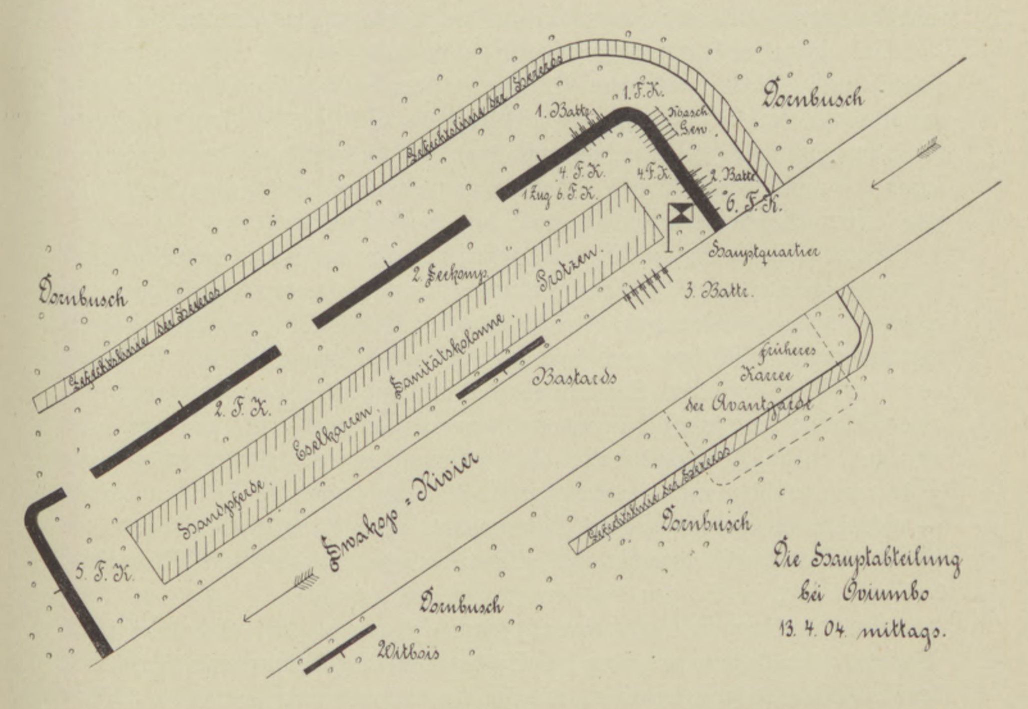
Dichter Staub hüllte uns ein. Wir erwarteten von Sekunde zu Sekunde, daß feindliche Geschosse in unsere Reihen einschlagen würden. — Wir haben so oft in Afrika etwas erwartet, und es kam immer anders!

Nicht einen Schuß bekamen wir, als wir das Rivier passierten, und fanden das Gros dicht am rechten Swakopufer; es hatte nach vorwärts und nach links Front gemacht und hielt sich den Gegner vom Leibe. Die Skizze auf Seite 55 zeigt, wie die Hauptabteilung nunmehr stand.

Wir bildeten also ein längliches Viereck, von etwa 200 Meter Breite, 1000 Meter Länge und hatten Front nach allen Seiten. Am wenigsten brauchten wir uns gegen das Rivier hin zu schützen, weil dort der Feind leicht zurückzuweisen war.

Unsere Schwäche lag darin, daß wir einen großen Troß sichern und

decken mußten! Wenn wir auch die meisten hohen Kapwagen unseres Trains in Otjosasu gelassen hatten, so war doch noch eine Menge mit uns im Gefecht und steckte nun schwer beweglich im Busch. Man denke an die 700 Handpferde unserer Abteilung, an die mit je acht Mauleseln bespannten Protzen der 18 Geschütze, an die Munitionswagen von sechs Maschinengewehren, an die großen, mit 20 Tieren bespannten Ochsenwagen der Sanitätskolonne, an die Eselkarren, auf denen die Truppen ihren notwendigsten Bedarf an Verpflegung und Reservemunition mitführten: dann



wird man ungefähr einen Begriff davon bekommen, was hier alles auf engem Raume zusammengedrängt war und gegen den anschleichenden Feind geschützt werden mußte.

Wie ein Bleigewicht hing sich dieser Troß allen unseren Bewegungen an. Dichter Dornbusch umstand uns von allen Seiten, wie Nebel ein Schiff auf hoher See umgibt. Der leicht bewegliche Gegner um uns her war kein Objekt für unsere überlegenen Waffen. Die Hereros lagen einzeln da und dort hinter Büschen und Bäumen in einer flachen Vertiefung an den Boden gepreßt und ließen das Schnellfeuer über sich hinwegbrausen. Sobald aber das Schießen bei uns nachließ, und man glaubte, den Gegner

niedergekämpft zu haben, so fiel nach einer erwartungsvollen Pause hier ein Schuß, und dort einer; und allmählich entwickelte sich wieder ein langsames Schützenfeuer, bis von uns abermals aus Gewehren, Kanonen und Maxims, unter Donnern, Dröhnen und Knattern, die Büsche mit Blei und Eisen überschüttet wurden.

So wiederholte sich das Spiel stundenlang. Hin und wieder war die Gefechtspause länger, so z. B. mittags nach 1 Uhr; sobald wir uns aber anschickten weiter vorzudringen, bewies ein heftiges Feuer, daß die Hereros noch da waren und scharf auf alle unsere Bewegungen achteten.

Ich sollte auf guten Zusammenschluß des Trosses und der ihn in Flanke und Rücken deckenden Truppen achten und lief, diesem Auftrag entsprechend, im Karree auf und nieder. Die Schüsse des Feindes gingen meist zu hoch; nur einzelne Hereroschützen, die in den Kronen von Bäumen saßen — unsichtbar für uns — waren unangenehm, denn gegen den Steilschuß ihrer Geschosse gab es nicht Schutz noch Deckung.

Unter einem Busche lag ein gefallener Unteroffizier, ein Kopfschuß hatte ihn getötet; auf der Brust klebte Blut. Kameraden hatten ihm den Schutztruppenhut über das Gesicht gedeckt. Wohl 20 Leute des Trosses umstanden ihn stillschweigend mit zusammengepreßten Zähnen. Wie sah doch der Tod auf dem Schlachtfeld so seltsam und ergreifend aus; vor einer Stunde war noch blühendes Leben in diesem Körper gewesen, und nun lag er da, steif und kalt; die da herumstanden, dachten wohl noch: Wer weiß, ob du nicht auch einmal so daliegen wirst, so bleich und still, — vielleicht schon bald, wenns Gott gefällt. Und die Gedanken wanderten über den Dornbusch, über das weite Meer nach der Heimat, zum Mütterlein, das wohl jetzt in Sorgen des fernen Sohnes gedachte.

Da brachten sie noch einen, legten ihn unter den Schatten eines Baumes und deckten auch ihm den Soldatenhut auf die starren Züge; Leute der 6. Feldkompagnie waren es, die ihn trugen, und einer jammerte: „Diese schwarzen Halunken, — unsern guten Hauptmann haben sie erschossen!“ — Bagenski, lieber, braver Kamerad, du sollst nicht vergessen sein!

Sengende Glut lag auf dem Gefechtsfeld; der Durst quälte Menschen und Tiere, nirgends war Wasser zu bekommen, denn der Feind hatte es im Besitz; unruhig zerrten die Maulesel und Pferde an den Geschirren und Halftern; die Rinder stießen von Zeit zu Zeit ein heiseres Gebrüll aus.

Gegen 3 Uhr ließ mich der Gouverneur kommen; er saß unweit der Schützenlinie auf einem umgestürzten, starken Baum. Als ich herantrat, schlug er sich mit der Hand aufs Knie und fragte in heiterem Spott: „Na, was sagen Sie zu unseren Hereros?“

In diesem Augenblick verstärkte sich das Feuer beim Feinde, mehrere Geschosse surrten dicht vorüber, doch ohne jemand zu treffen. Eines schlug mit kräftigem Prall gegen die Lafette des linken Flügelgeschützes der 96er Batterie, dessen Mannschaft daneben kniend nach einem Ziel ausspähte.

Oberst Leutwein teilte mir mit, er habe die Absicht, mit dem ganzen Detachement vorzugehen, und befahl mir zu diesem Zweck, den Troß und die ihn deckenden Kompagnien zunächst weiter nach vorn heranrücken zu lassen.

Hier beim Hauptquartier erfuhr ich auch, daß Bagenski in dem Augenblick, als er sich in der Schützenlinie etwas aufgerichtet hatte, um zu beobachten, von der tödlichen Kugel in den Kopf getroffen, lautlos umgesunken war. Leutnant Findeis wurde schwerverwundet zum Verbandplatz gebracht.

Die Ausführung des Auftrages war nicht ganz ohne Schwierigkeit. An einzelnen Stellen hielt ein Mann wohl ein Dutzend Handpferde am Zügel, die nur mit Mühe von der Stelle zu bringen waren. Bei den Wagen zeigten die eingeborenen Treiber wenig Neigung, sich aus notdürftig hergestellter Deckung — sie hatten sich zum Teil mühselig mit den Händen einige Centimeter in den Boden gewühlt — näher an den Feind heranzubegeben. Im Guten war da nichts zu erreichen; ich mußte grob werden und mit dem Kolben drohen, da wurden sie auf einmal behende.

Nun standen auf ein leises Kommando ihrer Führer auch die in Flanke und Rücken deckenden Kompagnien auf und hängten sich dem Troß in gleicher Weise an. Dann ging die Schützenlinie unserer schmalen Front vor; die Geschütze wurden mitgeschleppt. Im selben Augenblick verstärkte sich das gegnerische Feuer; die Hereros schossen heftig, aber glücklicherweise meist zu hoch.

So preßte sich das ganze Karree dreihundert Meter nach vorwärts in den Busch hinein, bis es sich staute, und die vorderen Schützen sich hinwerfen mußten. Wieder verrann Stunde auf Stunde in hartnäckigem, ununterbrochenem Feuerkampf. Das lange Liegen in Todesgefahr zerrte und spannte die Nerven, machte die Sinne erregt und empfindlich. Die meisten Geschosse prallten an dünnen Zweigen ab, überschlugen sich und erfüllten die Luft mit einem singenden, zitternden Ton, ähnlich dem Springen einer Stahlsaite.

Wiederholt setzten die Hereros zum Angriff an, wurden aber zurückgeworfen.

Bisher war das Feuer des Feindes fast nur von vorwärts und von links gekommen; nun begann es sich aber auch rechts über dem Rivier zu regen. Ich warf mich daher in die Schützenlinie der Bastards, deren

Führer Böttlin nach vorn zum Kommandeur gerufen war, und beobachtete mit dem Glase die Büsche am jenseitigen Ufer. Doch sah ich nichts vom Gegner, und selbst die Bastardsoldaten mit ihren an diese Umgebung gewöhnten, scharfen Augen konnten keinen der feindlichen Schützen entdecken.

Unsere eingeborenen Verbündeten schienen guten Mutes; ein Bastard, der mit mir hinter einem umgestürzten Baumstamm lag, schob sein Gewehr darauf und meinte in Burendeutsch: „Die Hereros soll nur kommen! Über die Rivier kommen keiner! Wir skiet*) sie alle!"

Aus den Büschen drüben wurden jetzt Stimmen laut; hin und wieder fiel auch ein Schuß von dort. Die Bastards übersetzten mir die Rufe; es waren meist gröbliche Verbalinjurien und dem Tierreich entlehnte durchaus nicht schmeichelhafte Vergleiche, deren Wiedergabe ich lieber unterlasse. Die Bastards antworteten mit ihrem nicht geringen Wortschatz an Herero-Schimpfworten und versuchten den Feind zu reizen. Das Maulgefecht dauerte eine Weile, dann ging beiden Gegnern die Luft aus.

Später hörte ich, daß die Hereros auch der vorderen Schützenlinie allerlei Unliebenswürdigkeiten zugebrüllt haben sollen; einer der Schwarzen aber hatte gerufen: „Wartet nur, Deutsche, der erste Tag heute zum begrüßen, der zweite zum schießen und der dritte wieder zum begrüßen!" Das lautete wie ein Programm; wollte uns etwa der Gegner drei Tage lang im Dornbusch mürbe machen und dann mit seiner überlegenen Masse heranstürmen? Er stieß dann nur noch auf Bajonette; schon der erste Tag kostete uns fast die gesamte Artilleriemunition, am zweiten Tage hätte sich auch die Infanterie verschossen gehabt; aber der schlimmste Feind am dritten Tage wäre nicht mehr der Kirri gewesen, sondern der Durst.

Wir bekamen nun Feuer von links, von rückwärts und von vorn. Jeder preßte sich platt an den Boden, und ich drückte, während ich das Gewehr auf den Baumstamm legte, die Ellbogen in die darunter befindliche Höhlung. Dabei stieß ich gegen etwas Weiches, das sich zu bewegen schien, — eine Schlange? Das hatte gerade noch gefehlt! Ich fuhr ein wenig zurück, lugte vorsichtig unter das Holz und sah etwas Hellbraunes, das leise winselte und mit dem Schwanz wedelte, was Schlangen nicht zu tun pflegen. Da kroch ein kleiner Hererohund hervor; es war, soweit man der Rasse trauen konnte, eine Art Teckel, dessen Ahnen allerdings eine bedenkliche Neigung zu Mesalliancen gehabt haben müssen. Das Tierchen leckte mir die Hände und kroch wieder hinunter in sein dunkles Versteck; es schien sich instinktiv zu verbergen, denn oben, im Tageslicht, zischte todbringendes Blei.

*) schießen.

Was aus dem Hund geworden ist? Als ich später wegging, trollte er hinter mir her; ich taufte ihn „Oviumbo", die Leute nannten ihn „Seppel", es war aber ganz gleichgültig, wie man ihn rief, er kam doch nicht, denn er war ein Dackel.

Als die Sonne untergegangen war, wurde es allmählich stiller. Nachtkühle und Dunkelheit brechen in Südwestafrika schnell herein. Wir fröstelten nach der sengenden Glut des Tages und nach der Nervenanspannung, die uns wie im Fieber hielt.

Der Gouverneur ließ mich abermals rufen; er hatte inzwischen den Entschluß gefaßt, abzumarschieren. Da ich nicht im Hauptquartier war, als der Gedanke eines Rückzugs sich zum Befehl verdichtete, möchte ich hier wiedergeben, was Oberst Leutwein selbst über die Gründe dieser Maßnahme sagt:*)

„Während eines zehnstündigen Feuergefechtes wurden im Karree mehrere hundert Schritt Gelände nach vorwärts gewonnen, stets unter dem Feuer des unsichtbaren Gegners. Ein Sturmangriff auf diesen, der wohl erwogen worden war, würde, gleichviel mit welcher Karreeseite unternommen, in dem dichten Gebüsch, weil von allen Seiten umfaßt, die beiden Flügel der Sturmkolonne gekostet haben. Es fragte sich daher, ob der dadurch zu erreichende Zweck das Leben so vieler deutschen Soldaten wert wäre. Diese Frage habe ich verneint, da ein Vernichtungsschlag keinesfalls zu erreichen war. Zu einem solchen bedurfte es noch der bereits auf der Fahrt begriffenen Verstärkungen."

„Es blieb daher nur die Frage, ob ein Sturmangriff nicht aus moralischen Rücksichten zu unternehmen, und ob die zu erwartenden Verluste nicht durch solche aufgewogen werden würden. Diese Frage habe ich damals gleichfalls verneint. Denn der moralische Erfolg war bereits auf unserer Seite. Die Truppe hatte bei eigenen geringen Verlusten (2 Offiziere tot, 1 schwer verwundet, 7 Reiter tot, 14 verwundet) in unerschütterlicher Haltung sämtliche Sturmangriffe des Feindes abgewiesen. Wie die Folge ergab, fühlten sich die Hereros nach dem Gefecht bei Oviumbo auch derart moralisch erschüttert, daß sie unmittelbar darauf ihren Rückzug nach Waterberg begannen. Es war sogar für unsere Zwecke nützlicher, wenn wir dem Gegner Raum für ein abermaliges Festsetzen und damit uns die nochmalige Gelegenheit zu einem tatsächlichen Vernichtungsschlag ließen."

*) „Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika" von Theodor Leutwein, Generalmajor und Gouverneur a. D. — E. S. Mittler und Sohn, Berlin.

„Ein Stehenbleiben in der genommenen Stellung verbot dagegen der Mangel an Munition (die Infanterie hatte sich zu drei Vierteln, die Artillerie fast ganz verschossen) und die Unmöglichkeit, zu deren Ergänzung in dem dichten Busch die erste Wagenstaffel heranzuziehen. Wenige seitwärts des Weges aufgestellte Hereros hätten mittels Abschießens der vordersten Ochsen jede Wagenkolonne bewegungsunfähig machen können, da das dichte Gebüsch ein Ausbiegen zur Seite verbot. Ein solches Abschießen aber war zu erwarten, da der Gegner auch auf den rückwärtigen Verbindungen herumschwärmte. Infolge dieser Erwägung entschied ich mich für den Abmarsch zur Wiedervereinigung mit der in Otjosasu stehenden Staffel sowie zum erneuten Vorgehen erst nach Einrangierung der erwarteten Verstärkung." —

Das Karree sollte sich zunächst in der Formation, in der es sich befand, zurückziehen. Es war 7 Uhr abends vorbei und schon fast ganz dunkel. Möglichst leise mußte der Abmarsch vor sich gehen; eine Reihe von 20 Treckochsen zieht aber nur an, wenn sie mit Peitschenknall und Zuruf ermuntert wird. Räder knirschten und holperten über das Gestein. Die Protzen fuhren an die Geschütze heran, um sie anzuhängen. Der Feind hatte zu dieser Zeit sein Feuer eingestellt. Schließlich war alles im Gang und marschierte zunächst noch in Gefechtsfront längs des Swakop-Riviers südwärts ab. Allmählich verengerte sich das Karree, weil die Büsche die Durchfahrt hemmten; Wagen und Truppen fädelten sich auf dem Wege zur Marschkolonne ein.

Als die Nachhut aufstand, um dem Karree zu folgen, erhielt sie Schnellfeuer; es entstand ein letzter, kurzer Kampf, dann verstummte das Gefecht gänzlich.

Die Hauptabteilung zog denselben Weg wieder zurück, den sie am Morgen gekommen war. Die Bewegung vollzog sich langsam, in Ruhe, in Ordnung und unbehelligt.

Zehn Stunden hatten die Leute in qualvoller Hitze im Gefecht gelegen. Wortkarg und ingrimmig ritten und gingen sie dahin. Die Unberittenen hatten ihre Seitengewehre aufgepflanzt und marschierten mit großen Abständen, einer hinter dem anderen, dicht rechts neben dem Troß, um ihn zu schützen.

Gespenstig zog die lange Reihe der Wagen und Reiter durch das dunkle Dickicht. Unzählige kleine Streichholz-Flämmchen zuckten auf und verlöschten, — die Leute zündeten sich ihre kurze Pfeife an, die Trösterin in der Not, wenn ein leerer Magen, ein müder Körper und ein erschlaffter Geist nach Stärkung und Erfrischung lechzen.

Was wir von der Patrouille Reiß hatten finden können, war schon gleich auf dem Gefechtsfeld beerdigt worden. Wir luden die Toten und

Verwundeten, die im Karree gelegen hatten, auf Wagen und nahmen sie mit.

Beim Rückweg mußte ich häufig an der Kolonne entlang reiten, damit keine Stockungen entstanden. Am Anfang der 1. Feldkompagnie ritt verdrossen ein Unteroffizier und knurrte mürrisch, als ich vorbei kam: „Noch ein Gefecht, dann ist nichts mehr von unserer Kompagnie da; bei Onganjira und bei Oviumbo haben wir von der ‚Ersten' am meisten bluten müssen."

Einen mir bekannten Feldwebel fragte ich nach seinen Erlebnissen. Er schimpfte auf den Feind und auf die Dornen, und meinte dann: „Die schwarzen Satanskerle sieht man ja nicht; von heute früh an liege ich in der Schützenlinie, Büsche und Bäume habe ich gesehen, und gebraten habe ich in der Sonne, die Kugeln haben den ganzen Tag um mich herumgepfiffen, aber einen Herero habe ich nicht zu Gesicht bekommen."

Ein Mann vor uns drehte sich um und sagte lakonisch: „Mir gehts grad so!"

Währenddessen spähten wir unausgesetzt nach den Dornbüschen rechts von uns und erwarteten einen Flankenangriff, doch blieb alles ruhig. Links, jenseits des Riviers, begleitete uns heulend ein Rudel Schakale.

Nach 10 Uhr abends erreichten wir das Haus von Okatumba und ruhten ein paar Stunden. Gegen 1 Uhr nachts wurde das Lager alarmiert, und wir setzten den Abmarsch fort.

Als wir aus dem Busch heraustraten und den spitzen Turm von Otjosasu erblickten, stand am Osthimmel das Morgenrot; ich dachte an ein Reiterlied!

Genau 24 Stunden waren wir unterwegs gewesen, müde wankten die Leute auf ihren Pferden. Dann hielten wir auf der kahlen Fläche, die Kolonne schloß auf; die durstenden Tiere wurden an die Tränke geführt. In der Kirche bettete man die Verwundeten auf Decken und Matratzen; die Ärzte, der Missionar und die Pfleger sorgten für sie, so gut es ging.

Die Schutztruppler der Hauptabteilung flickten ihre zerfetzten Uniformen und verbanden die blutenden Schrammen, die ihnen die Dornen gerissen hatten.

Ein Unteroffizier verteilte Briefe aus der Heimat.

Siebentes Kapitel.

Mit Abteilung Estorff durch das Hereroland.

(s. Skizze Seite 102)

Unsere Kräfte hatten bei Onganjira und Oviumbo nicht ausgereicht. Ein Volk von 60000 Menschen und 6000 Kriegern ließ sich in solchem Dornbusch mit einigen hundert Mann nicht niederringen.

Die aus Deutschland erwarteten Verstärkungen waren unterwegs; wir mußten ihr Eintreffen abwarten, um alsdann aufs neue anzugreifen.

Für das Hauptquartier gab es keine Wahl; es mußte zunächst über Okahandya nach Windhuk zurückkehren, um von zentraler Stelle aus die Organisation der Verstärkungs-Transporte zu leiten. Der Mangel an Bahnlinien und guten Wegen machte sich wieder einmal peinlich fühlbar.

Die Truppen hingegen blieben in Otjosasu stehen und suchten festzustellen, welches die weiteren Maßnahmen des Feindes wären. Wiederholt sahen die Posten des nachts in verschiedenen Richtungen Leuchtkugeln hochsteigen; es stellte sich indessen heraus, daß die Hereros mit einer erbeuteten Signalpistole Unfug trieben, wahrscheinlich mit der Absicht, uns zu täuschen.

Wenn wir zunächst mit der Möglichkeit gerechnet hatten, daß uns der Gegner durch Angriffe belästigen würde, so konnten wir uns bald davon überzeugen, daß den Hereros bei Onganjira und Oviumbo die Lust, in unsere Gewehre zu laufen, vergangen war. Es häuften sich sogar die Nachrichten, die darauf hinwiesen, daß auch die Werften bei Oviumbo und Katjapia abzögen. Aber wohin? Wir besorgten, der Feind könnte das Land räumen und ostwärts die Grenze der Kapkolonie überschreiten!

Der Gouverneur gab daher dem Major v. Estorff den Befehl, dem Gegner nachzurücken. Estorffs Abteilung bestand aus der 1., 2., 4., 6. Feldkompagnie, der 2. (Gebirgs-) und 3. Feldbatterie, der Maschinengewehrabteilung Graf Saurma, den Bastards und den Witbois.

Das Detachement hatte einen schwierigen Auftrag: Am Feinde zu bleiben, dessen Stellung zu erkunden, ihn zu verhindern, nach



Major v. Estorff

Osten über die Grenze abzumarschieren, aber entscheidende Gefechte mit der Hauptmasse des Gegners möglichst zu vermeiden!

Also: Estorff sollte vorsichtig vordringen, sorgsam aufklären, und durfte der Übermacht nicht in die Falle laufen; zog der Gegner aber nach Osten ab, so mußte trotz allem die Abteilung den ungleichen Kampf aufnehmen.

Ich wurde der vorgehenden Kolonne zugeteilt. Nun war ich im Stabe des erfahrenen, kriegsbewährten Afrikaners Estorff, der bei Weißen und Eingeborenen in gleich hohem Ansehen stand, wurde Generalstabsoffizier bei der Abteilung, die dem Feinde nachdrängen sollte, — ich hatte fürwahr Ursache, mich zu freuen!

An wichtigen Begebenheiten war wohl unser Zug nicht reich. Sensationen wird dies Kapitel nicht bringen, wer sie sucht, mag es überschlagen. Alltägliches aus dem Kriegsleben habe ich nur zu berichten: Wie unsere Soldaten durch den großen, weiten Buschwald zogen; welchen Schwierigkeiten die Kriegführung hier begegnete; wie uns die unbekannte Wildnis hemmte; wie wir Tage und Wochen durch das menschenarme Land ritten, das uns nicht Nahrung, noch Kraft, sondern nichts als spärliches Wasser und dürre Weide bot; wie wir lebten, hofften, entsagten. — Nur davon möchte ich jetzt erzählen.

Mit Mühe trieb ich einige „Landeskundige" auf; die meisten Farmer und Kaufleute waren ja ermordet, andere hatten das Land verlassen oder waren in späteren Gefechten gefallen. Die Kriegsfreiwilligen Behrendt und Meyerdirks kannten wenigstens ein Stück der Steppe, die wir durchziehen mußten.

Auch Deventer sollte mich begleiten. Wenige Tage bevor ich abritt, klopfte es an meiner Türe; der Riese trat herein und bemühte sich, in strammer, dienstlicher Haltung mir zu melden, daß er krank wäre; seine Augen lagen tief in den Höhlen und glänzten fiebrig, das Gesicht war bleich, er schwankte heftig, und ich schob ihm einen Stuhl hin, auf den er zusammensank. Malaria!

Was sind wir Menschen doch für gebrechliche, schwache Geschöpfe, daß uns ein winziges, dem bloßen Auge unsichtbares Wesen fällen, der Kraft und der Sinne berauben kann!

Ich brachte ihn nach dem Lazarett, und er versicherte immer wieder, er sei kräftig, er werde es schnell überstehen und wolle mich gern noch begleiten oder bald nachfolgen. Doch es wurde nichts daraus, die Krankheit packte fest zu.

Es war ein neuer Generalstabsoffizier angekommen, Major Quade; der dritte, der in die Kolonie entsandt war, und zugleich der Älteste, so daß er die Stellung eines Chefs des Stabes im Hauptquartier einzunehmen hatte. Ich wartete sein Eintreffen in Okahandya ab, um mich zu melden und um ihn zu orientieren; doch er wußte meist schon Bescheid!

Dann ritt ich nach Norden ab. Mein kleiner Trupp, sechs Mann,

trabte hinter mir her, dahinter trotteten die acht Maultiere der zweirädrigen Karre, auf die wir Gepäck und Verpflegung verladen hatten.

In Otjosasu fanden wir Scherings Seekompagnie. An der Mission lungerten zurückgebliebene Witbois herum und behaupteten, krank zu sein. Wenn Faulheit keine Krankheit ist, so waren sie gesund.

Die Abteilung v. Estorff erreichten wir am 4. Mai in Okatumba, sie war also schon etwas vormarschiert, hatte aber vom Gegner bisher nichts bemerkt; doch wer mochte dem Dornbusch trauen? Am Missionshause, von dessen halb verfallenem Dache wir am Tage von Oviumbo nach dem Feind ausgespäht, stand Major v. Estorff und begrüßte mich in seiner freundlichen, wortkargen Weise. Der Weitermarsch wurde für den nächsten Tag befohlen.

Wieder tauchten wir in das Dorndickicht von Oviumbo ein. Die Büsche waren jetzt weniger dicht mit Laub besetzt, so daß die Übersicht eine bessere war, als am Gefechtstage. Wo noch vor drei Wochen der Donner der Geschütze und das rollende Gewehrfeuer die Luft dröhnend und knatternd erfüllt hatten, war heute alles still und ruhig. An einem Termitenhaufen lagen ein paar Pferdeskelette, auf denen sich auch nicht mehr eine Spur von Haut und Fleisch befand; Schakale, Hyänen, Raubvögel, Termiten hatten saubere Arbeit getan. In großen Bogen kreisten weitspannende Aasgeier über uns am wolkenlosen Himmel. Da, wo die Schützenlinie gekämpft hatte, lagen in langer Reihe Patronenhülsen und Geschützkartuschen; davor waren mächtige Bäume und Äste wie dünne Stöcke geknickt, die weißen, zersplitterten Stümpfe ragten empor und erzählten von der Wut des Kampfes.

Wir suchten die Toten, die am Gefechtstage nicht gefunden worden waren, beerdigten sie feierlich und schmückten die Gräber mit dem Wenigen, was wir dazu fanden: Mit Steinen, Dornzweigen, Messinghülsen. Viele, die dabei halfen, hat man später selbst in Afrikas Sand gebettet; mögen sie von feindlicher Kugel getroffen worden oder dem Typhus erlegen sein, sie taten ihre Schuldigkeit als Soldaten und sind in treuer Erfüllung ihrer Pflicht gestorben.

Wir sollten am 5. Mai einen Platz namens Otjikuoko erreichen. Hereros mußten hier kürzlich gelegen haben, und mancher von uns hoffte, endlich einmal den Anblick eines Eingeborenendorfes genießen zu können. Wer das Land noch wenig kannte, malte sich wohl gar schöne Hütten und Palmen, saubere Zäune und Brunnen aus. Ich ritt bei der Avantgarde mit Behrendt. Mitten im Busch hielt er und sagte: „Hier ist Otjikuoko."

Suchend schaute ich mich um, denn ich konnte durchaus nichts entdecken,

was wie eine Ansiedlung aussah; rings standen Bäume und Sträucher, wo aber war die Ortschaft? Behrendt lachte und zeigte nach einem weißen Streifen, der durch das Unterholz schimmerte. Dort sei das Rivier, belehrte er mich, wenn man da zwei Meter tief grabe, finde man Wasser, und diese Wasserstelle nenne man Otjikuoko. Da drüben sehe man ein paar Pfahlstümpfe aus dem Boden ragen, dort habe eine Hütte gestanden, eine schöne Hütte, seine Hütte, mit einer richtig in Angeln gehenden Tür und einem Schloß; darüber könne kein Zweifel bestehen, wir seien tatsächlich zur Stelle.

Wir rasteten zu beiden Seiten des Flußbetts, tränkten die Pferde und kochten ab. Die Truppen errichteten schützende Verhaue aus Dornsträuchern. Patrouillen gingen in den Busch hinein, um nach feindlichen Spuren im weichen Sande zu suchen.

Wir hatten einen Spion aufgegriffen; es war ein kräftiger, wohlgenährter Herero, mit deutscher Korduniform bekleidet. Nach Kriegsrecht sollten wir ihn aufhängen; doch es widerstrebte unserem Gefühl, und wir schonten ihn; vielleicht konnte er uns auch sagen, wo Wasser sei, oder sonstige Auskunft geben. Die Bastards hatten ihn zu beaufsichtigen. Der Herero heuchelte Dankbarkeit und zeigte eine harmlose Miene. Aus seinen Angaben ging hervor, daß die nächste Umgebung von Feinden frei sei. Über Samuels Orlog machte er unglaubwürdige Aussagen.

Es gehörte zu meinen Obliegenheiten, die Gefangenen zu verhören. Das war keine einfache Arbeit. Denn der Eingeborene Südwestafrikas lügt aus Passion, Charakter, Vererbung, aus Gewohnheit und Bosheit, er lügt mit Virtuosität und mit einer Lebhaftigkeit der Phantasie, die erstaunlich ist. Er lügt nicht nur, um zu täuschen, sondern auch aus Freude an der Lüge; sie ist ihm geradezu ein Bedürfnis; es scheint vielen Hereros eine Unmöglichkeit zu sein, auf eine noch so gleichgültige Frage richtige Antworten zu geben.

Will man aus einem Eingeborenen unserer Steppenkolonie eine Auskunft herauslocken, so muß man ihn geradezu überrumpeln, ihn mürbe machen; Verhöre über ganz einfache Dinge dauern dadurch mitunter stundenlang. Möchte man z. B. wissen, wo der Eingeborene herkommt, so muß man ihn ja nicht unvermittelt danach fragen, sondern man erkundige sich angelegentlich nach seinem Viehbestand, nach dem Wetter und der Weide im Vorjahre, frage nach seiner Familie und seinem Anhang, nach Heuschrecken und Grasbränden oder sonst nach allem Möglichen, und streue schließlich in das Gespräch die gewünschte Frage so nebenbei ein. Vielleicht erfährt man dann, was man wissen will. Wenn man dreimal

dieselbe Sache fragt, so bekommt man häufig drei verschiedene Antworten und kann sich nun die passende nach Bedarf auswählen. Droht man, so antwortet der Schwarze nach Gutdünken das, wovon er glaubt, daß man es hören möchte. Gebraucht man aber die List, ihn nach etwas zu fragen, was man schon weiß, um ihn dadurch zu überführen, und stellt ihn wegen der Lüge zur Rede, so behauptet er mit eiserner Stirne, er habe das gar nicht gesagt!

Ursprünglich glaubte ich, dieser Hang zum Hintergehen entspringe einer an sich edlen Ursache, — dem Gefühl der Stammeszugehörigkeit und der Abneigung gegen uns Fremde, dem Bestreben, das eigene Volk nicht zu verraten. Doch mußten solche Ideale schwinden, wenn man beobachtete, wie sich die Eingeborenen untereinander mit der gleichen Selbstverständlichkeit beschwindelten, und wie häufig derselbe Herero, der soeben noch mit ausgeklügelter List eine falsche Auskunft gab, ohne eine Spur von Gewissensangst für den Judaslohn von einer Kuh unsere Leute zum Überfall der eigenen Werft führte.

Wir rasteten diesen und den nächsten Tag bei Otjikuoko. Zwischen Bastards und Witbois entbrannte ein Wettstreit, wer besser aufklären und erkunden könne.

Wir vom Stabe — Major v. Estorff, sein Adjutant Leutnant Muther und ich — saßen am Nachmittag des 6. unter einem schattigen Baum und sprachen über die auffällige Stille und Ruhe um uns her, als ein Soldat gelaufen kam und meldete, aus nördlicher Richtung nähere sich eine Rinderherde unserer Wasserstelle. Wir sprangen auf und hörten gleich darauf deutlich Rindergebrüll und das Geblöke der Kälber durch die Büsche.

Im Augenblick war das Lager alarmiert. Die 1. Feldkompagnie drang zu Fuß in weiter Schützenlinie im Dornbusch vor. Nach einigen Minuten hörten wir Schüsse. Gleichzeitig ritt Böttlin mit den Bastards im Flußbett heran. Den Hilfsvölkern war für jedes erbeutete Stück Vieh vom Gouvernement ein erheblicher Lohn versprochen, daher waren sie stets schnell bei der Hand, wenn sich Aussicht zum „Viehkehren"*) zeigte.

Etwa nach einer Stunde kam der Führer der 1. Feldkompagnie mit seinen Leuten zurück; er war vom raschen Laufe erhitzt und atemlos; die vorgehende Kompagnie, so berichtete er, war auf Eingeborene gestoßen, die schleunigst versucht hatten, ihre Rinder zurückzutreiben, und hatte angegriffen. Einige Hereros waren stehen geblieben und hatten auf wenige Schritte ge-

*) kehren = zusammentreiben.

feuert; unsere Leute hatten sich aber nicht mit Wiederschießen aufgehalten, sondern waren unaufhaltsam vorgedrungen. Schneller jedoch als unsere deutschen Reiter laufen konnten, hatten sich die Hereros mitsamt ihrem Vieh durch die Büsche geflüchtet! Es war unmöglich gewesen, sie einzuholen!

Verluste hatten wir nicht gehabt; aber unsere Leute waren wütend und schimpften auf die Dornen und auf das feige schleichende Gesindel. Einige Reiter bluteten heftig im Gesicht und an den Händen.

Es mag wohl gegen 8 Uhr abends gewesen sein, als in unmittelbarer Nähe einige Schüsse fielen. Im nächsten Augenblick hörten wir jenseits des Riviers ein dumpfes Brausen, es klang wie ferner Donner, und der Boden dröhnte; durch die Büsche rauschte es, als ob ein Sturmwind durchfegte; das Getöse schien sich zu entfernen und verhallte immer mehr.

Wir wußten sofort, was es bedeutete, der Klang war uns wohl bekannt — die Pferde waren durchgegangen und rasten nun in dichtem Rudel durch die Buschsteppe. Vor dem Blitzen der Schüsse hatten einige gescheut, und die übrigen, mehrere hundert, die dort auf der Weide standen, waren ihnen im Herdentrieb, und von Panik ergriffen, nachgerannt.

Eine nette Bescherung! Da rasten furchtgepeitscht unsere Tiere in das Dunkel der Nacht hinaus, vielleicht dem nahen Feinde zu; und wir lagen wohl unbeweglich fest! Weshalb hatte man denn geschossen?

Bald kam Meldung über das Rivier: Der gefangene Spion war von den Bastards gebunden worden, dann aber hatten sie ihm die Fesseln gelöst, damit er etwas essen könne; in diesem Augenblick war er in großem Satze mitten durch das Feuer gesprungen und im Busch verschwunden; Posten hatten vergeblich hinterher geschossen.

„Hätten wir ihn doch gehangen!“ sagte einer.

Beim Morgengrauen des nächsten Tages wurden Abteilungen ausgeschickt, um die entlaufenen Tiere zu suchen. Unsere eingeborenen Soldaten folgten den Spuren wie gute Jagdhunde, und alle Pferde wurden wieder eingefangen! Sie waren stundenweit gelaufen, hatten dann schließlich müde gehalten und zu grasen angefangen. So wurden sie von den Patrouillen gefunden.

Wir erreichten am Nachmittag des 7. Okaharui. Zu beiden Seiten eines breiten Riviers lagen breite Hügel, mit Dornbusch von verschiedener Dichte bestanden.

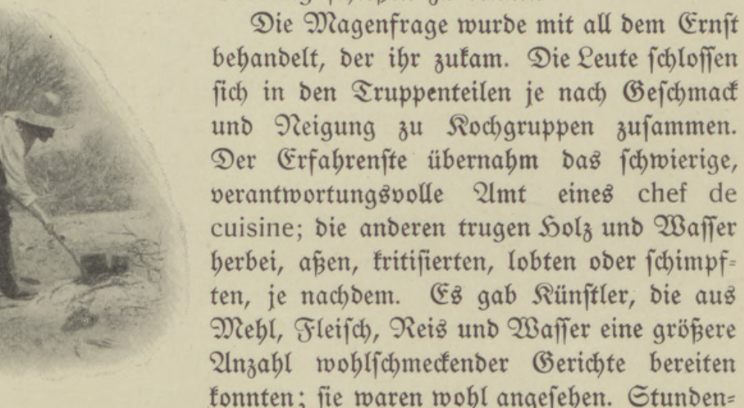
Von einer Ansiedlung oder einem Eingeborenendorfe war auch hier keine Rede; nur ein paar verlassene, armselige Lehmpontoks wurden schließlich entdeckt.

Wir gruben uns Wasser im Rivier, rasteten auf einem Hügel, der etwas Übersicht bot, und richteten uns zur Verteidigung ein, denn wir rechneten mit der Nähe des Feindes. Major v. Estorff gehört zu den Führern, die große Vorsicht mit raschem Entschluß und energischem Handeln vereinen. Eines ohne das andere taugt nichts in Afrika.

Die Sicherung eines Lagers geschah im Dornbusch nicht nach europäischem Muster, wir hätten sonst einer dichten Kette von Feldwachen und Posten bedurft. Da wäre, wenn man auch die Leute bei den weidenden Pferden und die Bedeckung der Bagage abrechnete, nicht mehr viel ruhende Truppe übrig geblieben. Gewöhnlich wurde das ganze Lager durch einen einzigen Posten gesichert, der meistens in der Krone des höchsten Baumes saß oder auf der Spitze eines Termiten-Hügels stand. Im übrigen waren wir alle stets alarmbereit. Jeder hielt sich die Waffen in der Nähe; wer das Lager verließ, um Wasser oder Holz zu holen, mußte sein Gewehr umhängen.

Die verschiedenen Feldkompagnien und Feldbatterien erhielten im Lager einen bestimmten Platz angewiesen, innerhalb dessen sie sich nach Gutdünken einrichten konnten. Jeder Truppenteil hatte einen besonderen Abschnitt zu verteidigen, falls das Lager angegriffen wurde.

Geschütze und Maschinengewehre waren so aufgestellt, daß sie sofort nach außen schießen konnten. Nachts lagen die Leute, das Gewehr im Arm, so geordnet, daß sie bei Alarm sich nur auf den Bauch herumzuwälzen brauchten, um sofort in der richtigen Stellung schießen zu können.





Die Magenfrage wurde mit all dem Ernst behandelt, der ihr zukam. Die Leute schlossen sich in den Truppenteilen je nach Geschmack und Neigung zu Kochgruppen zusammen. Der Erfahrenste übernahm das schwierige, verantwortungsvolle Amt eines chef de cuisine; die anderen trugen Holz und Wasser herbei, aßen, kritisierten, lobten oder schimpften, je nachdem. Es gab Künstler, die aus Mehl, Fleisch, Reis und Wasser eine größere Anzahl wohlschmeckender Gerichte bereiten konnten; sie waren wohl angesehen. Stundenlang hockten die Leute um die schwelenden, kleinen Feuer, brieten und backten, kochten und schmorten. Auch die Gespräche im Lager drehten sich viel um diesen einen Punkt: Wann wohl der nächste Transport eintreffen,

und was er enthalten werde, ob wir Liebesgaben bekommen hätten, wieviel Tabak und Wein und Rum; was man auf der Ausfahrt gegessen habe, was man auf der Heimfahrt essen werde, und wie gut bei Muttern alles sei. Jeder lobte sein engeres Vaterland und schwelgte in partikularistisch-kulinarischen Erinnerungen; — der Badener lobte seine Spätzle, der Bayer seine Knödel, der Ostpreuße seine Klopse, der Westfale seine Schinken; so machten sie sich gegenseitig den Mund wässrig und rührten derweilen mit einem Löffel, dessen Stiel durch ein Stück Holz verlängert war, den dampfenden Reis um, damit er nicht anbrenne.

War der Magen gesättigt, und dadurch der Geist mehr für das Ideale empfänglich, so wurde die andere große Frage erörtert: Wann wohl die Postsendung eintreffen, wieviel Säcke sie enthalten und, wie weit sie zeitlich reichen werde. Gewöhnlich lag die letzte Post für uns um acht Wochen zurück, häufig noch viel weiter.

Wenn abends mit der Dämmerung die Kühle begann, so zog jeder unter, was er an Wollwäsche besaß, hüllte sich in den Mantel und setzte sich ans Feuer. Anfänglich war da wohl lebhafte Unterhaltung; doch täglich wurden die Mannschaften stiller, saßen wohl auch stundenlang schweigsam und sahen dem Spiel der Flammen zu.

Nachts warfen sich die Leute auf die Erde wie sie waren, und zogen ihre einzige Decke über sich. So kamen sie nie aus den Kleidern heraus, aus dem einen Kordrock und der einen Hose, die sie besaßen. Im Anfang mochten viele noch zwei Hemden, Unterhosen und Strümpfe besessen haben, aber die Zeit und die Dornen räumten mit dem Bestand auf. Dann wurde aller acht Tage die eine Garnitur vom Leibe gezogen, in das trübe Wasser gesteckt und über einen Busch zum Trocknen aufgehängt. Der Besitzer saß so lange im Adamskleide daneben, jagte die kitzelnden Fliegen davon und wartete, bis die Wäsche trocken war.

Von Baden und Waschen des Körpers war kaum die Rede; meist reichte das Wasser knapp zum Trinken. Die Haut war dann nicht nur von der Sonne so braun! Die Hitze dörrte stark aus; Hände und Gesicht nahmen einen pergamentartigen Grundton an; wir sahen alle aus, als hätten wir uns in Schmutz und Staub gewälzt. Ein weißer Kragen hätte Aufsehen im Lager erregt. Wir Offiziere trugen ein Halstuch statt all der europäischen Halseinschnürungsmittel. Ich besaß ein weißes (?) Halstuch; wenn sich daran oben am Halse ein dunkler Streifen gar zu aufdringlich zeigte, so wurde der Rand um ein paar Zentimeter weiter umgeschlagen, dann wars wie neu. Taschentücher besaßen wir in einigen, spärlichen Exemplaren. Handschuhe trugen wir nicht.

Wenn wir so, wie wir waren, zerrissen, schmutzig, staubig, mit den schmalen, dunklen Gesichtern, unrasiert und stopplig oder gar mit großen struppigen Bärten, den breitkrämpigen Schutztruppenhut in den Nacken gezogen, auf mageren, ruppigen Pferden sitzend, das Gewehr im Schuh an der Lende, uns in den Straßen einer Stadt des lieben Vaterlandes hätten blicken lassen, ich glaube die Leute wären zusammengelaufen, und die wohllöbliche Polizei hätte uns mißtrauisch beäugt.

Es war eine meiner Aufgaben, für Heliographenverbindung der Abteilung nach rückwärts zu sorgen. Glücklicherweise fand ich eine Stelle auf der Spitze eines Hügels, von der aus wir den Signalberg bei Otjosasu sehen konnten; wir blitzten mit dem Sonnenspiegel hinüber und hatten die Freude, daß die Station dort Antwort gab. Die Verbindung war hergestellt; wir errichteten daher auch hier eine Signalstelle, indem wir eine kleine Besatzung zurückließen.

Weiter nordöstlich reihte sich Welle an Welle; da war zunächst keine Signalverbindung nach rückwärts mehr zu erhoffen. Also bildete Okaharui unsere letzte Station, die uns mit der übrigen Welt verband. Von jetzt ab waren wir paar hundert Menschen allein auf uns gestellt in dem weiten Lande: Über uns der Himmel, unter uns der Sand der Steppe, vor uns der Feind, rund um uns her meilenweit, tageweit der Dornbusch.

Nach der Kriegskarte hieß die nächste Wasserstelle Otjikuara. Leutnant v. Wurmb, und später auch Müller v. Berneck mit den Witbois, ritten nach ihr vor, fanden auch die „Stelle“, aber Wasser war nicht darin. So entschloß sich Major v. Estorff bis Onjatu in einem Vormittag durchzumarschieren und deshalb zeitig aufzubrechen.

Am 10. Mai, 2^{30} früh, ritten wir ab. Bleicher Mondschein beleuchtete uns den Weg, „die Pad“, die aus einigen Wagenspuren bestand und in großen Schlangenwindungen zwischen Bäumen und Büschen dahinführte.

Es war bitter kalt. Wir kamen durch sehr dichten Dornbusch; stickiger Modergeruch füllte hier die Luft; weiße Gerippe, angenagte Tierkadaver bleichten und schimmerten im fahlen Lichte des Nachtgestirns. Große Termitenhaufen, spitzen Hütten und Pagoden gleich, warfen dunkle, scharfe Schatten.

Wir waren auf dem Gefechtsfeld von Okaharui! Die Spitze hielt. Wir suchten die Gräber der gefallenen deutschen Soldaten und brachten sie in Ordnung. Schakale hatten daran zu wühlen begonnen. Unbeerdigt lagen da und dort die Gebeine der getöteten Hereros, wiewohl hier später ein Teil ihres Volkes durchgezogen war.

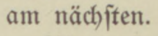
Schweigsam und in uns gekehrt ritten wir weiter.

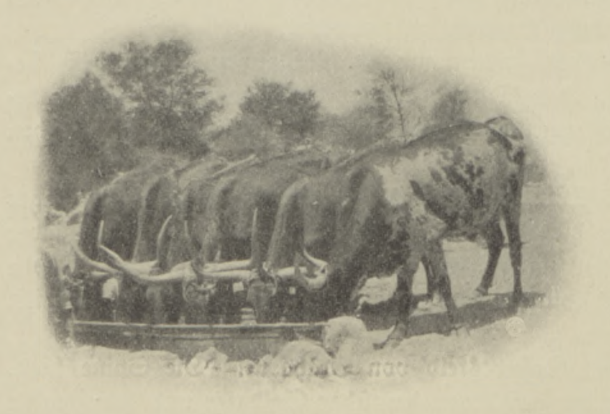
Gegen 10 Uhr vormittags erreichten wir Onjatu. Lange Schanzen lagen im Viereck an erhöhter Stelle und zeigten, wo Glasenapps Abteilung bis vor vier Wochen gelegen hatte. Dann war sie gezwungen worden, zurückzugehen, nicht vor dem Feinde, sondern vor dem Typhus, der die Reihen lichtete.

Wir fanden fünf tiefe Löcher in den Kalkboden und durch den Felsen gebohrt. Unten stand Wasser; als aber die Leute mit Mühe wohl sechs Meter hinunterstiegen, fanden sie Hundekadaver und verweste Schlangen darin. Eine Prüfung ergab, daß das Wasser nicht für alle reichen werde. Dabei drängten unsere Tiere mit Ungestüm nach den Wasserlöchern hin, und es bedurfte aller Energie, um zu verhindern, daß einige Pferde hineinfielen. Mit Fäusten, Stöcken und Peitschen wurde kräftig dazwischen geschlagen, bis die durstgequälten Geschöpfe zurückgedrängt waren; aber Ruhe gaben sie nicht, sie bissen und schlugen sich gegenseitig, wenn ein gefüllter Tränkeimer herangereicht wurde.

Wir schickten Patrouillen aus, um eine zweite Wasserstelle zu suchen. Sie wurde auch gefunden und bald besetzt, so daß das Wasser an den nächsten Tagen reichte.

Mit derselben faulenden Flüssigkeit kochten wir unseren Reis und unser Fleisch, nachdem wir vorsorglich die toten Hunde und Reptilien herausgefischt hatten. Es schmeckte vielleicht nicht gut, aber wir hatten Durst und Hunger. Gewaschen haben wir uns an dem Tage nicht, auch nicht am nächsten.





Als unsere Bagage am 11. Mai eintraf, und deren Zugtiere zur Tränke geführt wurden, saugten sie in langen, durstigen Zügen unheimliche Quantitäten von Flüssigkeit in sich hinein; sie tranken und tranken ohne Unterlaß, als wären sie unersättlich. Wir standen neugierig herum, wunderten uns, wo all die Wassermassen bleiben mochten, und tauschten unsere Bemerkungen darüber aus. Ein Gefreiter, ein Münchner, meinte, so etwas habe er noch

nicht gesehen. Die anderen lachten und hänselten ihn: „Gelt, wanns no a Bier wär." Da mischte sich ein Offizier mit ins Gespräch, ich glaube er war auch aus Bayern, und sagte entrüstet, man solle doch hier nicht von Bier reden, das sei eine Gemeinheit!

Es war für viele hungrige und durstige Kehlen zu sorgen. Unsere Abteilung bestand aus 647 Mann (einschließlich der Bastards), aus 76 eingeborenen Soldaten, die auf alle Truppen verteilt waren, und aus 102 Treibern; dazu kamen 680 Pferde, 270 Maultiere, sowie auch 700 Zugochsen vor 33 Wagen und 6 Karren. Die Witbois hatten wir auf höheren Befehl nach Otjosasu zurückgeschickt, damit sie zu der in Bildung begriffenen Hauptabteilung stoßen könnten. Jeder Wagen lud ungefähr 30 Zentner; es wurde also von der ganzen Abteilung fast täglich der Nutzinhalt eines Wagens aufgegessen! Schlachtvieh besaßen wir wenig. Der Tag, an dem die Abteilung keine Nahrung mehr haben würde, war leicht auszurechnen.

Es wurde daher beschlossen, in Onjatu eine Station vorläufig zu errichten, dort möglichst viele Wagen zu entladen, und die übrigen leer zurückzuschicken, um neuen Proviant zu holen. Das Hin- und Herschicken der Verpflegungstransporte hörte von da ab nicht mehr auf und wurde zur Quelle einer unserer Hauptsorgen. Jeder Transport verschlang eine Bedeckung, und sein Schicksal blieb dennoch zweifelhaft, wenn er im Dornbusch einer Übermacht in die Hände fiel. Vom rechtzeitigen Eintreffen hing aber unsere Bewegungsfähigkeit, die Durchführung der Operationen ab!

Dabei das schleichende Tempo der Ochsenwagen! Im Durchschnitt legt solch ein Gefährt vier Kilometer in der Stunde zurück! Länger als drei Stunden hintereinander darf man die Zugochsen nicht im Joch halten, dann müssen sie ausgespannt, zur Weide geführt und täglich mindestens einmal ordentlich getränkt werden; in den Stunden von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags war möglichst gar nicht zu fahren, zu „trecken", wie der Afrikaner sagt. Die Haupttreckzeit war die Nacht.

Solche Transporte waren mithin sehr anstrengend und verantwortungsvoll; ein einziger Fehler, ein einziger unvernünftiger Treck, der die Zugtiere übermüdete, und sie waren auf Tage oder gar Wochen und Monate nicht mehr zu gebrauchen! Trecken ist eine schwere Kunst. Die Eingeborenen verstehen sie gut, die Buren und Bastards vorzüglich, unsere Leute haben sie gelernt.

Nachts lagen wir alle auf der bloßen Erde, Zelte besaßen wir nicht, nicht einmal unser Abteilungsführer hatte eines mitgenommen. Auf den Wagen war für Luxusgegenstände kein Raum.

Mein Nachtasyl hatte ich stets unter dem schrägen Boden der kleinen,

hochrädrigen Karre aufgeschlagen. Die Burschen hoben eine handbreite Vertiefung im Sande aus, und dahinein legte ich mich mit meinem Schlafsack und den Decken. Statt der Wände stand rechts und links ein dünnspeichiges Rad. In der Windrichtung war ein Stückchen Segeltuch daran gespannt. Vorn und hinten blieb dagegen der Ausblick frei und ungehindert. Gewehr und Revolver lagen in Reichweite, wurden wohl auch mit unter die Decken genommen, wenn baldiger Gebrauch möglich schien. Die Luft war trocken, so daß morgens kein Tau und Reif zu spüren war; dagegen fröstelten wir oft durch die empfindliche Nachtkälte. Mitunter fand ich in der Frühe eine Eisschicht auf dem Waschwasser, das schon abends in einer Gummischüssel bereitgestellt wurde, weil morgens nicht mehr an die dicht umlagerten Wasserlöcher heranzukommen war.

Einmal in der Nacht wachte ich von einem eigentümlichen Schlecken und Schnalzen auf; vorsichtig schob ich die Kapuze zurück, lüftete das Tuch und sah ein struppiges Vieh, ein Mittelding zwischen Schäferhund und Fuchs, das mir mein Waschwasser aussoff. Ich warf im Liegen mit einem Stein nach ihm; da kniff es den Schwanz ein und rannte davon, nach dem Buschwald.

Gleichzeitig kam der Posten und sagte: „Das war ein Schakal."

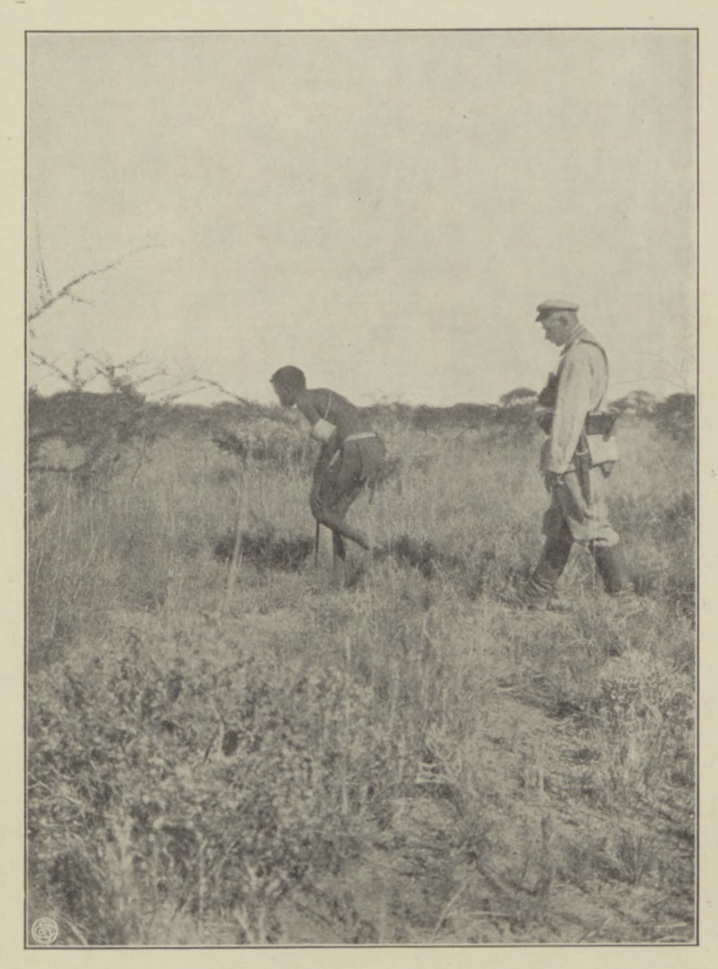
„Blödsinn! Schakal! — Das wird ein wilder Hund gewesen sein!"

„Nein", antwortete der Posten etwas beleidigt, denn er war ein alter Schutztruppler, „das war ein richtiger Schakal, ich kenne die Bestien." — Am Rande der Waschschüssel hatte ein Stück Seife gelegen, die fehlte am Morgen; das Vieh hatte sie wohl aus Versehen mit hinuntergeschlabbert. Seife pflegt bekanntlich die Verdauung über Gebühr zu beschleunigen; der Schakal wird sich gewundert haben!

Fortwährend suchten unsere Patrouillen die Umgegend ab und klärten nach allen Seiten auf, um Spuren und Wasserstellen zu finden.

Die sogenannte „Kriegskarte", im Maßstab 1:800000 gezeichnet, erwies sich als völlig unzureichend. Um eine gute Karte der großen Kolonie herzustellen, bedürfte es wohl dreißigjähriger Arbeit einer starken Abteilung von Topographen und Zeichnern und einer Ausgabe von mehreren Millionen. Was wir besaßen, war nur Stückwerk: Irgend welche oberflächliche Skizzen, vielleicht auch einige genauere Arbeiten der Landesvermessung, waren bei Beginn des Krieges, so gut es ging, zu einer Karte zusammengestoppelt und umgedruckt worden. Es war viel besser wie nichts, insofern hatte sich die Arbeit wohl gelohnt, aber wir waren dennoch meistens auf die Aussagen und die Führung der Landeskundigen und Eingeborenen angewiesen.

Wir tappten ziemlich im Dunkeln! Die Entfernungen erwiesen sich sämtlich als falsch, wichtige Wasserstellen waren nicht eingezeichnet, andere, die hübsch aufgemalt waren, enthielten kein Wasser; jeder Bewegung einer größeren Kolonne mußte sorgfältige Erkundung vorausgehen, sonst konnte



Buschmann auf der Fährte

man unter Umständen mit Mensch und Vieh verdursten. — Einen Nachmittag verbrachte ich mit Behrendt, Meyerdirks, dem Kriegsfreiwilligen Kux und einigen Eingeborenen, um nach deren Angaben eine „Karte" herzustellen. Wir Weißen saßen auf Klappstühlen, die Schwarzen hockten davor auf dem Boden und malten ihre Angaben in den Sand.

Ich glaube fast, die Eingeborenen haben einen sechsten Orientierungssinn, denn wenn man sie fragte: „Wo ist die und die Wasserstelle?“ so sahen sie sich um, als könnten sie durch die Büsche blicken, die uns rings auf hundert Schritt wie ein Wall umgaben, standen wohl auch auf, und streckten schließlich entschlossen den Arm nach einer Richtung. Prüfte ich die Aussagen später, indem ich die Magnetnadel zu Hilfe nahm, so stimmte es immer!

Entfernungsangaben machten Schwierigkeiten. Meist hieß es: So und so viele Trecks (der Treck etwa zu zwei Stunden mit je vier Kilometern gerechnet), oder: Wenn ich von Onjatu weglaufe, und die Sonne steht hier am Himmel — dabei zeigten sie unfehlbar in die Laufrichtung der Sonne von Ost nach West! — so ist die Sonne dort, wenn ich in Onganjainja ankomme. Die Angaben boten einige, wenn auch notdürftige Anhaltspunkte. Allmählich entstand denn auch so etwas wie eine Skizze, für deren Richtigkeit ich jedoch meine Hand nicht ins Feuer lege.

An einem Nachmittag brachte uns eine Patrouille einen hochgewachsenen Herero. Er war von oben und von unten bis zu einem schmalen Hüftband dekolletiert. Im tiefschwarzen, speckigen Gesicht saß eine breite Nase, deren gebogener Rücken das Profil veredelte; darunter befand sich ein brutal sinnlicher Mund mit wulstigen, stets halbgeöffneten Lippen; die oberen Vorderzähne waren nach Hererositte schräg abgeschlagen, so daß sich zwischen ihnen ein Dreieck bildete. Ein mächtiger, wohlgebauter Körper ruhte auf spindeldürren, schmutzigen Beinen.

Als er an mir vorbeigeführt wurde — ich saß gerade vor meiner Karre und schrieb — stürzte er auf mich zu, reichte mir seine Hände hin und rief: „Moru Muhonna“ — guten Tag, Herr! Die nächsten drei Stunden waren dem üblichen Verhör gewidmet. Der Schwarze hieß Jakob, war mit seinem Stamm entzweit, wollte uns führen, machte viele Angaben. Wir mißtrauten ihm. Was sich von seinen Aussagen später als richtig erwies, gebe ich hier wieder:

Die Hereros hatten bei Onganjira schwere Verluste gehabt — sechs Tote. Sechs? Wir hatten ja doch 80 gefunden? Freilich, wurde mir erwidert, aber die zählen nicht, das waren arme Leute, nur die toten Grootleute werden überhaupt gerechnet, und das waren sechs. Bei Oviumbo waren die Verluste kleiner gewesen, nur „zwei“ Tote; die Geschütze hatten hier fast gar nicht gewirkt, dafür aber die Maschinengewehre (Jakob nannte sie klangnachahmend: „Tak—tak“); vor letzteren schien er großen Respekt zu haben.

Bald nach dem Gefecht von Oviumbo waren die Hereros abgezogen,

die Hauptkolonne in Richtung auf den Waterberg, eine andere nach Osten gegen die englische Grenze. Was weiter aus ihnen geworden war, behauptete Jakob nicht zu wissen. Um diesen wahren Kern schwindelte er noch allerlei herum: Samuel sei schwer verwundet, die Ovambos hätten Munition geschickt, der Häuptling Salatiel sei tot, die Hereros wollten Okahandya angreifen u. s. w.

Jedes zweite Wort Jakobs war der Ausdruck „Matschawi", — hör' 'mal! Wir nannten ihn fortab so.

Ich untersuchte sein kleines Lederbeutelchen, das er am Schurz trug. Da kam ein Feuerzeug für Steinschlag mit Zunder, der Deckel einer Konservenbüchse, ein Stückchen Riemen und etwas rotes Farbpulver zutage. Das war sein ganzes Besitztum. Außerdem entdeckte ich ein Taschenmesser, das er soeben „gefunden" hatte. Als ich es ihm wieder wegnahm, um



Bespanntes Feldgeschütz

es dem rechtmäßigen Besitzer, einem Reiter, einzuhändigen, schwor dieser, er habe es noch vor ein paar Minuten in seiner Rocktasche getragen. Matschawi lachte fröhlich dazu. Er lachte überhaupt immer, er hatte offenbar eine humoristische Weltanschauung.

Schon in Okaharui hatte sich ein Mann am Krankenwagen gemeldet, der stark fieberte, an Durchfall und Darmbeschwerden litt und sich matt und elend fühlte. Täglich häuften sich von da ab die Fälle, und bald war es kein Geheimnis mehr — wir hatten den Typhus im Lager. Die Leerkolonne führte den ersten Transport von Kranken nach Otjosasu zurück. Werden sie noch lebend dort ankommen? Stabsarzt Dr. Dempwolf meinte: „Ich hoffe es."

Leutnant von Wurmb lag in schwerem Fieber auf dem vordersten Wagen und sah mit heißen Augen nach uns hin. Armer, braver Kamerad! Wie hatte auch er an Bord der „Lucie" auf künftige Taten sich gefreut, wohl auch mit einem schönen Soldatentod auf dem Gefechtsfeld gerechnet, und

nun fällte ihn diese heimtückische, schleichende, unerbittliche Krankheit. Er starb im Lazarett zu Okahandya am 7. Juli desselben Jahres.

Zur Mittagszeit lag drückende Glut auf dem ganzen Lager. Millionen von Fliegen umschwärmten uns und bedeckten jeden Gegenstand in der zudringlichsten Weise. Man konnte kaum essen, denn sowie man den Deckel vom Topfe nahm, fielen Rudel der unappetitlichen Tiere hinein. Dazu gesellten sich noch Legionen von kleinen Blattwanzen, die an sich unschädlich sein mögen, aber in der Suppe widerlich schmecken. Die stärker ausdünstenden Eingeborenen hatten stets Kränze von Fliegen um Mund, Nase, Augen und Ohren und gaben sich kaum die Mühe, sie wegzujagen. Viele, auch Matschawi, pflegten gewohnheitsmäßig alle Viertelminute mit der Hand am Gesicht vorbeizuwinken, worauf die Fliegenschar in schwarzer Wolke aufflog und sich sofort wieder an den alten Platz setzte.

Die Insekten verstärkten leider die Ansteckungsgefahr.

Draußen vor dem Lager waren zu bestimmten Zwecken kleine Gräben gezogen, die zur Benutzung angelegentlich empfohlen wurden; über deren Gebrauch und über die Gefahren der Emanzipierung hinter Büschen und Hecken wurden eingehende Instruktionen erteilt, denn der Typhusbazillus pflegt eigentümliche Wege zu wandeln, auf denen er sich verbreitet und vermehrt.

Draußen auf der Weide blieb von den Pferden hin und wieder eines stehen und sah mit verglasten, stieren Augen vor sich hin; aus den Nüstern floß eitrige Masse, und das Tier wankte hin und her, bis es schlapp zusammenbrach. Die „Pferdesterbe", jene unheimliche Krankheit, deren Träger, ein winziges Lebewesen, durch Mückenstich eingeimpft wird, dezimierte unseren schwachen Bestand an Reittieren. Kaum eines der erkrankten Pferde hat das Leiden überstanden. Wir hatten bald genug damit zu tun, die verwesenden Kadaver aus der Nähe des Lagers zu bringen und zu verscharren.

Unsere Nahrung war bisher reichlich gewesen. Aber da es an frischem Fleisch fehlte, frisches Gemüse und Obst überhaupt nicht gab, und die alltägliche, zu einförmige Kost in Reis und Büchsenfleisch mit Gemüsekonserven und Maccaroni bestand, so brach unter der Einwirkung des heißen, ungewohnten, erschlaffenden Klimas eine Art von Ruhrepidemie im Lager aus.

Sobald der Stand der Verpflegung es gestattete, rüsteten wir uns zum Weitermarsch. Die Bastardabteilung hatte in weit ausholenden Ritten nach Nordosten aufgeklärt und einige Hereros aufgegriffen. Die Auskunft über die Wasserstellen lautete auffallend günstig. Zu seiner und

unserer Überraschung hatte Böttlin weiter nördlich, bei Otjosondu, einen steilen Felskegel gefunden, der auf der Kriegskarte nicht verzeichnet war. Nach den unklaren Aussagen der Gefangenen sollte dieser Berg besetzt sein.

Endlich der Feind! Alles atmete auf; die Gewehre wurden nochmals nachgesehen, die Munition geprüft. Entscheidende Gefechte sollten wir zwar nicht liefern, stand aber wirklich ein Gegner auf dem Otjosondu-Berg, so konnten wir ihm bequem mit Geschützen beikommen. Und wenn wir auch ein paar Mann dabei verloren — was war das gegen den Typhus, der unerbittlich die Reihen lichtete?

Am 18. Mai brachen wir auf und hielten abends an einer herrlichen, großen, offenen Wasserstelle, welche die Eingeborenen Eunguruwau nannten. Am nächsten Tage rückten wir weiter vor und kamen an einer zweiten großen Vley, Onganjainja, vorbei. Dann plötzlich teilte sich das Dorndickicht, und vor uns lag eine offene Savanne.

Wochenlang waren wir im Buschwald, wo man kaum hundert Schritt weit um sich sah, dauernd mit dem beklemmenden Gefühl dahingeritten, daß jeden Augenblick auf nächste Entfernung tödliche Schüsse von unsichtbaren Schützen fallen konnten. Endlich traten wir nun auf eine freie Fläche heraus; dem Auge bot sich weite Übersicht, und wir erblickten am Horizont die kühn geschwungenen Linien bläulich schimmernder Berge. Eine wahre Zentnerlast wich von der beengten Brust, und wohlig empfanden wir das befreiende Gefühl, als ob auf einmal die Luft frischer und reiner, die Welt schöner und herrlicher geworden wäre.

Vor uns lag ein Berg mit zwei Kuppen, deren rechte, östliche, die höhere war.

„Wenn doch da drüben der Feind stände", sagte Major v. Estorff, „das gäbe ein gutes und glückliches Gefecht; wir könnten ihm den Dornbusch von Oviumbo heimzahlen!"

Wieder erfaßte uns alle die Hoffnung auf einen erlösenden Kampf, wieder zog die Kolonne gefechtsbereit vor, — und dann wurde wieder alles vom Feinde frei gefunden. Wir rasteten enttäuscht und müde am Fuße des Otjosonduberges. Während die Abteilung lagerte und tränkte, bestieg der Stab den Gipfel.

Es zeigte sich, daß der Berg ein seit Jahrtausenden ausgebrannter Vulkan war, von dessen Krater noch zwei Spitzen emporragten.

Weit, weit schaute das Auge rings umher. In der klaren, dünnen, trockenen Luft erkannte man auf viele Meilen deutlich jeden Baum und Strauch. Nach Nord, Ost und West reihte sich Busch an Busch, in ewigem, olivgrünem, eintönigem Einerlei; hin und wieder eine Lichtung,

wo Sand und dürre Grasbüschel dunkelbraun und mattgelb schimmerten und mit ihren trüben Farbentönen den düsteren Eindruck erhöhten. Zu unseren Füßen lag die Steppe in ihrer unendlichen, traurigen Öde und in ihrer erdrückenden, gewaltigen Großartigkeit.

Gegen Norden hob sich ein massiger, breiter, im Sonnenlichte rötlich strahlender Felsklotz scharf gegen den Himmel ab. Die Wände stiegen von allen Seiten fast senkrecht aus der Ebene empor; es sah aus, als sei der Erdboden ringsum eingestürzt und habe ein flaches Stück trotzigen Gesteins stehen lassen, das nun als Bergplateau das ganze Land weit überragte.

Der Waterberg!

Wir stellten auf den höchsten Punkt des Otjosondukegels eine starke Wache, damit sie das Lager sichere. Es war schon dunkel, als mit aufgepflanztem Seitengewehr zwei Reiter ins Lager kamen, um zu melden, auf dem Berge sei es nicht geheuer, dort schlichen Schwarze herum und suchten den Posten mit Kirris abzutun. Wir empfahlen den Kriegern, gut aufzupassen; es blieb dann auch alles still und ruhig.

Otjosondu hatte gutes Wasser und schien als Etappe besser geeignet als Onjatu, deshalb wurde bald die Verpflegung von dort nachgezogen. Auf dem Berge blieb dauernd eine Signalstation mit Sonnenspiegel.

Das Lager war dicht am Berge aufgeschlagen, der auf uns, die wir seit Wochen in sanftem, welligem Gelände und flacher Buschebene geritten waren, eine magnetische Anziehungskraft ausübte. Wir fanden auch ein Maisfeld dort, zertreten und klein, vielleicht nur hundert Schritt im Geviert; wir staunten den bescheidenen Acker an, er war für uns ein Erinnern an ferne Kultur.

Hin und wieder wurden einige Gefangene eingebracht, alte Weiber, die wir nach dem Verhör wieder laufen ließen, oder elendes, armes Volk, Feldhereros ohne Waffen und Kleidung, deren Körper von vernarbten Dornrissen bedeckt waren. Ihre Aussagen bestätigten im wesentlichen Estorffs schon längst ausgesprochene Vermutung, daß die Masse des Feindes zwischen dem Waterberg und dem davor befindlichen Rivier, Omuramba-u-Omatakko, stände.

Wir sollten den Feind verhindern, östlich nach der englischen Grenze auszubrechen; also mußten wir noch weiter nach Nordosten vormarschieren, um uns vorzulegen!

Patrouillen, welche rings die Gegend durchstreiften, fanden ein Dutzend Wasserstellen, von denen niemand etwas gewußt hatte. Das überraschte uns sehr. Wo blieb denn die Ansicht, daß das ganze Südwestafrika eine wasserlose Sandwüste sei? Also hatte es nur an den Eingeborenen ge-

legen, die aus den zahlreichen unterirdischen Flüssen keinen Nutzen zu ziehen wußten, wenn der Boden nichts als spärliches Gras und Gestrüpp hervorbrachte?

Der Posten auf dem Otjosonduberg meldete gegen Abend Geschützdonner in Richtung auf den Waterberg. Wir zerbrachen uns den Kopf, was das bedeuten könnte. Estorff fand die Erklärung: Bei dem starken Temperaturwechsel rissen mitunter die Felsen unter Dröhnen und Poltern der abbröckelnden Gesteine. Wiederholt waren früher deutsche Abteilungen auf den vermeintlichen Kanonendonner losmarschiert. Wir horchten aufmerksam, einige legten das Ohr an den Boden, aber alles blieb nun still. „Da drüben ein Lichtsignal", schrie ein Reiter; wir konnten gerade noch sehen, wie eine Sternschnuppe, vom Horizont nach oben ziehend, am klaren Himmel verschwand.

Einer brummte verdrießlich: „Das verdammte Povianslaand hält uns zum Narren!"

Die 1. Feldkompagnie unter Graf Solms, und die Bastards unter Böttlin wurden nach Nordosten vorgeschickt, um der Abteilung den Weg zu erkunden. Wir erhielten bald Meldung, daß die Aufklärer eine schöne Vley, Otjekongo, gefunden hätten, und daß weiter östlich die Bastards auf eine kleine Hererowerft gestoßen wären. Entschlossen war Böttlin mit seinen Leuten dazwischen gesprengt und hatte gefeuert, als der Feind sich widersetzte. Einige Hereros waren gefallen und verwundet. Mehrere andere wurden gefangen und sagten aus, daß noch weiter östlich Werften des Hererokapitäns Tjetjo ständen!

Der Bericht war von höchster Wichtigkeit. Also war Tjetjo doch noch nicht über die Grenze der Kapkolonie gezogen, sondern jetzt näher an Samuels Scharen herangerückt! Vielleicht gelang es uns, diese Werften zu fassen und nach dem Waterberg zu treiben! Dann war das ganze Volk beisammen, wenn nach Eintreffen der Verstärkungen später der große Angriff begann!

Bevor wir jedoch abrückten, machte Stabsarzt Dr. Dempwolff dem Detachementsführer eine ernste Meldung: Der Typhus nahm stark zu! Es wurden zwei Wagen zusammen gefahren, die darüber befindlichen Leinwandplanen nach der Seite gespannt, und darunter eine Anzahl Leute gebettet, die regungslos und apathisch, die Arme schlapp am Leibe hängend, mit geschlossenen Augen wie Tote dalagen. Doch die Wangen waren fiebernd gerötet, und heiß und stoßweise jagte der Atem durch die trockene Kehle.

Bei den Typhuskranken ließen wir Bedeckung und Verpflegung zurück. Wie wenig konnten wir für die Armen tun! Böttlin hatte ein paar

Milchkühe erbeutet, wir wollten sie schicken. Unser kleiner Vorrat an stärkenden Mitteln und Konservenmilch würde bald aufgebraucht sein. Hoffentlich kam bald das verlangte Feldlazarett mit seinen Betten und Zelten, seinen Ärzten und Pflegern, seinen Instrumenten und Vorräten!

Wir mußten weiter.

Am 21. Mai erreichten wir mittags Otjekongo. Es war eine herrliche, große Wasserstelle — zwei Miniaturseen; aus dem einen tranken wir, im anderen wuschen wir uns. Am Rande stand ein halbzerstörtes Haus, und dabei lagen die Spuren eines Gärtchens. Wie verwüstet sah alles aus! Mit welcher Wut hatte dies wilde Volk die Zeugen der Kultur vernichtet!

Wir marschierten wieder in den Buschwald hinein und hielten an einer kreisrunden Vley. Rings ruhten unsere Truppen; es brannte kein Feuer; die Tiere wurden vorsichtig in den Busch getrieben und scharf am Lager gehalten. Eine Patrouille schleppte uns ein paar garstige Hereroweiber herbei; die hatte sie bei zwei Feuern hockend gefunden, von denen das eine am Boden, das andere hoch oben in der Gabelung eines großen Baumes angelegt war. Also Spioninnen mit Signalbränden! Ich bekam von den beiden Megären keine Antwort. Als ich, um sie gefügiger zu machen, sagte, man könne sie als Spione behandeln, schüttelten sie sich vor Lachen: Wir dürften ja Weibern nichts tun! Sie hatten recht, aber wo mochten sie das bloß her haben? Wir schickten sie nach Otjosondu zurück; da konnten sie waschen und für die Kranken Wasser tragen.

7^{30} abends kam Meldung von vorn. Graf Solms war mit seiner Kompagnie bis zur Wasserstelle Okamatangara vorgerückt. Die aufklärenden Bastards hatten dort lebhaftes Sprechen im Busch gehört, waren vorsichtig näher geritten und hatten eine Anzahl Buschleute unter einem großen Baume liegend gefunden, die nun erschreckt aufsprangen und zu fliehen versuchten. Es war gelungen, einige der scheuen Gesellen zu fangen, und sie machten eine wichtige Aussage: Anderthalb Stunden östlich von ihnen befand sich eine große Werft der Hereros!

Endlich der Feind? Doch wir waren schon so oft enttäuscht worden; unsere Hoffnungen trugen Blei an den Schwingen.

Am Mittag des nächsten Tages traten wir an, denn wir wollten nachts ungesehen in Okamatangara eintreffen, und folgten in langer Marschkolonne einer alten Wagenspur und den Huftritten der vorausgeschickten Abteilung.

Plötzlich tönte halblinks ein dumpfer Schuß. Nach dem Klang wars ein Vorderlader. Jäger oder Signalschuß?

Wir ritten durch weichen Sand, in dem die Geschützräder tief ein-

sanken, und kamen nur langsam vorwärts; dicker Staub hüllte uns ein. Die Stunden dehnten sich endlos. Die Sonne sank, und wir ritten noch immer. Es wurde dunkel; wir ritten, ritten, fast bis Mitternacht. Dann hielten wir bei Okamatangara.

Die Abteilung lagerte an einem Abhang in dichter Aufstellung, ohne Feuer; vor unserer Front lag ein breites, trockenes Flußbett, hinter und neben uns der Dornbusch.

Flüsternd gaben die Führer ihre Befehle. Der Stab hielt an einem großen Termitenhaufen, auf dem ein Posten Wache stand. Graf Solms und Böttlin ergänzten mündlich ihre Meldungen. Leutnant Runkel hatte die feindliche Werft erspäht; sie lag eine Reitstunde östlich von uns bei der Wasserstelle Otjomaso in dichtem Busch und schien stark besetzt. Dahinter befanden sich noch andere Werften mit viel Vieh. Scheinbar wußte der Feind noch nichts von unserer Nähe!

Major v. Estorff beschloß, am nächsten Morgen anzugreifen!

Bis zum Vormarsch gegen den Feind waren nur noch wenige Stunden der Ruhe; wir legten uns da, wo wir gerade standen, an den Boden; lähmende Müdigkeit scheuchte die aufsteigenden Gedanken, machte gefühllos gegen den eisigen Nachtwind und gab erquickenden, tiefen Schlaf.

Achtes Kapitel.

Otjomaso.

(22. 5. 1904.)

Eine Stunde vor Sonnenaufgang waren wir wieder im Sattel und ritten querfeldein nach Osten: Voraus die Bastards, dahinter die 1. Feldkompagnie als Vorhut, dann die übrigen in langer Kolonne.

Es gab bald einen unerwünschten Aufenthalt. Die Spitze hatte die Spur verloren, auf der wir folgen sollten. Wir mußten halten, absitzen und warten; ungeduldig, mit der Uhr in der Hand, sahen wir die kostbare Zeit verstreichen, und die Hoffnung, den Feind zu überraschen, schwand von Minute zu Minute.

Als wir so herumstanden, riß plötzlich ein Reiter sein Seitengewehr heraus und hieb wütend dicht vor sich in den Busch. Die zerhackten Stücke einer dicken, schwarzbraunen Schlange zuckten und wanden sich krampfhaft am Boden; ein gedunsener Kopf mit grünlich schimmernden Augen schnappte weitklaffend, während eine lange, dünne, zweispitzige Zunge aus dem geifernden Rachen heraushing. In weitem Bogen wichen die Eingeborenen aus; sie haben vor Schlangen eine fast abergläubische Furcht!

Endlich ging es weiter. Wir kamen durch dichten Busch, an starken Bäumen vorbei, die mit schlohweißen, fingerlangen, harten Dornen übersät waren. Rechts und links der Pad glühten kleine, eben erst verlassene Lagerfeuer; wir betrachteten sie schweigend, während bittere Enttäuschung in uns hochstieg; — war denn dieser listige Feind in dem unendlichen Lande nie zu fassen?

Nun erreichten wir eine große Lichtung; jenseits hörte man im Busch Rindergebrüll und Menschenstimmen. Wir mußten den freien Platz ungedeckt überschreiten.

Wenn nun aber der Feind drüben am Rande zu unserem Empfang bereit lag, so sollte er uns gerüstet finden. Alles hielt daher im Dickicht vor der Lichtung und marschierte auf.

Major v. Estorff berief die Führer zu sich und gab in seiner ruhigen, bestimmten Art die Befehle: „1. Feldkompagnie vorn, 6. rechts, 2. links gestaffelt gehen in Schützenlinie vor, die Handpferde 100 Meter dahinter. Marschrichtung: Der hohe, dunkle Baum mit den Nestern der Webervögel. 4. Feldkompagnie hinter der Mitte als Reserve. Artillerie und Maschinengewehre folgen der 4. Kompagnie in Marschkolonne. Bastards decken die Artillerie."

Nachdem in Ruhe unter dem Schutze des dichten Gebüsches die ganze Abteilung entwickelt war, traten wir wohlgeordnet auf die freie Fläche heraus. Die Unberittenen hatten die Seitengewehre aufgepflanzt, in denen sich der Sonnenglanz in scharfen Lichtern spiegelte. Es war ein Bild wie zu Hause auf dem Exerzierplatz, wenn ein Parademanöver gegen rote Flaggen vorgeführt werden soll.

Dabei kein Laut, kein Schimpfen, kein Kommando! Alles ging nach leisen Winken und von selbst!

Wir überschritten die Lichtung, ohne Feuer zu erhalten, und drangen in gleicher Gefechtsordnung in den jenseitigen Busch ein.

Viehgebrüll vor uns gab jetzt die Marschrichtung an. So ging es noch eine Zeitlang weiter. Der Stab ritt hinter der Mitte.

Plötzlich hörten wir geradeaus ein Dutzend Schüsse fallen, gleich darauf knatterndes Schnellfeuer, und ein „Hurrah" aus vielen Kehlen, dann noch ein paar Schüsse. Die Artillerie fuhr an einer sanften Erhebung auf, fand aber kein Ziel. Zwischen dem zweiten und dritten Geschütz lag blutbedeckt ein Reiter mit gespaltenem Schädel, die Arme weit ausgestreckt, rücklings am Boden.

Das Feuer vorn verstärkte sich; wir ritten heran so schnell wir durch die Dornbüsche vorwärts konnten. Ein Mann kam uns entgegen, er trug zwei Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett. „Ist noch einer gefallen?" „Ja! der Franzose!"

Indem wir weiterritten, krachte von links aus dem Busch auf etwa 20 Schritte der donnernde Schuß eines Vorderladers, und dann brummte, wie eine dicke Hornisse, das großkalibrige Geschoß dicht hinter Major v. Estorff vorbei. Gleich darauf knallte, wie ein Peitschenschlag, der scharfe Schuß eines deutschen Gewehrs. Als ich mich umdrehte, lud ein Unteroffizier gleichmütig seine Waffe, die er eben vom Pferde aus abgefeuert hatte, und meinte: „Der Kerl mit der Poviansflinte wird uns jetzt in Ruhe lassen!"

Als wir die Schützenlinie erreichten, lag sie jenseits einer schönen, kreisrunden Bley und feuerte noch schwach vor sich in die Büsche. Unten am

Wasser stand eine Herde Kleinvieh, die schleunigst von den Bastards gekehrt*) worden war.

Die Ereignisse hatten sich hier in wenigen Minuten abgespielt. Die 1. Feldkompagnie hatte im Vorgehen plötzlich auf 50 Schritt Entfernung Feuer von Hereros bekommen, die in Baumkronen versteckt saßen, war mit Hurrah vorgestürmt und hatte sich hingeworfen; zwei Mann waren, in den Kopf getroffen, sofort tot zusammengebrochen. Als die 2. Feldkompagnie**) links verlängert hatte, waren die Feinde wie die Affen von den Bäumen herabgeglitten und tief geduckt durch die Büsche geflüchtet.

Die 6. Feldkompagnie lag weiter rechts und hatte vorläufig keinen Gegner vor sich.



Im Gefecht von Otjomaso (Maschinengewehr)

Wir suchten zu Fuß in das Dickicht vor uns einzudringen, vielleicht holten wir die Hereros noch ein. Doch nun wurde der Busch so dicht und undurchdringlich, daß wir buchstäblich in den Dornzweigen stecken blieben; gleichzeitig kam von rechts die Meldung, daß ein neuer Gegner aufgetaucht sei; es war ein Trupp Unberittener, unter der Führung zweier gut gekleideter Grootleute. Dieser Versuch, unsere Flanke zu fassen, wurde von der 6. Feldkompagnie***) schnell abgewiesen.

Wir blieben rings um die Vley stehen und versuchten, durch mehrere Vorstöße in den Dornbusch den Feind noch zu erreichen; doch dieser war weitab geflohen!

Am Hange lag der Körper eines gefallenen Herero. Der verfolgende Schuß hatte den davonkriechenden Mann naturgemäß in die untere Fortsetzung des Rückens getroffen, und war unter der Schulter wieder herausgedrungen.

Ich wunderte mich zuerst, daß der Anblick des Toten so wenig mein

*) Zusammengetrieben, weggetrieben.

**) Für Franke, der malariakrank zurückbleiben mußte, hatte Oberleutnant Ritter die Kompagnie übernommen.

***) Für den gefallenen v. Bagenski führte v. Wangenheim die 6. Feldkompagnie.

Mitgefühl erregte, bis mir klar wurde, daß sowohl der wilde Gesichtsausdruck, wie die schwarze Haut dem empfindenden Gedanken nicht deutlich genug sagten: Hier liegt ein Gestorbener. Beim Weißen wird die Haut bleich, das Blutgerinnsel sticht von ihr scharf ab, und das Gesicht erhält einen stillen, wehen Zug, der unser tiefstes Empfinden packt; beim Schwarzen deutet äußerlich nichts den Tod an, als das geronnene Blut, das auf dem dunklen Körper kaum zu erkennen ist. So wähnt man zuerst einen Schlafenden zu erblicken, und erst der Verstand sagt dem Gemüt: Hier ist ein Toter, sei mitleidig!

Bei den Gefallenen fanden wir einen großen Fellsack mit Pulver, mehrere hundert Zündhütchen, zwei Kugelzangen und viel Blei. Die selbstgefertigten Geschosse interessierten uns besonders, sie bestanden aus zusammengegossenen, schmutzigen Bleifetzen, Nägeln, Schrauben und Steinstücken! Wo das hintraf, rissen Sehnen, barsten Knochen und vergiftete sich das Blut!

Im Busch fanden die Patrouillen einen erschossenen Grootmann. Behrendt glaubte ihn zu erkennen und behauptete, es sei einer der reichsten Hereros, der Kapitän Kainunu vom Tjetjo-Stamm, mit dem er noch kurz vor dem Kriege gesprochen habe. Wir entdeckten sechs Hereroleichen im Busch: wie viele noch im Strauchwerk versteckt gelegen, und wieviel Verwundete sich weggeschleppt haben mögen, wird man wohl nie erfahren.

Die Bastards hatten über hundert meckernde Ziegen zusammengetrieben, waren aber mit diesem Erfolge wenig zufrieden, denn es war ihnen eine schönere Beute entgangen. Als die vorgehenden Schützen an die Lichtung dicht vor der Vley gelangt waren, hatten sie unten am Wasser eine stattliche Herde Rinder gesehen, die gerade getränkt wurde. Die Tiere befanden sich also zwischen den feuernden Linien, und unsere Leute hofften, durch Angriff die Beute einzuheimsen. Die Hereros schrieen ihrem geliebten Vieh allerlei Koseworte zu, und auf einmal setzten sich tatsächlich die Ochsen, Kühe und Kälber in Trab, liefen ihren Herren nach und verschwanden im Busch! „Wenn wir das gewußt hätten“, meinte ein Unteroffizier, „da hätten wir uns wenigstens einen Rinderbraten geschossen!“

Immerhin hatten wir jetzt etwas Schlachtvieh, wenn es auch nicht weit reichte.

Die Sonnenglut war fast unerträglich; wir lagerten unter dem Schatten der Büsche dicht an der Vley Otjomaso und ruhten. Die Reiter neckten die Artilleristen, weil sie heute keinen Schuß abgegeben hatten, und fragten sie: „Wozu fahrt Ihr eigentlich die großen Rohre in der Welt herum?“

Vorläufig war hier kein Feind mehr; wir mußten daher an die große Straße heranrücken, die zum Omuramba führt. Nachmittags marschierten

wir nach Okamatangara zurück. Mehrere Pferde blieben verendend rechts und links vom Wege stehen, mit hängenden Köpfen und eiternden Nüstern. Wir waren den Anblick schon gewohnt.

Unter Typhus und Pferdesterbe schmolz unsere kleine Abteilung zusammen. Nun wurden durch die lange Etappenlinie und die fortgesetzten Anstrengungen auch noch die Zugochsen schlapp, und häufig brach einer davon zusammen, um nie wieder aufzustehen. So war unser ganzer Weg von Okahandya bis hierher in das Sandfeld mit Tierkadavern gezeichnet.



Grab der Gefallenen von Otjomaso

Gegen Abend waren wir wieder in Okamatangara und rasteten an der alten Stelle. Aus einigen Stöcken und Zeltbahnen errichteten wir uns eine Art Stabszelt am großen Termitenhaufen.

Die beiden Toten von Otjomaso hatten wir auf einer Karre mitgenommen; der eine war ein deutscher Reiter, der andere ein französischer ehemaliger Kürassier, der als Kriegsfreiwilliger bei uns eingetreten war. Beide galten als besonders tüchtige Soldaten. Wir begruben sie unter einem stattlichen Baum; Major v. Estorff sprach ihnen den Nachruf und ein Gebet.

Wieder schleppten Leerwagen Typhuskranke nach Otjosondu zurück.

Neue Nachrichten und Weisungen des Gouverneurs bestätigten im

wesentlichen unsere Meldungen vom Feinde. Auch der Auftrag, den wir erhalten hatten, blieb derselbe: Wir sollten östlich sperren!

Einige Bergdamaras, die wir mit uns führten, um sie als Spione zu verwenden, wurden in den nächsten Tagen vorgeschickt, und sie stellten fest, daß die Tjetjo-Werften nunmehr nordwestlich abgezogen seien. So war also durch das kleine Gefecht von Otjomaso unser Zweck erreicht: Die Hereros, die im Sandfeld saßen, zogen sich zu Samuel heran.

Der Osten war frei. Am Waterberg stand dicht gedrängt das ganze feindliche Volk!

Neuntes Kapitel.

Das Feldlager von Okosondusu.



Wir mußten näher an die feindliche Hauptmasse heranrücken, damit wir jede ihrer Bewegungen beobachten und ihr Ausbrechen nach Südosten hindern konnten. Es wurden eingeborene Spione vorgeschickt, um zu erkunden, ob die auf der Kriegskarte eingezeichnete Wasserstelle Okosondusu wirklich vorhanden sei, und ob sie genug Wasser für uns alle enthalte. Die Späher kamen zurück und meldeten angstvoll, sie hätten die Stelle zwar gefunden, aber nicht in die Kalklöcher hineinsehen können, da sich dort bewaffnete Hereros befänden.

Major v. Estorff beschloß darauf den Vormarsch.

Am 29. Mai, 6 Uhr früh, ritten wir ab, wie gewöhnlich mit Marschsicherung und vorsichtig vorwärts fühlend. Wieder hegten wir eine leise Hoffnung auf einen neuen Kampf mit einem Teil des Gegners, waren gefechtsbereit und zum Angriff entschlossen.

Gegen 8 Uhr vormittags kamen wir nicht weit vom Gefechtsfeld von Otjomaso vorbei, bogen dann auf einer fast verwachsenen Wagenspur nach Nordwesten ab und gelangten nach einer schönen, wasserreichen Vley mitten in Buschwald; dort hielten wir mittags, tränkten und kochten. Wir nahmen an, daß diese Wasserstelle Okunjahi heiße; Matschawi behauptete, sie nicht zu kennen.

Dann ritten wir wieder mehrere Stunden durch den Busch, der allmählich lichter wurde und schließlich ganz aufhörte. Gerade vor uns lag eine große Lichtung, in der nur einzelne Büsche und hohe Bäume standen; jenseits sahen wir scharf und deutlich die charakteristischen Umrisse des Waterberges vom tiefblauen Horizont sich abheben.

Durch die klare, durchsichtige Luft täuscht man sich in Südwestafrika ungemein leicht über Größen und Entfernungen, zumal Gegenstände, wie z. B. Häuser, die für unser europäisch geschultes Auge zum Vergleiche

dienen könnten, fast gänzlich fehlen. So schien es auch uns, als sei der Waterberg greifbar nahe und von gewaltiger Höhe, wiewohl wir immerhin noch etwa 80 Kilometer weit von seinem Fuße entfernt sein mochten, und die relative Höhe noch nicht 200 Meter betragen mag.

Vom Feinde war nichts zu erblicken. Auch Spuren wurden nur wenige gefunden; die Spione hatten in ihrer Angst wieder einmal mehr gesehen, als da war. Mit dem Gefecht war es also wiederum nichts; wir verloren aber kein Wort darüber, es schien uns allmählich fast selbstverständlich, daß jeder unserer Hoffnungen eine Enttäuschung folgen mußte.

Okosondusu erwies sich als eine der reichhaltigen Wasserstellen in kalkigem Boden, die man „Kalkpfannen" nennt. Acht gute, tiefe Löcher enthielten genug Wasser für die ganze Abteilung, und vor allem floß es so reichlich nach, daß in jeder Nacht der Verbrauch des letzten Tages wieder nachgesickert war. Also so viel Wasser als 800 Menschen zum Trinken, Waschen, Kochen für sich, und zum Tränken von über 1000 Tieren brauchten, floß täglich unterirdisch wieder zu!

Vergeblich schauten wir uns nach dem Otjosonduberge um. Ich war sehr enttäuscht, denn nach meiner Berechnung konnte er nur 50 Kilometer entfernt sein, und es wäre sehr wohl möglich gewesen, daß wir mit ihm heliographischen Anschluß erhielten. Nun sollten wir also jeden Tag eine starke Patrouille mit einem Sonnenspiegel bis in Sehweite zu ihm heranschicken? Das bedeutete eine große Kraftanstrengung für unsere schlecht genährten Pferde und eine nicht gering einzuschätzende Gefahr bei der Nähe des starken Feindes. Ich bot daher hohe Belohnung für denjenigen, der den Berg zuerst entdecken würde: Eine heißbegehrte, goldgelbe Flasche Rum.

Sofort bevölkerten sich die Kronen der höchsten Bäume mit Unteroffizieren und Reitern, die scharf ausspähten und in den Wipfeln immer höher kletterten, so daß wir um ihre Knochen in Sorge kamen.

„Da ist er", schrie ein Unteroffizier erfreut, und deutete fast genau südwärts. Ich kletterte mit einem Glase hinauf, konnte aber nichts entdecken; der Unteroffizier meinte betroffen: „Eben ist er verschwunden, wahrhaftig, da hat er noch vor ein paar Minuten gestanden" — und schüttelte dabei ärgerlich den Kopf.

Die Sonne war schon unter den Horizont gesunken, der Abendhimmel leuchtete in tausend Farben vom dunkelsten Violett bis zum lichtesten Gelb. Nirgends in der Welt habe ich solche wunderbare Farbeneffekte der kommenden und scheidenden Sonnenstrahlen gesehen, wie in „Südwest!"

Als ich nach Norden blickte, schien der Waterberg plötzlich zusammen-

gesunken, doch vor meinen staunenden Augen hob er sich ganz langsam mehr und mehr in die Luft, brach dann plötzlich ab, so daß zwischen ihm und dem Horizont ein weißer, durchsichtiger, nebliger Streifen entstand, und zerfloß allmählich, indem er nach und nach die Farbe des umgebenden Himmels annahm; dann stand er schließlich an der alten Stelle in der wohlbekannten Form, doch viel kleiner, als er je erschienen war. Auch im Lager hatte man das Schauspiel beobachtet. Die Leute erhoben sich von ihren kleinen Feuern und blickten mit weitgeöffneten Augen nach den Wundern der Fata Morgana!

Diesmal richteten wir uns auf längeren Aufenthalt ein. Die Truppen lagerten in länglichem Viereck, und errichteten rings einen Dornverhau und einen flachen Graben; die Geschütze und Maschinengewehre wurden eingebaut, und ihre Mündungen sahen drohend durch die Luken der Verschanzung. „Vielleicht greifen uns die Hereros hier bald an", sagten wir, aber im Innern dachte jeder: So dumm werden sie wohl nicht sein!

Das Verschwinden des Otjosonduberges erwies sich auch als eine Tücke der Luftspiegelung. Vom Wipfel des höchsten, wohl sieben Meter hohen Baumes fanden wir ihn am nächsten Mittag wieder; aber das nützte nicht viel, denn da oben im Wipfel konnten wir keine Heliographenspiegel aufstellen, da bei den Schwankungen, selbst nach Einbau von allerlei Stützen, eine Verständigung ausgeschlossen war. Wir mußten schweren Herzens täglich starke Patrouillen bis halbwegs Otjosondu entsenden, um uns zu vergewissern, daß dort noch alles in Ordnung sei und der Feind nicht durchbreche. Major v. Estorff genehmigte meinen Vorschlag, einen Sandberg zu bauen, auf diesem einen Turm aus Baumstämmen errichten zu lassen, und auf solche Weise sowohl eine Sicherung für unser Lager, wie auch eine dauernde Verbindung mit Otjosondu zu schaffen.

Als der etwas seltsam klingende Plan im Lager bekannt wurde, gab es viel skeptisches Kopfschütteln und Achselzucken; selbst ein guter Freund von mir kam allein an mich heran und sprach schonend auf mich ein; aus seinen Ausführungen sind mir noch die Worte „Generalstabsideen", „grüner Tisch", „Klima" und „Sonnenhitze" ungefähr erinnerlich; in welchem Zusammenhang, weiß ich nicht mehr so genau; er meinte es jedenfalls gut.

Trotzdem standen am nächsten Morgen an der höchsten Stelle des Lagers 60 Mann mit Schaufeln in einem großen, weiten Kreise um einen kleinen Baum herum, und warfen mit Macht Erde nach der Innenseite des Kreises, bis das Bäumchen immer mehr unter der Last des Sandes erstickte und allmählich gänzlich verschwand.

Nachdem auf diese Weise ein Kegel von etwa sechs bis sieben Meter

Höhe im Laufe der Tage aufgeschüttet und durch dazwischen geworfene Sträucher festgefügt war, errichtete Leutnant Hermann aus den höchsten Baumstämmen, die wir herbeischleppen konnten, ein turmartiges Gerüst. Wenn die Signalstation fertig war, galt es noch, von der oberen Plattform die Verbindung mit Otjosondu herzustellen.

Unser schwacher Punkt war die Pflege der Tiere. Wir konnten sie unmöglich im Lager halten, denn dazu besaßen wir auch nicht annähernd genug Hafer. Wenn wir mit den geringen Vorräten, die wir davon hatten, richtig haushielten, so konnten wir jedem Tier etwa ein Kilo täglich



Bau des Signalturms von Okosondusu

geben! Das war gerade genug, um die Pferde morgens zum Einfangen heranzulocken; in den Futterbeuteln blieb nachher nicht ein Korn, so vorsorglich schleckten die hungrigen Kreaturen ihre magere Ration heraus. Sie waren also größtenteils auf die Weide angewiesen, die einige Kilometer vom Lager entfernt war. Wir mußten somit die kostbaren Reit- und Zugtiere fast dauernd, Tag und Nacht, unter starker Bedeckung draußen lassen, und hielten uns immer bereit, beim ersten Schuß zu ihrer Sicherung nach den Weideplätzen vorzueilen; denn gelang es den Hereros sich dieses unersetzlichen Schatzes zu bemächtigen, so war unsere Abteilung bewegungsunfähig und zur Ohnmacht verurteilt.

Im Lager entstanden allmählich aus Strauchwerk, leeren Proviantsäcken und Kistenbrettern kleine, hübsche und bequeme Hütten. Die Mann-

schaften bewiesen hierbei viel erfinderischen Geist und großes Anpassungsvermögen. In jedem Menschen steckt ein Stück von einem Robinson, die Freude, etwas aus dem Nichts zu schaffen und dann zu sagen: Das ist allein mein Werk!

Die abgemagerten, in zerfetzte und schmutzige Uniformen gekleideten Soldaten, die am Tage in der Sonnenglut, nachts in der Kälte auf dem nackten Boden lagen, deren Reihen durch Krankheit täglich mehr gelichtet wurden, denen alle Freuden der Kultur fehlten, und fast alles abging, was ihren Sinn erfrischen, ihren Geist ablenken mochte, verloren den Humor nicht und betätigten ihn, wo sie konnten. Über den Laubhütten schlugen sie prunkende Namen an: „Zum blutigen Knochen", „Zum hungernden Herero", „Zum blauen Povian"; mitunter tönte abends auch fröhliches Lachen von den Biwakfeuern, doch wurde es immer seltener; gesungen wurde von unseren Leuten nie; nur die Bastards sangen mitunter vierstimmige Choräle und Kriegslieder, alte holländische Weisen, die ernst und feierlich in die dunkle Nacht hinausschallten.

Allmählich kam auch etwas Abwechslung in die innere Einrichtung unserer Behausungen; ein Zufall brachte uns auf die Spur; wir fanden in der Umgegend unter dem Boden ungeheure Knollengewächse, riesigen Kartoffeln nicht unähnlich, von denen die größten wohl zwei Meter breit und ein Meter hoch waren. Drei Mann hatten einen ganzen Vormittag zu tun, bis sie ein solches, zwei bis drei Zentner wiegendes Ungetüm ausgegraben hatten, das sie nun mit Hilfe von Hebeln nach dem Lager schafften. Hier wurden die unförmigen Knollen verschieden verarbeitet; vielfach formten sich die Leute Waschbecken, Tischplatten, fein gedrehte Stühle daraus; ich ließ mir einen ganzen Schreibtisch und ein Brettspiel von Behrendt herrichten. Die Stäbe und die verschiedenen Offizierstische bauten sich „Kamine", indem sie von den Knollen den Boden und eine Hälfte stehen ließen, die andere Hälfte wegschnitten, die stehengebliebene Wand aushöhlten, und in der Mitte des Bodens das wärmende Feuer anzündeten. In die Seitenwand wurden Löcher geschnitten, die gewöhnlich wie Augen, Nase und Mund in einem Gesicht angeordnet und gestaltet waren. Von fern sah man dann große, gräuliche, glühende Fratzen durch die Nacht leuchten. Die Hererospäher mögen sich darüber den Kopf zerbrochen haben.

Ein Offizierstisch hatte besonders schöne Kamine, und andere meinten, das sei kein Wunder, er hätte ja auch die größten Kartoffeln; das war natürlich nur neidvolle Bosheit; es gibt doch schlechte Menschen auf dieser wohlgeformten und mangelhaft eingerichteten Erde.

Bald nach unserer Ankunft in Okosondusu traf ein Herero bei uns ein; er erwies sich als der eingeborene Soldat Erasmus, der früher, wenn ich nicht irre, der Gebirgsbatterie angehörte. Oberst Leutwein hatte Ende April, um festzustellen, wo Samuel Maharero sei, seine fast nie versagende Kriegslist angewendet, ihm einen Brief mit verschiedenen Anfragen zu schicken; aus der Antwort und durch den Boten erfuhr er dann stets das, was er eigentlich wissen wollte.

Den genannten Brief — der übrigens in der Heimat zu dem Irrtum Anlaß gegeben hat, der Gouverneur wolle mit Samuel Friedensverhandlungen betreiben, — hatte man zwei eingeborenen Soldaten mitgegeben, von denen der eine dieser Erasmus war.

Der Herero machte beim Verhör einen guten Eindruck, obwohl auch er zu Abweichungen vom geraden Wege der Wahrheit nach Stammessitte neigte. Er erzählte, er sei mit seinem Begleiter am 28. April zu den Hereros gekommen. Seinen Kameraden, einen Bergdamara, hätten die wütenden Kaffern sofort erschlagen, geschlachtet, ausgenommen, gebraten und aufgegessen; auch Samuel sei gezwungen worden, ein Stück davon zu genießen. Ihn selbst hätten seine Landsleute, die schon auf der vollen Flucht waren, gewaltsam mit nach dem Waterberg geschleppt. Dort stände nun das ganze Hererovolk versammelt, mit sämtlichen Weibern und Kindern und dem gesamten Vieh. Unserem Angriff wolle Samuel am Omuramba-u-Omatakko entgegentreten, und zwar nach der alten Kriegsordnung in Hufeisenform, mit der Absicht, den Angreifer zu überflügeln und zu erdrücken. Zu diesem Zwecke hätten die Hereros ihre Orlogleute schon zusammengezogen und Verhaue aus Dornbüschen, sowie Schützengräben und Schützenlöcher angelegt.

Alle Hereros hätten sich dem Orlog angeschlossen, nur Salatiel vom Waterberg und Zacharias von Otjimbingue hielten sich zurück und zögerten, ungewiß, wie sie sich gegenüber dem Drängen Samuels verhalten sollten.

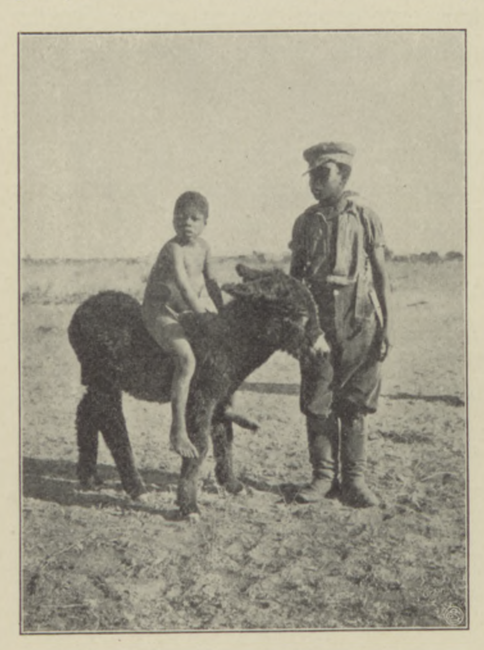
Von der Bewaffnung der Hereros erzählte Erasmus mit offenbarer Übertreibung, berichtete von ungeheuren Mengen moderner Gewehre, — Modell Henry Martini und deutsches Modell 88 — und von großen Massen an Munition, die fortgesetzt aus dem Ovamboland zuflössen.

Es ergab sich ferner, daß die Hereros über alle unsere Bewegungen durch ihre Späher völlig unterrichtet waren. Als Erasmus von unserem Eintreffen in Okosondusu hörte, war er seinem Volk davongelaufen, um wieder in unsere Dienste zu treten.

Wertvoll waren seine Angaben über die Stellung der uns gegenüber befindlichen Orlogleute. Er bezeichnete genau die Flügel bei Okosongoho

und Okahitua und malte sehr geschickt das Ganze in den Sand. Er warnte uns dringend, in die Falle zu laufen.

Der Mann war Gold wert! Er verdiente eine hohe Belohnung für seine außerordentlichen Dienste, zum mindesten ein paar Rinder nach dem Friedensschluß. Um ihn nach dem anstrengenden Verhör gleich etwas zu stärken, reichte ich ihm eine Platte Tabak herüber, wie sie uns im Felde geliefert wurde, eine kleine, dünne Platte billiger, zusammengestampfter Tabaksblätter. Er sah mich tieftraurig an, als ich ihm das in die Hand drückte, mit einem Blick, in dem sich grenzenlose Enttäuschung malte. Das sei zu wenig, meinte er, für alle seine Boten- und Spionendienste, bei denen er wochenlang das Leben aufs Spiel gesetzt habe.



Hererojungen und Maultierbaby

Der arme Teufel! Wie gering war sein Zutrauen zu seinen Mitmenschen! Was wußte so ein verwahrloster Schwarzer, der bei seinem Volke nichts als Selbstsucht und vertierte Roheit gesehen, von den Empfindungen der Menschenliebe, Güte, des Mitleids und Mitgefühls, die jeden von uns von frühester Jugend auf als etwas Selbstverständliches umgeben. Pflanzt davon ein Körnchen in das Herz der armen Gesellen, und Ihr seid Kolonisatoren, Kulturträger und Missionare im höchsten Sinne des Wortes!

Major v. Estorff hatte sein Lager an einem Baum aufgeschlagen; er besaß immer noch kein Zelt, sondern hatte sich nur eine kreisrunde Laubwand errichtet, hinter der er unter freiem Himmel schlief, eingehüllt in ein paar wollene Decken. Ich war meiner Karre treu geblieben und hatte mir etwas trockenes Gras als Unterlage hinschütten lassen.

Unteroffizier Niemann verwaltete unseren Proviant mit der Peinlichkeit einer sparsamen Hausfrau. Reiter Loba sorgte für unser leibliches Wohl und kochte zusammen mit dem Bergkaffer Barnabas unsere einfachen Mahlzeiten mit anerkennenswertem Geschick. Barnabas stammte

aus Okombahe und war in Art und Gesinnung viel besser als die Hereros, die seinem Volke das Land geraubt und seinen Stamm fast gänzlich vernichtet hatten.

Als Erasmus erzählte, daß die Hereros alle Bergdamaras und Buschleute, die sie jetzt fingen, als Sklaven behandelten, hungern ließen, nachts anbänden, um ihr Entlaufen zu verhindern, und viele totschlügen, war Barnabas außer sich: „Hereros immer Kaffern totmachen, Hereros Feinde, Damaras von Okombahe Orlog machen, aber Hereros zu stark." So machte er in abgerissenen Sätzen seinem Groll und Schmerz Luft. Als ich scherzend fragte: „Na, Barnabas, willst du lieber Weißer werden?" sagte er nur: „Ja, banje,*) aber lieber Gott haben Barnabas schwarz gemacht." Er war in der Mission erzogen.

Mich hatte die Ruhr auch gefaßt; mit Bedauern und Beschämung bemerkte ich zu dieser Zeit, wie im ungewohnten Klima, unter der glühenden Sonne, die Arbeitslust nachließ, und wie mich eine bis dahin unbekannte Trägheit erfaßte; stundenlang konnte ich an einem Fleck sitzen und vor mich hinträumen. Ich erzählte es einem alten Afrikaner; der sagte: „Das ist die südwestafrikanische Krankheit, die erfaßt jeden einmal, das kommt von der Luft und vom Herzen, wenn Sie's überstehen, so sind Sie gesalzen."

Vielleicht hatte er recht, vielleicht kam es auch nur von der Ruhr, die mein Inneres in Aufruhr brachte. Wenn ich notgedrungen öfters die Umgebung des Lagers aufsuchte, nahm ich stets einen für sieben Personen geladenen Revolver mit; denn einer von uns hatte sehr drollig erzählt, wie er sich da draußen plötzlich waffenlos in peinlicher Situation einem Schwarzen gegenüber befunden habe und ausgerissen sei.

Das große Ereignis in unserem Dasein war das Eintreffen eines Transports mit Lebensmitteln und der Post. Dann lief das ganze Lager zusammen und war bei der Verteilung tätig.

Einmal, ich war gerade an meinem Erdknollentisch mit Schreiben beschäftigt, hörte ich in der Nordostecke des Lagers, wo der Proviant des neu eingetroffenen Transports ausgeladen wurde, ein brüllendes Gelächter, das immer wieder einsetzte. Ich warf die Feder hin und lief hinüber, um zu erfahren, was los sei. Schon von fern sah ich um einen Wagen einen großen Haufen unserer Reiter herumstehen, die vor Vergnügen ganz aus dem Häuschen waren. Auf einer Kiste stand ein Leutnant, sah über die Anderen hinweg und krümmte sich vor Lachen, während ihm die dicken Tränen die Backen herunterliefen.

*) viel, sehr.

Ich drängte mich in den Kreis und fand auf dem Boden liegend die seltsamsten Gegenstände: Röcke, Unterröcke, Blusen, intimere weibliche Wäschestücke mit und ohne Spitzenbesatz, einen schäbigen Frack, Hemden und Strümpfe beiderlei Geschlechts, eine verschossene Livree, mehrere Filzhüte, eine Pumphose usw.; diese und andere Gegenstände holte ein Unteroffizier aus der Tiefe zweier mächtiger Säcke, die am Kapwagen an der Erde standen; und jedes Stück, das erschien, wurde vom umstehenden Publikum mit neuen, lufterschütternden Ausbrüchen unbändigster Heiterkeit begrüßt.

Die ausgespannten Ochsen standen dabei und glotzten dumm.



Gefangene Hereros

Ich untersuchte die Säcke: Es waren Liebesgaben — für die Abgebrannten von Aalesund! In Hamburg hatte wohl irgend ein findiger Kopf nur das Wort „Liebesgaben" gelesen und gedacht, das sei für die Südwest-Afrikaner. Erst einmal in falsche Richtung geworfen, hatten die beiden wohlverschlossenen Packen beharrlich ihren Weg verfolgt: Über den weiten Ozean nach Swakopmund, von dort in der Kleinbahn drei Tage lang ins Innere bis Okahandya; hier waren sie auf Kapwagen geladen worden und hatten nach einem Reisetreck von 14 Tagen, nachdem sie den halben Erdball umfahren, schließlich unser fernes Feldlager im Sandfeld erreicht!

Matschawi bekam den Frack; da er sonst so gut wie nichts anhatte, sah das sehr drollig aus. Zuerst wollte er ihn verkehrt anziehen, mit den Rockschößen nach vorn; das sah noch komischer aus, besonders von hinten.

Eine Patrouille brachte eine Schar Feldhereros ins Lager, die sie im Busch überrascht und gefangen genommen hatte. Es war ein Dutzend Weiber dabei, die, ebenso wie die Männer, fast nur mit dem Klima bekleidet waren. Als sie einrückten, in langer Kolonne eines hinter dem anderen, stand das halbe Lager Spalier und machte seine Bemerkungen. Die Männer trugen keine Waffe, als den Kirri, die Weiber schleppten allerlei Gerümpel, Kalabassen, leere Blechdosen und halb zerbrochene Töpfe. Mehrere der

Frauen waren von hohem, schönem Wuchs, und eine stand zwei Meter hoch auf blanker Sohle!

Den ersten Tag kamen unsere Leute, die lange kein weibliches Wesen, außer den verschrumpelten alten Hexen von Otjosondu, mehr gesehen, nicht aus dem Staunen heraus; schon am zweiten Tage sah keiner mehr hin. Nacktheit, die unbewußt zur Schau getragen wird, ist ohne Reiz, und wirkt keusch in ihrer Art!

Wir brachten die Gefangenen in einem Dornkraal unter; eine Schmutzschicht und ein scharfer, ranziger Fettgeruch waren ständige Tugendwächter.

Die Liebesgaben von Aalesund fanden nun zum Teil Verwendung, denn die Gefangenen froren nachts zum Erbarmen. Einigen Weibern ging es beim Anlegen der unbekannten Gegenstände wie Matschawi mit seinem Frack. Aber als sie sich schließlich den ganzen mangelhaften Staat umgehängt hatten, waren sie stolz und eitel, und fingen an zu streiten! Die Frage der Bekleidung der Wilden, die einen Teil unserer „Kultur" ausmacht, erschien mir nach diesen Erfahrungen in eigenartigem Lichte.

Bisher hatten sich die Mannschaften ihr Brot selbst gebacken: sie rührten sich den Teig an, füllten ihn in die Kochgeschirre, hoben im Boden eine flache, etwa 30 Zentimeter tiefe Grube aus, die sie mit glimmenden Holzstücken auslegten, betteten die Kochgeschirre hinein, deckten sie dünn mit Sand zu und zündeten darüber ein langsam schwelendes Feuer an. In ein paar Stunden waren dann die Brote gut und knusprig.

Mit einem Transport traf nun eine Feldbäckerei im Lager ein, deren fahrbarer Ofen uns einen Teil der Arbeit abnahm. Selbst die Bastards, die auf ihre Backkünste mit Recht stolz sind, mußten zugeben, daß unsere gelernten Bäcker die Sache besser verständen. Sie gaben daher auch willig und gern ihr Mehl her, um dafür im Feldbackofen bereitetes Brot einzutauschen.

Die einförmige Verpflegung machte unsere Leute begierig nach Reizmitteln, die den erschlafften Nerven und Herzmuskeln neuen Antrieb schaffen sollten. Es wurde sehr viel Kaffee getrunken, mehr als manchem zweckdienlich war. Kakao schien, obwohl er nahrhafter war, nicht so beliebt zu sein, weil er weniger stimulierend auf die Herztätigkeit wirkte. Tee wurde auch getrunken, aber er betäubte nur wenig den bitteren Nebengeschmack des unreinen Wassers. Am besten wäre wohl Rotwein für uns gewesen, der ermunternd und kräftigend wirken und die Ruhr bekämpfen konnte! Aber wo sollten wir die Tausende von Flaschen herbekommen, um die 800 Seelen unserer Abteilung täglich mit ein bis zwei Gläsern zu erquicken? Unser kleiner Vorrat reichte kaum für die Kranken! Auch an Milch

fehlte es uns sehr, die Damaraküche tragen kleine, schlappe, milcharme Euter.

Wir bekamen den Alkohol notgedrungen in konzentrierter Form geliefert; wöchentlich erhielt jeder Mann eine Drittelflasche Rum und konnte sich davon täglich einen Schluck in den Tee gießen. Es gab Reiter mit ausgepichten Kehlen, die ihre Wochenportion ungeteilt und unverdünnt zu sich nahmen. Das war unvernünftig, denn im Höhenklima der Steppe reagierte der schlecht genährte und mangelhaft gepflegte Körper viel stärker auf den Alkohol, als in den normalen Verhältnissen der Heimat, und das aufgepeitschte Herz schlug nachher um so schwächer, wenn die Reizung aufgehört hatte. Über diesen Punkt, und über alles, was die Eindämmung der Typhusgefahr betraf, wurde eingehend belehrt.

Dennoch vermehrte sich der Krankenbestand täglich im Durchschnitt um zwei Mann! Schon Anfang Juni waren 10 Prozent unserer Abteilung krank — das war soviel, wie die Verluste eines schweren Gefechts! Am 12. Juni betrug unsere Stärke an Weißen nur noch 29 Offiziere, 528 Unteroffiziere und Reiter, 4 Ärzte, 2 Veterinäre und 2 Postbeamte. Davon waren noch etwa 75 Reiter abzuziehen, die als Bagagebedeckung und zur Besetzung von Otjosondu Verwendung fanden. Zu dieser Zeit lagen bereits 83 Mann im Lazarett, davon 61 Typhuskranke!

Wie waren unsere Feldkompagnien zusammengeschmolzen! Die 1. Feldkompagnie zum Beispiel, die mit 113 Mann aus Otjosasu ausmarschiert war, hatte am 12. Juni nur noch eine Stärke von 89 Mann! Wenn man hiervon mindestens ein Sechstel als Bagagebedeckung und als Pferdehalter im Gefecht abrechnete, so blieben höchstens 74 Gewehre in der Front, das ist noch nicht so viel, als ein kriegsstarker deutscher Zug auf europäischem Schlachtfelde haben soll.

Man konnte sich leicht ausrechnen, daß, wenn der Zuwachs an Kranken so blieb, wie er nun andauernd war, in dreiviertel Jahren kein Mensch mehr von der Abteilung übrig sein würde. Vergeblich versuchten wir alles, um die Epidemie einzudämmen; jede Hütte, in der ein Kranker gelegen hatte, wurde niedergebrannt, seine Habseligkeiten wurden desinfiziert oder vernichtet; an einem gewissen Orte außerhalb des Lagers hielt uns Offizieren der Chefarzt einen eingehenden Vortrag.

Doch es war alles vergeblich. Die Krankheit schlich im Lager um und holte sich ihre Opfer, machte sie elend und matt, fiebrig und bewußtlos, und schloß vielen die Augen für immer. Unter den Toten war auch Leutnant Fürnrohr von der „Lucie", ein tüchtiger Offizier und guter Kamerad. Am 7. Mai hatte er mir noch von Okatumba aus, wo er bei der Bagage

verblieben war und geglaubt hatte, er werde nicht zur Front geholt, folgendes geschrieben: „Ich bin sehr niedergeschlagen und komme mir hier ganz überflüssig vor, zumal die ganze Gegend vom Feinde frei ist. Wie beneide ich die neuangekommenen Herren, die sofort Gefechte mitmachen dürfen; ich werde bei dem Gedanken, kein Gefecht mehr mitmachen zu können, ganz krank."

Dieser allgemeine schöne Tatendrang war einer der Gründe unserer starken Offizierverluste.

Am 18. Juni starb auch Leutnant Lutz im Lazarett zu Otjosondu.

Wenn beim Stabe die Arbeit ruhte, so nahm Major v. Estorff häufig sein kleines Schachbrett hervor und vertiefte sich mit mir in eine empirische Untersuchung über die Geheimnisse des Rice-Gambits, oder wir spielten eine dauerhafte Partie.

Als wir wieder einmal so über die 64 Felder gebeugt dasaßen, ertönte vom Heliographenturm ein kräftiges Hurrah. Wir gingen zum Sandberg hinüber, von wo uns viele entgegenriefen, was ihre Freude so sehr erregt hatte. Aus dem ganzen Lager kamen Leute herbei, und einer erzählte es dem anderen: Die Signalstation auf dem Otjosonduberg hatte soeben das Zeichen „verstanden" zurückgeblitzt, die erstrebte Verbindung war endlich nach schwerer Arbeit hergestellt!

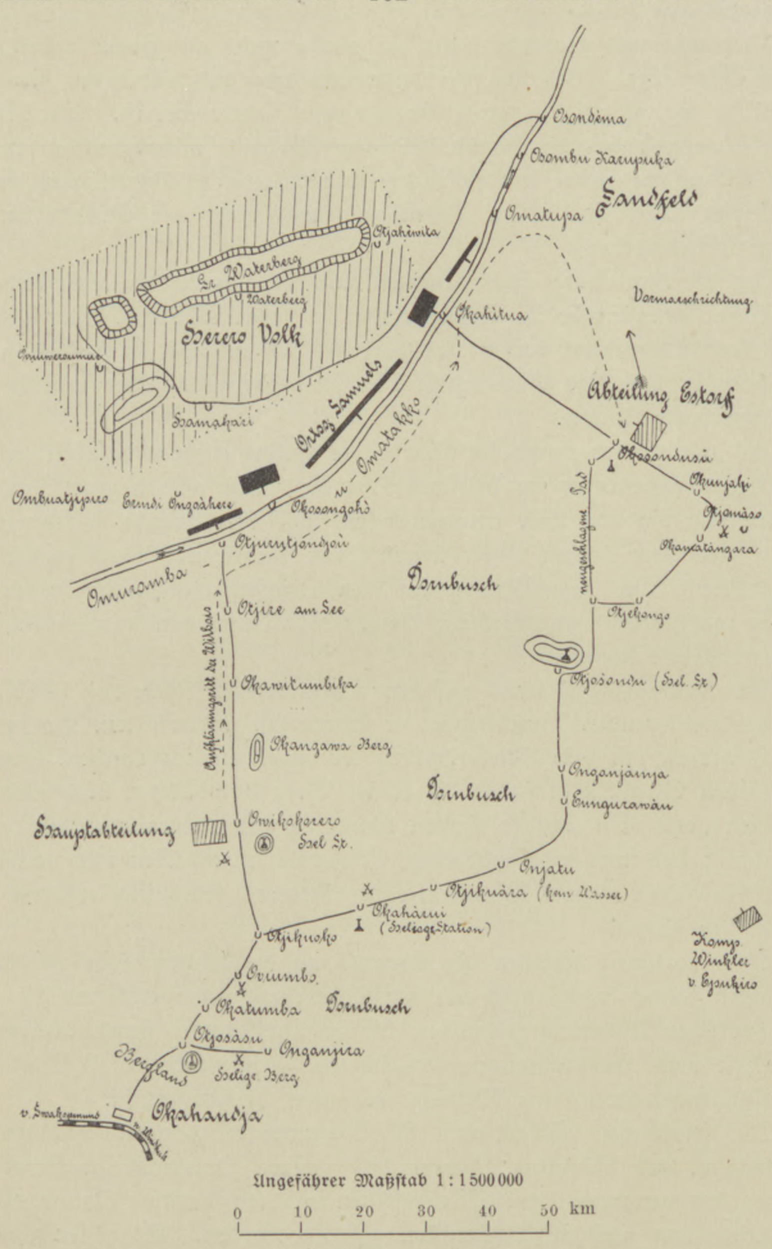
Der Sonnenspiegel stand auf dem Turm in einer Höhe von 12 Metern über der umliegenden Buschsteppe; er konnte bei unbewölktem Himmel zu jeder Tageszeit mit dem Otjosonduberg Morsezeichen austauschen, trotz der wechselnden Strahlenbrechung, die diesen Berg bald höher, bald niedriger erscheinen ließ. Ein einziger Posten konnte die ganze Umgebung des Lagers beobachten; das war eine erhebliche Ersparnis an Kräften und vermehrte unsere Aussichten, einen Durchbruch der Hereros frühzeitig erfahren und vereiteln zu können.

Doch vorläufig schienen die Hereros an dergleichen nicht zu denken. Sie saßen immer noch rings um den Waterberg und verhielten sich auch einer deutschen Abteilung gegenüber, die bei Owikokorero stand, abwartend.

Diese neue Hauptabteilung bestand aus 4 Kompagnien, 3 Batterien, 4 Maschinengewehren, den Witbois und einer Funkenstation.

Die feindlichen Flügel und die Hauptkräfte Samuels standen bei Okosongoho und Okahitua; längs des ganzen Omuramba-u-Omatakko, zwischen den genannten zwei Wasserstellen und noch darüber hinaus, waren Orlogleute von unseren Patrouillen gesehen worden. Es schien zunächst zweifelhaft, ob sich nicht auch noch weiter nordöstlich, bei Omatupa und Osondema, feindliche Krieger befänden.

Mitte Juni 1904 war die Lage also folgendermaßen:



Wenn beide deutschen Abteilungen gleichzeitig vorstießen, so mußte es zu einem sehr schweren Kampfe kommen. Die Ufer des Omuramba und das ganze Gelände zwischen diesem Rivier und dem Waterberg sind min-

destens ebenso dicht mit Dornbüschen besät, wie die Gefechtsfelder von Oviumbo und Okaharui. Daß der Ausgang der Gefechte für uns siegreich sein würde, davon waren wir überzeugt; ob aber der Sieg genügen werde, um den Feldzug gründlich zu beenden, schien bei unseren schwachen Kräften zweifelhaft; denn beide Abteilungen konnten im ganzen kaum mehr als 1000 Mann in den Entscheidungskampf bringen, wenn man die Sicherungen der langen Etappenlinien, der Transporte und Bagagen abrechnete.

Trotzdem sehnten wir uns nach dem Kampf, denn unser kleines Häuflein schmolz täglich mehr zusammen; Major v. Estorff war entschlossen, bei einem



Patrouille im Hererolande

Angriff dem Feinde nicht in die vorbereitete Falle von Okahitua zu laufen, sondern nordwärts quer durch das wasserlose Sandfeld an den Omuramba zu ziehen und dann anzugreifen.

Von Mitte Juni ab hielten wir uns bereit und erwarteten den Befehl zum Vormarsch. Auch der Feind schien allmählich in Bewegung zu kommen; vom Otjosonduberg wurde die Meldung geblitzt, daß 150 teils berittene, teils unberittene Hereros vom Waterberg aufklärend an Otjosondu vorbeigezogen seien; wiederholt beobachteten wir große Signalfeuer am Omuramba, einmal drei nebeneinander, von denen mächtige Rauchwolken aufstiegen.

Wollte der Feind etwa abziehen? Wir verstärkten den Patrouillendienst, denn wenn sich die Hereros wirklich in Bewegung setzten, so konnten wir auch ohne besonderen Befehl angreifen; das lag in unserem Auftrage.

Doch Tag um Tag verging, und wir lagen noch immer am Fuße unseres Sandhügels, blickten voll Ungeduld hinüber nach den Umrissen des Waterbergs und nach dem Blitzen der Signalstation bei Otjosondu.

Um die Leute zu zerstreuen, ordnete Major v. Estorff allerlei Sport und Spiele an. Da gab es ein Wettrennen, ein Sacklaufen, ein Wetthüpfen mit Spannfesseln um die Fußgelenke für Weiße und für Schwarze, ein Wurstschnappen, auch nach Hautfarben — der Schnappenden natürlich — getrennt, und was sonst noch an Kurzweil in einem Soldatenlager zu erfinden ist.

Hin und wieder schossen wir nach der Scheibe, mußten aber mit der Munition sparsam umgehen.

Wenn Befehle auszugeben waren, blies Unteroffizier Suhle ein Signal; dann kamen von allen Seiten des Lagers die Feldwebel, Wachtmeister und Schreiber in schweren Reiterstiefeln durch den Sand gestapft. Wachtmeister Wesch von der 2. Feldkompagnie, der den berühmten Zug Frankes mitgemacht hatte, litt schwer an Malaria; ich schickte ihn öfters vom Befehlsempfang fort, denn er konnte sich kaum auf den Füßen halten und schüttelte sich im Fieber. Am nächsten Tage war er aber regelmäßig wieder da; es litt ihn nicht im Krankenwagen, er wollte zu seiner Kompagnie, an der er mit Leib und Seele hing. Schließlich befahl ich ihm dienstlich, sich zu schonen und machte ihm klar, daß das so nicht weiter gehen könnte; da blieb er schweren Herzens drei Tage liegen, kam dann aber wieder und erklärte, er sei nun ganz gesund. Am selben Abend fand ich ihn fiebernd und fröstelnd auf seinem Lager gebettet; doch schon am nächsten Tage war er wieder bei seinen Leuten.

Auch die kranken Reiter schleppten sich weiter, so lange sie konnten; mancher meldete sich erst krank, wenn er zuvor ohnmächtig zusammengebrochen war. Zwei unserer Ärzte Dr Dempwolf und Dr. Tiburtius bekamen Typhus, taten aber weiter ihren Dienst.

Eines Tages rief der Posten von seinem hohen Ausguck nach der Stabskarre herüber, er sehe im Norden eine große Reiterschar mit roten Flaggen auf das Lager zukommen. — Mit roten Flaggen? und von Norden? also vom Feinde her? Vielleicht Parlamentäre, oder Überläufer, oder eine Kriegslist, so dachten wir.

Das Alarmsignal brachte rasch unser Lager in Bewegung. Die Pferde wurden herbeigeholt, die Geschütze gerichtet, die Gewehre ergriffen; eine

lange Schützenlinie ging den Berittenen entgegen, die sich vorsichtig und geschlossen näherten. Jetzt löste sich aus dem Trupp ein einzelner Reiter; wir sahen deutlich, wie er auf den vordersten Offizier unserer Kampflinie losritt, hielt, und — ihm die Hand schüttelte. Nun erkannten wir auch durch das Glas die weißen Tücher der Witbois auf den Hüten der Ankömmlinge.

Der Reiter vorn war also deren Führer, Müller v. Berneck. Von wo, in aller Welt, kam er aber her?

Er meldete sich bei Major v. Estorff und berichtete, er sei mit den Witbois von der Hauptabteilung zur Erkundung gegen den Feind vorgeschickt worden.*) Er habe dann, längs des Omuramba östlich reitend, das ganze Land südlich dieses Riviers frei gefunden, und schließlich sei er südwärts abgedreht, um unsere Abteilung zu suchen.

Diese Erkundung im großen Stile — die Witbois waren tagelang unterwegs gewesen, — dicht vor der Front eines starken Gegners, war sicher eine schöne Leistung. Zwei Tage später ritten unsere braunen Verbündeten zur Hauptabteilung zurück.

Die Abteilung v. Estorff hatte eine wertvolle Ergänzung durch einen Funkenwagen erhalten, der uns durch drahtlose Telegraphie mit der Hauptabteilung verbinden sollte. Auf den Wert und die Verwendung dieses Kriegsmittels komme ich noch zurück.

Ferner waren uns zur Füllung der Lücken einige Offiziere zugeschickt worden. Folgende Offiziere befanden sich nun bei der Abteilung:

Stab: Major v. Estorff, Hptm. Bayer, Lt. Muther.

1. F.-K.: Hptm. Graf Solms, Oblt. v. Barsewisch, Lt. Hermann, Lt. Runkel.

2. F.-K.: Oblt. Ritter, Oblt. v. Massow, Lt. v. Bojanowski, Lt. v. Billerbeck.

4. F.-K.: Oblt. Epp, Lt. Seebeck, Lt. v. Tümpling.

6. F.-K.: Hptm. v. Wangenheim, Oblt. v. Kleist, Lt. v. Frankenberg-Proschlitz.



Stab der Artillerie: Hptm. v. Oertzen, Lt. Wagner.

2. Gebirgsbatterie: Lt. Frhr. v. Hirschberg, Lt. z. See Rümann.

---

*) Oberst Leutwein bezeichnet in seinem Buche diese Anordnung als seine „letzte Befehlshandlung.“

3. Batterie: Oblt. Bauszus, Lt. Dauben, Lt. v. Dobschütz.

Maschinengewehrabteilung: Lt. Graf Saurma-Jeltsch, Lt. z. See Schmidt.

Bastard-Abteilung: Oblt. Böttlin.

Sanitätsdetachement: Stabsarzt Dr. Dempwolf, Ob.-Arzt Dr. Tiburtius, Ob.-Arzt Dr. Maaß, Ass.-Arzt Dr. Bartels.

Wenn man scherzweise eine unmögliche Waffenkombination bezeichnen will, so spricht man von der „reitenden Gebirgsmarine." Wie man oben sieht, hat Leutnant zur See Rümann dies Problem persönlich gelöst.

Beim Aufzählen unserer Verbände darf ich auch der Postkarre nicht vergessen. Für die Post herrschte in der Truppe die lebhafteste Sympathie; die Ankunft von Briefen und Paketen war die Quelle unserer größten und fast einzigen Freude. Wenn vom Otjosonduberg die Nachricht geblitzt wurde: Hier Transport mit Post eingetroffen, — so litt es unsere Ungeduld nicht, die Ankunft der schwerfälligen, langsam treckenden Ochsenwagen zu erwarten, sondern eine Patrouille oder Karre ging ihnen entgegen und brachte uns die Briefschaften, so schnell, als die mageren Pferde laufen konnten.

Der Inhalt jedes Briefes wurde mit einer Andacht gelesen, als sei jeder Satz eine Offenbarung. Die Korrespondenz und die Zeitungen waren der dünne Faden, der uns noch mit der großen, rasch pulsierenden, geschäftigen Welt verband. Die Zeitungen! Wie wenig wußte und las man damals von uns in der fernen Heimat. Der Krieg in Ostasien, Prozesse, Sensationen, Enthüllungen, hohe Politik, Telegramme aus allen Teilen der Welt füllten die Spalten. Von Südwest selten eine Zeile. Nur drei Korrespondenten waren damals auf dem südwestafrikanischen Kriegsschauplatz, zwei Deutsche und ein Engländer. Damals konnte man noch nicht ahnen, welchen Umfang dieser Krieg annehmen werde, und mit welchen Schwierigkeiten er zu führen sei. Die Großmacht Presse hat uns erst später mit ihrer Gunst bedacht; später erst, — doch nicht zu spät!

Der Typhus begann noch stärker einzusetzen; drei Mann desselben Maschinengewehrs erkrankten gleichzeitig. Der Tag war nicht mehr fern, wo wir ein Geschütz oder Maschinengewehr hätten vergraben müssen, da wir es nicht mehr bedienen und bespannen konnten.

Am 20. Juni traf endlich ein Heliogramm ein, das unsere Lage plötzlich veränderte. Es war in Okahandya aufgegeben und enthielt folgende Befehle:

Abteilung v. Estorff geht an den Omuramba-u-Omatakko in die Gegend von Osondema vor, verhindert ein Ausweichen der Hereros nach Nordosten und sucht Verbindung mit

Abteilung Volkmann, die von Otavi (nördlich Otjahewita) aus gegen den Waterberg aufklärt.

Abteilung von der Heyde (neu gebildet), ist mit der 5. und 7. Feldkompagnie und der 4. Batterie über Otjosondu auf Okosondusu in Marsch gesetzt; hier treten 6. Feldkompagnie und 2. Gebirgsbatterie, welche von der Abteilung v. Estorff zurückzulassen sind, zu ihr über.

Daß die bisherige Hauptabteilung unter Befehl des Majors v. Mühlenfels gestellt und nach Otjire (nördlich Owikokorero) vorrücken sollte, war uns schon drei Tage vorher mitgeteilt worden.

Alle Abteilungen sollten sich beobachtend verhalten und eine Beunruhigung des Gegners vorläufig vermeiden.

Aus diesen Anordnungen ging hervor, daß ein umfassender Angriff des Feindes in großem Stile vorbereitet wurde. Unterschrieben war der Befehl von dem neuen Kommandeur der Schutztruppe, Generalleutnant v. Trotha!

Dann enthielt das Heliogramm noch einen Schlußsatz: „Hauptmann Bayer nach Okahandya zurücksenden!“

Damit war ich also wieder zum Hauptquartier zurückberufen; ich sollte meinen Kommandeur, Major v. Estorff, verlassen, die Kriegskameraden und Freunde der Abteilung allein weiterreiten sehen, nachdem wir zwei Monate lang zusammen durch das ganze Hereroland bis dicht an den Feind gezogen waren, Freud und Leid geteilt hatten; das wog schwer!

Die Abteilung machte sich bereit zum Vormarsch nordwärts durch die wasserlose Steppe. Die Überwindung des langen Durstmarsches konnte nur mit ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln gelingen.

Es wurde beschlossen, eine Wasserstation unterwegs zu errichten, indem wir die erforderliche Menge vorausfuhren. Es mangelte an Gefäßen, wir hatten nur zwei kleine Fässer — für 500 Mann und fast 1000 Tiere! Deshalb wurden die metallenen Bordkoffer der Offiziere geleert, die mit Blech ausgeschlagenen Zwiebackskisten gedichtet, alle Leinwandbeutel und Tröge, die wir auftreiben konnten, herangeschleppt, all diese Behälter mit Wasser gefüllt, auf Ochsenwagen geladen und am 21. Juni nach Norden in die Durststrecke vorgeschickt.

Am nächsten Tage stand nachmittags die ganze Abteilung vor unserem Signalberg zum Abmarsch bereit. Die Avantgarde ritt an, voraus die Bastards. Ohne die Truppen, welche Estorff an Heyde abzugeben hatte, betrug die Stärke der Abteilung jetzt nur noch 26 Offiziere und Ärzte, 388 weiße Unteroffiziere und Reiter.

Ein Stück Weges ritt ich mit; dann mußte ich Abschied nehmen;

Major v. Estorff zeigte nach Nordwest, wo am Fuße des Waterberges das feindliche Volk von unseren Truppen umstellt wurde, und sagte: „Da drüben sehen wir uns wieder!“

Dann noch ein Händedruck, ein herzliches Lebewohl! — Ich hielt; die Kriegsgefährten ritten vorbei und winkten mir zu.

Die Abteilung entfernte sich immer mehr; nun verschwanden die letzten Reiter der Nachhut in den Büschen. Eine lange Staubwolke zeichnete den Weg der Kolonne, lag wie ein gelber, schwerer Streifen über der Steppe und bewegte sich nordwärts, vorn an der Spitze stark und dicht, während das Ende sich gleich dünnem Nebel verflüchtete und dann wie ein Schleier auf den Buschwald herabsank.

Nun schwand auch die gelbe Wolke am Horizont, der von heißer Glut flimmerte; weit und breit kein Laut; drückende, traurige Einsamkeit lag auf der fahlen Steppe.

Ein beklemmendes, wehes Gefühl preßte die Kehle zusammen. Ich ritt zum Lager zurück.



Zehntes Kapitel.

Zurück zum Hauptquartier.

Am Omuramba, zwischen Okahitua und Osondema hatten unsere Patrouillen in den letzten Wochen wiederholt Biwakfeuer gesehen, Menschenstimmen und Hundegebell gehört. Es konnte also damit gerechnet werden, daß sich die Abteilung v. Estorff, nach Durchquerung der weiten Durststrecke, mit ihren müden Reitern und Tieren das Wasser erst erkämpfen mußte. Es war auch möglich, daß sich der ganze Orlog des Feindes auf die kleine Abteilung stürzte, sobald diese im dichten Busch am Rande des Omuramba erschien.

Deshalb waren Lichtsignale verabredet, durch die ich am 23. Juni in Okosondusu das Schicksal der Abteilung erfahren sollte. Drei weiße Leuchtkugeln hießen: Omuramba ohne Gefecht erreicht; eine weiße, zwei grüne Leuchtsterne: Leichtes, siegreiches Gefecht; eine weiße, zwei rote Kugeln: Schweres, verlustreiches Gefecht, muß zurück!

Um 9 Uhr abends sollte das Signal erscheinen. Die Zurückgebliebenen scharten sich zu dieser Zeit um den Signalturm. Einige von uns stiegen auf dessen Plattform. Zunächst schossen wir drei weiße Sterne senkrecht empor, um unseren Standort zu bezeichnen, wie es gleichfalls ausgemacht war.

Dann starrten wir mit fieberhafter Erwartung nach Norden in das

Dunkel der Nacht hinaus. Minute um Minute verrann; jeder am Horizont erscheinende Stern ließ uns das Herz stärker pochen; doch es waren „nur“ die mächtigen Sonnen des Weltalls, die, unendliche Lichtjahre entfernt, als kleine, strahlende Punkte in der klaren Luft funkelnd zu uns herniederleuchteten.

Wir kletterten hoch bis zum Flaggenmast empor, im Bestreben, mit unseren Augen recht weit über das Buschfeld schweifen zu können; es verging Stunde auf Stunde. — Nichts!

Enttäuscht und in schwerer Sorge saßen wir noch lange am Biwakfeuer und blickten voll ernster Gedanken in die Flammen.

Zu dieser Zeit marschierte weit draußen, in der wasserlosen, unerforschten Steppe eine Kolonne deutscher Reiter noch immer zwischen den dunklen Büschen nordwärts dahin. Neben ihnen her liefen die Gespenster des Sandfeldes: Der Durst und die Ermattung.

Der andere Tag brachte statt der Erlösung nur brennende Sonnenglut.

Seit dreißig Stunden hatten die Pferde im tiefen Sande bis zum Knöchel gewatet; eine dichte Staubwolke hüllte die Abteilung ein, füllte stickend die Nüstern der armen Tiere, raubte den Leuten den Atem und steigerte ihren Durst zu unerträglicher Qual. Und kein Ende des Marsches war abzusehen! Die vorgeschickten Aufklärer hatten weder ein Wasserloch, noch das steinige Bett eines Flusses gefunden!

Jede zurückkehrende Patrouille wurde von der Kolonne mit freudiger Hoffnung erwartet und brachte dann nur neue, tiefe Enttäuschung.

Schwer lastete die Verantwortung auf dem Führer! Verirrt mit allen seinen Leuten im erbarmungslosen Sandfelde, hinter sich eine weite Strecke, die wohl nur ein kleiner Teil lebend nochmals zurücklegen konnte, rechts die dürre Wüste, links die öde Steppe, dahinter die Massen des feindlichen Volkes, vor sich vielleicht ebenfalls den Orlog der Hereros, aber auch die einzige Hoffnung auf rettendes Wasser!

In einem Briefe hat mir Major v. Estorff später mitgeteilt, was in jenen langen, furchtbaren Stunden in seinem Innern vorgegangen war. Aus seinen Zeilen spricht deutlich die peinigende Ungewißheit der Lage, die Qual, seine Truppen so leiden zu sehen, aber auch das feste Gottvertrauen, das ihn gestärkt und gestützt. Wohl den Soldaten, die es besitzen; es ist der letzte, doch sichere Halt in dräuender Not!

Ein Herero-Gefangener der Abteilung hatte sich schließlich erboten, die Kolonne zum Wasser zu führen; durfte man ihm trauen? Doch es

war ja kein anderer vorhanden, der je diese Gegenden des wüsten Sandfeldes durchzogen hatte.

Gegen Mitternacht fand die Spitze glücklicherweise eine kleine Vley mit schmutzigem Wasser; im Nu war sie bis zum letzten Tropfen geleert; von neuer Zuversicht erfüllt, streckten sich die müden Reiter zur Ruhe in den Sand.

Endlich, am nächsten Morgen, nach weiterem, fast zweistündigem Ritte wurde eine schöne, gute und reichliche Wasserstelle am Rivier erreicht; der Herero nannte sie Osombu Karupuka.

Kein Feind stellte sich hier den erschöpften Leuten entgegen!

Klares, helles Wasser erquickte Menschen und Tiere, brachte neue Kraft des Lebens!

Das Strombett des Omuramba führte viel schärfer nordwärts, als wir nach der Kriegskarte annahmen; — auch die Patrouillen müssen sich getäuscht haben. Darum war der Weg fast doppelt so lang, als man vermutete! 67 Stunden hatte der Marsch gedauert, denn nur im Schritt konnten die matten Zug- und Reittiere, fast zusammenbrechend unter ihrer Last, mühsam sich weiterschleppen!

Schon hatten die Geister der düsteren Steppe gierig die hageren, krallenden Hände nach den Verwegenen ausgestreckt, die ihrer Macht zu trotzen wagten; doch war ihrer erstickenden Umklammerung diesmal die Beute entgangen; sonst hätte manche deutsche Mutter trauern und weinen müssen.

* * *

Bevor ich von Okosondusu abritt, um zum Hauptquartier zurückzukehren, sagte ich auch noch in dem kleinen Lazarett Lebewohl. Die beiden typhuskranken Ärzte pflegten die Kranken und lagen zeitweise selbst, wenn ihre Kraft völlig versagte, mit geschlossenen Lidern auf dem einfachen Deckenlager am Wagen. Dr. Tiburtius mühte sich, als ich zu Pferde stieg, um einen Reiter, der wohl kaum mehr an Fieber und Entkräftung litt als er selbst. Scherzend rief ich ihm zu, er solle zu einem Arzt gehen, der ihn zu Bett schicke und ihm wegen seines Herumlaufens ordentlich die Meinung sage. „Wer soll denn für die Kranken sorgen, wenn wir es nicht tun?“ war seine Antwort; und gleichfalls scherzend fügte er hinzu: „Ich habe ja gar keinen richtigen Typhus, sondern nur so eine kleine ‚Okosunditis‘, das wird sich schon wieder geben.“

Das war am 24. Juni. Am 5. Juli hat man ihn begraben; wie nach ihm noch so viele unserer tüchtigen, unerschrockenen, opfermütigen Ärzte.

Auf einer neu geschlagenen Pad (Oberleutnant Epp mit der 4. Feldkompagnie hat sie hergestellt), die unser Lager unmittelbar über Otjekongo mit Otjosondu verband, trabte ich mit meinen Begleitern zurück. Bald schwand der Signalberg und die schwarz-weiß-rote Fahne an seinem Mast unseren Blicken; dann waren wir sieben Reiter allein im Buschfeld: Behrendt, der Schreiber, die beiden Burschen, ein herzkranker Soldat, ein Eingeborener und ich. Auf der kleinen Karre, die unser Gepäck und etwas Verpflegung enthielt, saß überdies Andreas-Dreckspatz, vergnügt und unbekümmert wie immer. So sollten wir die ganze Pad, auf der die Abteilung v. Estorff durch das Hereroland vorgedrungen war, bis Okahandya zurücklegen. Wurden wir angegriffen, so schossen sechs von uns, der Herzkranke hielt die Pferde, und Andreas lief weg.

Rechts im Gewehrschuh steckten die Schußwaffen; alles übrige war Glückssache. Im Busch, wo man kaum 100 Schritt rundum sieht, ist man stets vom Überfall bedroht. Zwanzig Schritte voraus ritt der Bastardsoldat, das Gesicht dem Erdboden zugeneigt, und spähte nach frischen Spuren im Sande. Hin und wieder warf er den Kopf rechts und links, um rasch mit einem Blick die Büsche zu überfliegen.

Ich habe mich oft gewundert, um wieviel weiter und öfter mancher Eingeborene seinen Kopf nach beiden Seiten drehen kann, als wir Europäer, denen schon nach einigen energischen Rechts- und Linksdrehungen des Kinns bis zu 60 Grad nach der Schulter zu, das Genick schmerzt, und das Gehirn drehnig wird.

Als wir uns Otjekongo näherten, sahen wir zu unserem Erstaunen über den Büschen einen Luftballon der Funkenabteilung scheinbar frei am Himmel schweben; das unförmliche, längliche Ding schwankte im Winde heftig hin und her; es verkörperte einen Triumph europäischen Erfindungsgeistes, und verstohlen beobachtete ich, wie unsere beiden Eingeborenen die fremdartige, noch nie geschaute Erscheinung aufnehmen würden. Beide lachten wie Kinder, denen man ein neues Spielzeug schenkt! Von Überraschung, Verwunderung keine Spur! „Die Europäer können eben alles, wozu sich wundern?“ dachten sie wohl; „die Weißen schießen aus großen ehernen Rohren unter Donnerknall furchtbare, blitzende und zerstiebende Eisenkugeln, sie fahren mit dampfenden Wagen auf stählernen Rinnen ohne Pferde durch das Land, sie kommen auf qualmenden, mächtigen Kähnen über das wilde Meer, sie weben Stoffe, fertigen glänzende Knöpfe, geheimnisvolle Instrumente, schlagen aus kleinen Hölzchen Feuer, sprechen durch dünne Drähte, füllen das leckere Essen in Büchsen und den herrlichen Schnaps in Flaschen, haben Tabak und rundes Geld, beherrschen

den Blitz, den Donner, das Feuer, die Erde und das Wasser, — warum nicht auch die Luft?"

In Otjekongo fanden wir die Abteilung v. d. Heyde, die auf ihrem Vormarsch bis hierher gelangt war. An dünnem Draht schwebte der Ballon über dem Lager.

Ich meldete mich beim Führer und orientierte ihn; in der Truppe fand ich auch die Hauptleute Puder und Brentano. Es ging etwas lebhafter zu, als im stillen Lager Estorffs, denn hier war zum Teil neue Mannschaft, die noch keinen Feind gesehen hatte und sich mit den Pferden, den Zugtieren und dem Dornbusch erst befreunden mußte. Ich aß beim Stabe und erfuhr viel Neues.

Vor Mitternacht näherte sich mein kleiner Trupp dem Lager von Otjosondu. Durch die Büsche schimmerten die Biwakfeuer; wir redeten laut und pfiffen bekannte Gassenhauer, damit kein ängstlicher Posten uns eine Kugel entgegensenden möge. „Halt, werda?" brüllte es, und verdächtig schnappte ein Sicherungsflügel am Gewehr. Wir betonten unsere friedlichen Absichten und passierten. Der Etappenführer, Hauptmann Schering, nahm uns freundlich auf und wies uns einen geschützten Platz zu.

Große Zelte aus schweren Leinwandplanen standen da, wo noch vor einem Monat, am Fuße des neuentdeckten Berges, die vordringende Kolonne Estorff gelagert hatte. Doeckersche Baracken enthielten ein Feldlazarett mit 30 guten Krankenbetten; Stabsarzt Dr. Franz und Oberarzt Dr. Goldammer walteten hier ihres schweren Amtes. Drüben, zwischen einigen Bäumen, reihten sich einfache Holzkreuze, und auf jedem stand ein Namen; am Ende der Reihe war ein offenes Grab.

Wir ritten weiter und zogen die nächsten Tage auf der gleichen Pad, wie beim Vormarsch, durch die endlose, eintönige Buschsteppe; wenn wir hielten, suchten wir uns einen möglichst freien Platz aus, an dem wir uns leichter sichern konnten. In den heißen Mittagsstunden wurde geruht, abends kein Feuer angezündet. Doch nachts, wenn der Mond uns den Weg beleuchtete und die Sterne glitzerten, ritten wir im Schritt und schweigend durch den stillen, geheimnisvollen Busch, während Erinnerungen aus Büchern und Robinsonaden der Knabenzeit — Kinderträume — aus der Vergessenheit emporstiegen und den dunklen Dornenwald mit phantastischen Gestalten belebten.

Wieder gelangten wir an den Lagerplatz von Onjatu, wo wir rasteten, durchzogen das Gefechtsfeld von Okaharui, und gelangten in einer Nacht gegen 3 Uhr früh an den Fuß des Hügels, auf dem der Heliograph von Okaharui aufgestellt worden war.

Am Morgen, nach Sonnenaufgang, besuchte ich den abgelegenen Posten. Die kleine Abteilung, etwa 20 Mann, meist Seesoldaten, hatte sich hinter Steinmauern verschanzt, kleine Hütten gebaut, und sich so gut eingerichtet, als es Menschen möglich ist, die jeder Hilfsmittel bar sind, außer dem, was ihnen die dürren Dornensträucher bieten. Ich hatte ein paar illustrierte Blätter bei mir und mehrere Zeitungen mit Nachrichten dessen, was im schnellebigen Europa vor zwei Monaten als Allerneustes gegolten hatte. Die Leute sahen sich beim Lesen gegenseitig neugierig über die Schultern. „Es ist langweilig hier", meinte der Unteroffizier, „seit einem Monat war kein Fremder hier oben; von Hereros haben wir nichts gesehen; wenn die Transporte vorbeikommen, laufen wir an die Pad hinunter, helfen beim Tränken der Tiere, fragen wie es steht, und lassen uns etwas Proviant geben."

Der Heliograph war in der Mitte der Station auf einem Steinhaufen aufgebaut; er hatte Verbindung mit Otjosasu und mit der Signalstation der Hauptabteilung auf dem Bergkegel von Owikokorero. Letztere blitzten wir an, und ein brennender Lichtschein zuckte drüben auf; nur ein kleiner Spiegel von 10 Zentimeter Durchmesser hatte die Strahlen der hell leuchtenden Sonne auf uns zurückgeworfen; doch es sah sekundenlang so aus, als wäre die ganze Spitze des Berges in Weißglühhitze geraten.

Nun erfuhr ich endlich Näheres über das Schicksal der Abteilung v. Estorff, die durch drahtlose Telegraphie von Osombu Karupuka bis Owikokorero — 150 Kilometer weit! — ihr glückliches Eintreffen am Omuramba gemeldet hatte!

Westlich Otjikuoko begegneten wir einer starken Patrouille; sie begleitete Oberstabsarzt Dr. Schian, den neuen Chefarzt der gesamten Schutztruppe, welcher vorritt, um bei den verschiedenen Abteilungen und in den Etappenorten, bis hinauf nach Grootfontein (Nord), die gesundheitlichen Einrichtungen persönlich zu prüfen.

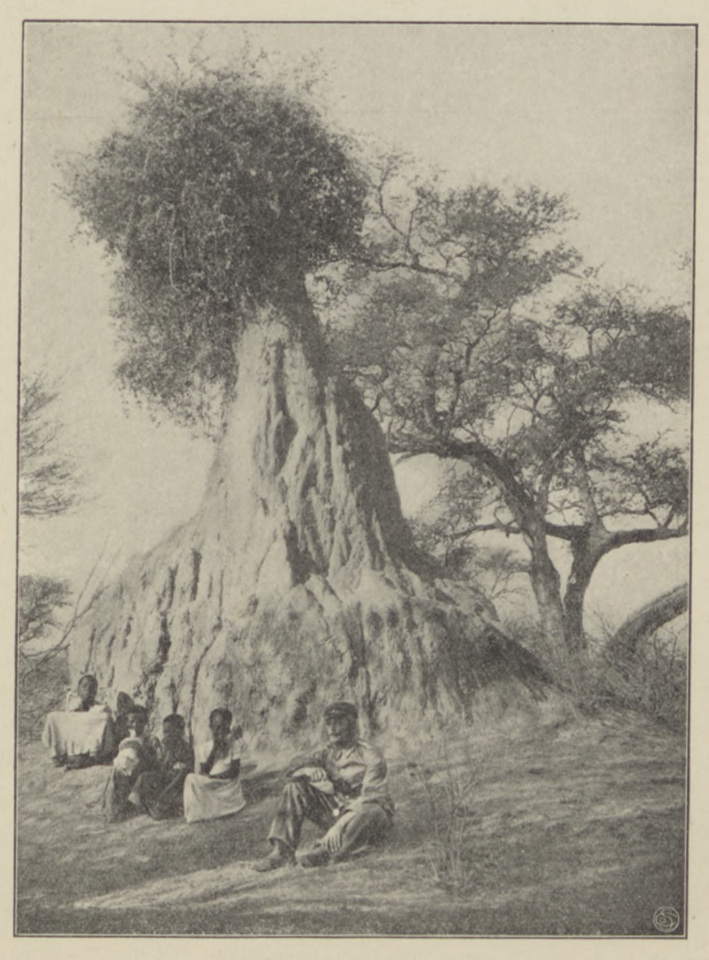
Ich erfuhr, daß ein „Generalstab der Schutztruppe" geschaffen worden sei, zu dem ich versetzt worden war. Das bedeutete eine Titeländerung, aber neue Visitenkarten brauchte ich mir hier nicht drucken zu lassen.

Wir hatten es eilig und ritten bald weiter. Auf dem Gefechtsfeld von Oviumbo sahen wir nach dem Grab von Reiß; es war in Ordnung und wohlgepflegt. Hier hielt wohl jeder im Vorbeireiten, holte den Schutztruppenhut an der breiten Krämpe herunter und sprach ein stilles Gebet für den gefallenen Kameraden.

Am Abend tauchte die Kirche von Otjosasu vor uns auf; wie freundlich und sauber sah jetzt hier alles aus! Der Etappenkommandant, Leut-

nant Böhm, hatte wacker gearbeitet. Wenn man, wie wir, seit fast zwei Monaten keine Behausung gesehen, ist man tausendfach empfänglicher für alles, was an Kultur, an Ordnung und Sorgfalt gemahnt.

Ich bat um ein Plätzchen, wo wir unter dem Wind an der Kirche



Termitenhügel

ruhen könnten! Doch Böhm sagte, — er habe ein Zimmer für mich in der Mission! Ein Zimmer —!

Böhm führte mich in das halb zerstörte, schwarz ausgebrannte Gebäude; wir durchschritten ein paar Räume, deren Decken eingestürzt und deren Mauern halb zerfallen waren, und gelangten schließlich in ein Ge-

mach, das früher von Schutt erfüllt, jetzt aber gründlich gesäubert war. An der rauchgeschwärzten Wand stand ein Bettgestell mit Matratze ohne Bezüge, davor eine Kiste als Stuhl, und am Fenster ein Tisch aus Kistenbrettern. Die Scheiben waren durch Papier ersetzt, und statt der Türe hing eine braune Decke in der Türöffnung. Ich muß jetzt selber lachen, wenn ich an das stille Entzücken denke, das ich damals beim Anblick dieser Stube empfand; des ersten geschlossenen Raumes, den ich seit lange sah, und der mir augenblicklich der Inbegriff alles Bequemen und Schönen dünkte. Wie locker sitzt uns doch all der entbehrliche Tand einer überfeinerten Kultur auf der atavistischen Seele! Nur das ungestillte Sehnen nach Glück treibt die Menschheit voran, sonst lebten wir wohl noch immer nach der Urväter Weise.

Meine kleine Patrouille bekam aus den Etappenbeständen einen Schmaus mit selten geschauten Leckerbissen; — noch lange lagen die braven Leute zufrieden und schwatzend um das Kohlenfeuer herum. Das gute Mahl machte sie munter und ließ die früheren Entbehrungen vergessen. Mir ging es ähnlich; das kleine Diner, das mir Böhm damals vorsetzte, machte tiefen Eindruck auf mich; was war man doch materiell geworden beim Zug durch das arme Steppenland, wie hatte sich die Magenfrage vorgedrängt und Gesittung und Ideale zurückgeschoben!

Dann ging ich in mein „Zimmer", zur Ruhe; doch lange konnte ich keinen Schlaf finden. Daß ich nun plötzlich aus der Wildnis in die Kultur versetzt werden sollte, erfreute und beängstigte mich zugleich. Auch hatte ich das Gefühl, als ob mich die Wände und die Decke erdrücken wollten; der Atem wurde kurz, ich riß die Fenster auf, um frische Luft herein zu lassen; wie ich früher in einer Stube hatte schlafen können, begriff ich nicht mehr. Und auf einmal sehnte ich mich wieder nach meinem Lager unter der Karre, wo der Wind frei durch die Radspeichen strich, und man schräg aufwärts nach allen Seiten die hellen Sterne glitzern sah, während unten die wohlige, flackernde Glut der Lagerfeuer mit weichem, rötlichem Schimmer die Büsche und Bäume umflutete.

Am anderen Morgen gab es Brötchen zum Frühstück und frische Milch; was war die Etappe Otjosasu für ein Capua!

Wir zogen weiter, um den letzten, langen Treck bis Okahandya zurückzulegen. Ich wollte das müde Pferd schonen, ging daher zu Fuß und war meinem kleinen Trupp wohl um einige hundert Meter voraus, als ich gerade vor mir eine Staubwolke aufsteigen sah. Vorsichtig näherte ich mich in der Deckung der Büsche; doch hörte ich nun das Klatschen der langen Peitschen und das dumpfe Knarren von Rädern, die über Fels-

stücke polterten. Ich ging zur Pad zurück und sah bald eine Transport-kolonne über die Höhe kommen. Vorn ritten ein paar Schutztruppler, denen man an den blitzblanken Uniformen und dem frischen, gelben Leder-zeug die afrikanischen Neulinge kilometerweit ansah. Nun hatten sie mich auch erspäht und galoppierten auf mich los; ein paar silberne Unteroffiziers-Winkeltressen auf dem Oberarm ließen mich den Dienstgrad der Reiter erkennen.

Ich blieb stehen und ließ sie herankommen. Noch immer trug ich meinen schmutzigen, geflickten Soldatenrock ohne jedes Abzeichen, einen Patronen-gurt und das Gewehr, zerrissene Stiefel, und einen Hut, der jede Form verloren hatte, — alles von unsicherem graubraunem Ton; Gesicht und Hände waren trocken, fast ledern, von Dornen gezeichnet und mager. Miß-billigend prüften mich die Unteroffiziere, denn da war manches, was ihrem militärischen Auge mißfiel. Einer beehrte mich schließlich mit einer An-sprache und inquirierte mich:

„Wo kommst denn Du her?"

„Ich komme von Otjosasu!"

„Ist das noch weit?"

„Etwa 3 Treckstunden mit dem Transport."

„Wo willst Du denn hin?"

„Zum Hauptquartier nach Okahandya!"

Ein anderer setzte das Verhör fort:

„Warst Du vorn bei einer Abteilung?"

„Ja! Ich war bei der Abteilung Estorff im Sandfeld!"

Das schien ihnen doch besser zu gefallen; nun fragte ich den einen: „Wo kommst denn Du her?"

Einen Augenblick sprachloses Staunen; dann kam die pikierte Antwort:

„Ich? Ich komme von Okahandya! Aber sage mal, seit wann sagst Du zu einem Unteroffizier „Du"?

Mir schien es Zeit, die Situation zu klären:

„Seit wann sagst Du zu einem Offizier „Du"?

Ungläubige, zweifelnde Gesichter, die mich und meinen ganzen mangel-haften Zustand prüften, und dann die aus verlegener Überraschung ge-borene Frage:

„Ach, Herr Leutnant sind wohl Offizier?"

Ich stellte mich vor. Wir lachten alle; die Komik der Situation über-wog augenblicklich die eingewurzelten Gebräuche der Disziplin.

Etwas mißtrauisch gegen die Seltsamkeiten des Kriegslebens ritten die Unteroffiziere weiter, nachdem ich ihnen erklärt hatte, wie man in diesem

Lande, wo die Vorgesetzten meist keine Abzeichen tragen, durch Gesicht und Sprache und besonderen Schnitt der Röcke und der Stiefel den Offizier herauszuerkennen vermöge.

Hinten tauchte nun meine kleine Kolonne auf, ebenso mangelhaft adjustiert wie ich; nur mein Pferdebursche hatte von einem der letzten Transporte einen neuen Rock bekommen.

Der älteste Unteroffizier sah dies, dachte wohl: „wenn der da vorn schon ein Hauptmann ist, so ist der da hinten mit dem neuen Rock mindestens ein Major", und wollte den Transport melden; — doch der Bursche winkte gnädig ab.

Wir ritten nun wieder zwischen den schroffen, kahlen Felshängen, die Okahandya nördlich vorgelagert sind. Plötzlich machten mich die Reiter auf eine schwarze Gestalt aufmerksam, die zu unserer Rechten auf einem Felsengrat stand. Mechanisch faßten wir nach dem Gewehr und blickten, während wir die Zügel fallen ließen, unter der vorgehaltenen Hand gegen den blendenden Himmel. Der Bastard, der vor uns ritt, sah auch einen Augenblick hinauf und sagte gleichmütig:

„Is Povian!"

„Woran erkennst Du denn, daß das ein Pavian ist, das könnte doch auch ein Herero sein?"

Der Bastard drehte den Kopf zur Seite:

„Herero liegt immer, schwarzer Minsch steht nicht auf Klippe — wenn Minsch steht, ist Affe oder Weißer."

Das kam so drollig heraus, daß wir in schallendes Gelächter ausbrachen; der Bastard sah sich aber so verdutzt nach uns um, daß wir wohl sehen konnten, er habe keine Beleidigung Europas beabsichtigt.

Die sinkende Sonne stand schon dicht über dem Horizont, als die Dächer von Okahandya vor uns auftauchten. Dort sollten wir heute wieder in dumpfer Stube nächtigen, und vorher mit unseren schmutzigen, schweißigen Kitteln an sauberen Tischen sitzen? Und hier um uns lockte die schweigsame, freie Wildnis! Nach kurzem Zaudern hielten wir, nahmen den Pferden die Sättel herunter, legten ihnen die Spannfesseln an, sammelten Holz, kochten am wärmenden, gemütlichen Feuer unseren Reis und legten uns unter den Busch zur Ruhe.

Am nächsten Morgen, — es war der 30. Juni, — ritten wir über das sandige Rivier, dann durch Okahandya gerade auf das Bahnhofsgebäude los, vor dessen Eingang eine Lanze im Boden steckte.

Das Flaggentuch des Lanzenfähnchens war in einem viereckigen Draht-

rahmen fest eingespannt; die Farben des deutschen Reiches wurden darauf durch Diagonalen getrennt: das mittlere obere Dreieck war schwarz, das untere rot, das rechte und linke weiß. Dies war die offizielle Kommandoflagge des neuen Oberbefehlshabers der vierfach verstärkten Schutztruppe; sie zeigte an, daß seine Stellung und Gewalt der eines kommandierenden Generals im Kriege gleichkam.

Mein Freund Bosse, der als zweiter Adjutant zum neuen Hauptquartier übergetreten war, begegnete mir auf der Treppe; er hatte einen Stoß Telegramme in der linken Hand, streckte mir die rechte entgegen und begrüßte mich herzlich, doch in Eile.

Unteroffiziere mit Aktendeckeln und wichtigen Mienen standen auf der Veranda und machten Auszüge aus umgedruckten Bogen. Ordonnanzen liefen aus und ein, brachten Depeschen, die hier aus dem ganzen Schutzgebiet zusammenliefen, und trugen die ausgefertigten Befehle nach den Telegraphen- und Signallinien, oder unmittelbar zu den Truppen. Durch die Fenster sah man Offiziere und Schreiber über Arbeitstische gebeugt; allenthalben geschäftiger Fleiß, ein Kommen und Gehen ohne Pause, Ruhe und Rast!



Elftes Kapitel.

Zum Waterberg.

(S. Skizze Seite 135.)

Am 11. Juni 1904 war Se. Exzellenz, Generalleutnant v. Trotha in Swakopmund eingetroffen und hatte das Kommando über die Schutztruppe in Südwestafrika übernommen.

In seiner Begleitung befand sich Oberstleutnant Chales de Beaulieu, bisher Chef der Zentralabteilung im Großen Generalstabe und nunmehr Chef des Generalstabes im südwestafrikanischen Hauptquartier.

Dieses bestand aus

Generalstab: Die schon im Schutzgebiet befindlichen drei Generalstabsoffiziere.

Adjutantur: Hauptmann v. Lettow-Vorbeck und Oberleutnant v. Bosse.

Ordonnanzoffizier: Leutnant v. Goßler.

Feldintendant: Intendanturrat Nachtigall.

Chef des Sanitätswesens: Oberstabsarzt Dr. Schian.

Feldgerichtsbarkeit: Oberkriegsgerichtsrat Dr. Volley.

Führer der Signalabteilung: Leutnant Rückforth.

Veterinärwesen: Stabsveterinär Moll.

Außerdem war Oberleutnant v. Trotha, der Sohn des Generals, unter dem Titel eines „Kommandanten des Hauptquartiers“, mit allen den Geschäften betraut, die zur Berittenmachung, Verpflegung der Offiziere und Mannschaften, und für die Leitung und Überwachung des zahlreichen Unterpersonals eines solchen Stabes notwendig sind.

Hauptmann a. D. Dannhauer war uns als Berichterstatter des B.L.A. zugeteilt.

Als der neue Oberbefehlshaber mit seinem Generalstabschef das Schutzgebiet betrat, fand er folgende Lage vor:

Der Gouverneur, Oberst Leutwein, befand sich bei der Hauptabteilung.

Die **Hauptabteilung**, aus 4 Kompagnien, 3 Batterien und den Witbois bestehend, lag in Owikokorero. Die 9. Feldkompagnie sowie die 2. Maschinengewehrabteilung wurden noch in Okahandya mobil gemacht und sollten demnächst zu ihr stoßen.


General v. Trotha.

Abteilung v. Estorff (Ostabteilung) stand mit 4 Kompagnien, 2 Batterien sowie der 1. Maschinengewehrabteilung und den Bastards bei Okonsondusu.

Abteilung Volkmann (Nordabteilung) befand sich mit der 8. Feldkompagnie, 2 Geschützen und 2 Maschinengewehren bei Otavi.

Franke sicherte mit Etappenmannschaften die Linie Omaruru - Outjo.

Vom Seebataillon lagen die 1. und 4. Seekompagnie (frühere Abteilung Glasenapp) in Typhus-Quarantäne bei Otjihaenena; die 2. und 3. Seekompagnie wurden als Etappentruppen verwendet.

Abteilung v. Winkler (13. Kompagnie) sperrte die Ostgrenze bei Gobabis und Epukiro.

Im Süden, im Hottentottenlande, stand Hauptmann v. Koppy mit der 3. Feldkompagnie.

Oberst Leutwein hatte **allen Abteilungen** den Befehl gegeben, vorläufig den Gegner möglichst wenig zu beunruhigen, damit er am Waterberg stehen bleibe. Der Gouverneur wollte die von der Heimat angefor-

derten Verstärkungen abwarten, um dann erst anzugreifen, und zwar mit Haupt-, Ost- und Nord-Abteilung gleichzeitig und konzentrisch. Sollte der Gegner früher abziehen — man rechnete vor allem mit der Möglichkeit eines Abmarsches nach Norden und Nordosten — so hatten alle Abteilungen die Befugnis, den Feind sofort anzufallen.

Auf hoher See fuhren unterdessen, mit Abständen von etwa je zehn Tagen, die Verstärkungstransporte heran. Mit dem Eintreffen jedes Schiffes wuchs unsere Kriegsmacht erheblich, und dadurch auch die Aussicht, die Hereros gründlich und endgültig zu schlagen. Doch es mußte fortgesetzt damit gerechnet werden, daß der Gegner entweder abzog, um sich der drohenden Umklammerung zu entziehen, oder daß er sich mit allen Kräften auf eine Abteilung stürzte, um sich Luft zu schaffen. Daß der Feind ruhig und untätig sitzen bleiben werde, bis wir alle Netze gesponnen hatten, wagte damals niemand bestimmt zu behaupten. Man mochte es versuchen, es hoffen; wir konnten den Feind dadurch, daß wir ihn vorläufig in Ruhe ließen, vielleicht täuschen und in Sicherheit wiegen; — doch es war auch fortgesetzt mit der Möglichkeit einer plötzlichen Umgestaltung der Lage zu rechnen, die zum Angriff vor der Zeit zwang. Dieser Gesichtspunkt, der bei allen Maßnahmen berücksichtigt werden mußte, erschwerte die Operationen ungemein.

Alle Truppen wurden näher an den Feind herangeschoben, damit sie ihn noch rechtzeitig erreichen könnten, falls er sich anschickte, in irgend einer Richtung abzuziehen.

Generalleutnant v. Trotha befahl:

Die Hauptabteilung rückt über Otjire an den Omuramba südlich des Waterbergs vor.

Abteilung v. Estorff geht von Okosondusu nordwärts an den Omuramba, um einen Abmarsch der Hereros in nordöstlicher Richtung zu verhindern.

Abteilung v. d. Heyde wird aus Truppen der Hauptabteilung (5., 7. F.-K., 4. Battr.) und der Abteilung v. Estorff (6. F.-K., 2. Geb.-Battr.) neu gebildet, sie besetzt Okosondusu.

Abteilung Volkmann rückt auf Otjenga näher an den Gegner heran.

Das 2. Feldregiment marschiert mit den Kompagnien des I. und III. Bataillons, je nach deren Eintreffen, staffelförmig über Omaruru gegen den Waterberg vor, während

das II. Bataillon nach dem Süden der Kolonie geschickt wird, wo gleichfalls Unruhen gemeldet sind; die 7. F.-K. wird indessen zunächst in Swakopmund ausgeladen.

Eine neue Abteilung v. Fiedler wird aus der 8. F.-K. des 1. Rgts., der 1. F.-K. des 2. Rgts. und einer Halbbatterie gebildet; sie soll von Nordwesten gegen den Waterberg vorgehen.

Durch eine neue Kriegsgliederung wurde Ordnung in die Verbände gebracht:

1. Feldregiment (Oberstleutnant Müller) — 3 Bataillone zu 4, 3 und 4 Kompagnien;

2. Feldregiment (Oberst Deimling) — 3 Bataillone zu je 3 Kompagnien;

1. und 2. Feldartillerie-Abteilung zu je 4 Batterien, wovon die 8. Batterie im Süden verwendet wurde;

1. Maschinengewehr-Abteilung, — 4 Gewehre bei Estorff, 2 bei Volkmann;

2. Maschinengewehr-Abteilung, — 6 Gewehre bei der Hauptabteilung;

Feldsignal-Abteilung;

Funkentelegraphen-Abteilung;

Etappentruppen;

Hilfsvölker: Bastards, — Witbois, — Bethanier, — Hottentotten.

Wie aus der Zusammensetzung der fechtenden Abteilungen hervorgeht, war die Kriegsgliederung vielfach zerrissen; eine Verschiebung der Truppen vor der feindlichen Front, um die Verbände zu sammeln, war kaum möglich und sicher nicht notwendig. Um die verschiedenen Kriegsschauplätze mit einheitlichen Kommandogewalten zu versehen, wurde die im Süden befindliche Kompagnie v. Koppy (bisher 3. F.-K. 1. Rgts.) in 9. F.-K. 2. Rgts., — die bei Abteilung Volkmann befindliche 8. F.-K. in 3. F.-K. 1. Rgts. umgetauft.

Die 13. F.-K. blieb unter dem Namen „Abteilung v. Winkler" im Osten bei Epukiro und Gobabis.

Das Etappengebiet wurde dem Major im Generalstabe v. Rederr unterstellt.

General v. Trotha berief den bisherigen Truppenbefehlshaber, Oberst Leutwein, nach Okahandya und übergab dem Major v. Glasenapp das Kommando der Hauptabteilung.

Oberst Leutwein hatte, bei Ankunft des neuen Oberbefehlshabers, diesem seinen ältesten Generalstabsoffizier, Major Quade, sofort zugeschickt, um ihn zu orientieren. Er selbst traf am 21. Juni in Okahandya ein und meldete sich bei dem ihm entgegenreitenden General. Drei Tage darauf reiste er nach Windhuk, um von da ab lediglich die Geschäfte als Gouverneur, sowie den Befehl über die wenigen Truppen im Süden des Schutz-

gebiets zu übernehmen. Man mag dieses Verhalten und ruhige Zurücktreten für selbstverständlich halten; doch sei der Hinweis gestattet, daß Kriegsgeschichte und auch Kolonialgeschichte reich an Beispielen sind, in denen Befehlshaber vor dem Eintreffen eines höheren Führers die Entscheidung selbst erzwangen, um den Erfolg an den eigenen Namen zu heften. Der falsche Ehrgeiz hat dann freilich fast immer zu Niederlagen, statt zum Siege geführt. —

Allen Truppen wurde auch weiterhin befohlen, den Feind möglichst wenig zu beunruhigen; besonders sollten die zur Aufklärung vorgeschickten Patrouillen unnötiges Schießen vermeiden und sich nicht durch ihren Tatendrang zur Ausnutzung kleiner Vorteile verleiten lassen, die dem Ganzen zu großem Schaden gereichen konnten.

Die Pause in der kriegerischen Tätigkeit war durch Erkundungen des Geländes und der feindlichen Stellung, durch Festigung der Disziplin, Ausbildung der Mannschaften im Buschgefecht, Belehrungen über Land und Leute, über Behandlung der Reit- und Zugtiere, über Kampfart des Gegners und Erhaltung der Gesundheit auszufüllen.

Ganz besonders groß waren die Schwierigkeiten, die Major v. Redern als Etappenkommandeur zu bewältigen hatte.

Das Land bot fast nichts, denn die Hereros hatten die Farmen verbrannt, das Vieh gestohlen, die Ernten verwüstet; beinahe alles, was man brauchte, selbst die Verpflegung der Ansiedler, der gesamte Bedarf an Proviant, Hafer, Bekleidung und an Ausrüstung für die Truppe, war auf der kleinen Bahn heranzubringen, nachdem dieses Kriegsmaterial in Swakopmund gelandet war.

Schon dort begannen die Hemmnisse. Die Dampfer lagen in der freien See vor Anker und mußten ihre Güter auf Barkassen nach der Mole schaffen. Diese Mole war einstens willkürlich schräg in das Wasser hineingebaut worden; auf ihrer gegen die Südweftströmung 'geschützten Seite schwemmte ständig Triebsand an. Gerade jetzt, im Kriegsjahre, war die Versandung so weit vorgeschritten, daß der Tag, an dem die Mole überhaupt unbrauchbar sein würde, bedenklich nahe rückte. An stürmischen Tagen war nichts zu landen; die Dampfer tanzten dann draußen auf offener Rhede und kosteten Lagergeld. Versuche, die Wogen mit Öl zu glätten, mißlangen. Bei gutem Wetter konnten täglich etwa 150 Tonnen gelöscht werden. Zu allem Unglück wurde auch noch der einzige vorhandene Schlepper „Pionier“ wiederholt schwer beschädigt.

Anfang August galt die Mole als endgültig versandet!

Immerhin lag schon damals in Swakopmund eine früher gelandete, recht ansehnliche Masse von Gütern. Doch wie sollten diese auf der Schmalspurbahn ins Innere und dann von der Hauptlinie zu den Truppen geschafft werden? Die kleine Bahn war einmal billig gewesen, jetzt wurde sie teuer; an der Kolonie hatte man früher gespart, jetzt kostete sie Geld. Das Schutzgebiet ist anderthalbmal so groß wie Deutschland: Geschotterte Straßen und Chausseen fehlten gänzlich, Bahnen waren, bis auf die eine, nicht vorhanden.

Die Otavi-Gesellschaft wurde veranlaßt, den Bau ihres über Omaruru geplanten Schienenwegs zu beschleunigen.

Die größte Sorge indessen bereitete das Nachführen der Verpflegung von der Bahnlinie bis zu den vor dem Feinde liegenden Truppen. Die Transporte konnten im Anfang noch mit leidlicher Pünktlichkeit eintreffen; doch mit jedem Treck wurden die Zugochsen schlapper, die Tagesleistungen kleiner, die Ankunftszeiten unberechenbarer. Schon die Abfahrtstage waren kaum zu bestimmen; liefen ein paar Tiere fort, oder brachen ein paar Deichseln, oder desertierten die Treiber, oder stürzten ein paar Zugochsen durch Entkräftung, so konnte die Wagenkolonne nicht abgehen. Dann wurden vorn bei der wartenden Truppe die Portionen schmaler, und die Koppelriemen enger.

Von Kapstadt wurden Fahrzeuge, Zugochsen, Maultiere bestellt. Unser schönes Geld lief in fremde Taschen; es war nicht zu ändern. Die neuen Tiere gingen eine zeitlang gut, doch bald wurden auch sie durch die fortgesetzten Anstrengungen müde, begannen zu versagen, und das Spiel wiederholte sich.

Es konnten auch nicht etwa beliebige Mengen von Wagen in schneller Reihenfolge auf derselben Pad vorgeschickt werden: Dies verboten die Wasserverhältnisse. Ein Transport von zehn Wagen wird von 200 Zugochsen geschleppt; die vielen durstigen Tiere soffen kleinere Wasserstellen in wenigen Stunden leer. Frühestens nach 24 Stunden, wenn das Wasser wieder unterirdisch nachgeflossen war, durfte der nächste Transport an demselben Platze eintreffen und tränken.

Dem Etappenkommandeur standen zur Verfügung:

Als Etappentruppen: Das stark zusammengeschmolzene Marine-Expeditionskorps; das Eisenbahndetachement; eingezogene Mannschaften des Beurlaubtenstandes; eine Kolonnenabteilung unter Major Nordsiek.

Die Etappenanstalten: Pferdedepot; Bekleidungs- und Ausrüstungsdepot; Artilleriedepot; Proviantamt; Feldbäckereikolonne. Sechs Etappenkommandanturen; vier Bahnhofskommandanturen.

Die Sanitätseinrichtungen: Zwei Kriegslazarette, sechs Etappenlazarette; zwei Krankensammelstellen; neun Feldlazarette; das Genesungsheim in Ababis an der Bahnlinie; drei Lazarett-Reservedepots.

Es wurden nunmehr umfassende Befehle für alle rückwärtigen Verbindungen, für die Staffeln und Trains, Kolonnen und Transporte, gegeben. Auf den wichtigen Etappenlinien wurden Ärzte*) vorgeschickt, welche die Beschaffenheit der Wasserstellen prüfen sollten.

Telegraphisch wurde nacheinander in der Heimat bestellt, was zur Fortführung der Operationen und zur Sicherstellung der Verpflegung dringend nötig erschien:

Fünf Proviantkolonnen mit heimischen Fahrzeugen, die man mit Mauleseln zu bespannen gedachte; ein Eisenbahnbataillon; eine Feldtelegraphenabteilung; eine Scheinwerferabteilung; Verstärkung der Signalabteilung; vier Ersatzkompagnien und zwei Ersatzbatterien (ohne Geschütze), zur Auffüllung der schwachen Mannschaftsbestände bei den kämpfenden Truppen.

* * *

Das Leben im Hauptquartier bestand zu dieser Zeit aus Arbeit. Wir saßen und schrieben den ganzen Tag; das Telephon läutete fortwährend, der Telegraph arbeitete ununterbrochen. Jede Truppenverschiebung, alle Nachrichten über den Feind, Veränderungen der Stärken, die Ankunft von Transporten, alle Vorgänge bei der Truppe und auf den Stationen wurden dem leitenden Stabe sofort mitgeteilt. Fast alle Meldungen waren signalisiert oder telegraphiert und verlangten ebensolche Antwort in kurzer Frist.

Hin und wieder gelangten auch falsche Nachrichten zum Hauptquartier, was bei der Schwierigkeit der Aufklärung und bei der Unsicherheit von Späher- und Gefangenenaussagen nicht wunder nehmen kann. Die Meldung, daß die Ovambos sich den Hereros gegen uns angeschlossen hätten, und die Beobachtung, daß beim Feinde Bewegung zu bemerken sei, die auf seinen Abzug schließen lasse, wiederholten sich fortwährend und durften trotzdem nie als unwahrscheinlich bei Seite geschoben werden.

Unter diesen Umständen wollte der Oberkommandierende nicht länger in Okahandya bleiben, sondern beschloß, näher zu den fechtenden Truppen vorzureiten, um in vorderster Linie zu sein, falls eine überraschende Wendung zu vorzeitigem Fechten zwang.

Bevor er abritt, suchte er noch den Gouverneur in Windhuk auf.

---

*) Dr. Mayer. Dr. Wiemann.

Auch der Chef, Oberstleutnant von Beaulieu, fuhr nach der Rückkehr des Generals zum Oberst Leutwein und reiste dann mit der Bahn nach Swakopmund, um sich persönlich von dem Stande der Landungsverhältnisse und unserer Hauptetappenlinie zu überzeugen.

Am 9. Juli ritt Generalleutnant v. Trotha mit Major Quade und Oberleutnant v. Bosse nach Owikokorero vor.

Der Chef des Stabes erledigte noch die dringendsten Dienstgeschäfte und folgte dem Oberkommandierenden am 11. Juli mit Lettow und mir. Wir ritten nach Otjosasu und kreuzten am nächsten Tage das Gefechtsfeld von Oviumbo. Später fanden wir an der Pad nach Otjikuoko, mitten im Buschwald, an einen Baum geheftet, einen Zettel, auf dem geschrieben stand, daß von hier ein kürzerer Weg nach Owikokorero links abgehe. Der „Weg" bestand natürlich nur aus ein paar Huf- und Wagenspuren des vorausgeeilten Teiles unseres Hauptquartiers.



Oberstleutnant Chales de Beaulieu

Am 13. Juli trafen wir in Owikokorero ein. Genau vor vier Monaten, am 13. März, hatte östlich der Wasserstelle im Busch der Kampf getobt. Unweit eines niederen Bergkegels lag, dicht von Dornbusch eingeschlossen, eine völlig unbewachsene Fläche, deren Boden aus weißem Kalk bestand. Ein paar wassergefüllte Löcher in der Mitte gaben dem Platz den vokalreichen Namen, der durch den Tod der deutschen Offiziere und Reiter in unserer Kolonialgeschichte weiterleben wird.

Wir bezogen ein Lager unweit des Wassers auf der freien Ebene. Das Hauptquartier besaß für jeden Offizier ein bequemes Zelt, in dem man am Tage arbeiten konnte. Das war von großem Werte, denn Wirbelwinde und Sandhosen sind in Südwestafrika an der Tagesordnung. Jeden Mittag, wenn wir am Tische saßen und die Blechteller mit Reis füllten, sahen wir nach der Sandhose aus, die mit großer Regelmäßigkeit um diese Zeit durch das Lager fegte, Zelte auseinanderriß und uns mit Schmutz bewarf.

Nie vergesse ich das verblüffte Gesicht meines Schreibers, als er einmal bei der Arbeit von einer heftigen Windhose überrascht wurde, und die

Papiere, an denen er eben noch ruhig schrieb, plötzlich 50 Fuß über seinem Kopf im Kreise tanzen sah.

Oberleutnant Haering,*) der mit seiner Funkenstation in Owikokorero Versuche machte, hatte den Verlust manches Ballons und Drachens durch solche Luftwirbel zu beklagen. Durch die Gewalt des kreisenden Sturmes rissen die stärksten Haltedrähte wie schwache Fäden.

Die Abteilungen rückten unterdessen, wie befohlen, vorsichtig und ohne



Der Waterberg

mit dem Feind unmittelbar in Berührung zu kommen, von allen Seiten näher an den Waterberg heran:

Die Hauptabteilung war über Otjire an den Omuramba bei Otjurutjondjou geritten; dort fand sie aber das Wasser so schlecht und gesundheitsschädlich, daß sie nach der besseren Wasserstelle Erindi Ongoahere vorrücken mußte.

Für Major v. Glasenapp, der dem Gouverneur zur Verfügung gestellt wurde, hatte Oberstleutnant Müller die Führung der Abteilung übernommen.

*) Gefallen bei Kowes am 17. 5. 1905.

Abteilung v. d. Heyde war von Okosondusu an den Omuramba bei Omatupa heranmarschiert, stand Mitte Juli bei Erindi Oratjihenda und schob sich dann bis Omutjatjewa vor.

Abteilung v. Estorff rückte von Osombu-Karupuka über Otjagingenge nach Otjahewita vor und stand an der Südostecke des Waterberges dem Feinde dicht gegenüber. Noch immer wütete der Typhus; 22 Kranke hatten nach Grootfontein abgeschoben werden müssen. Die Verpflegung der Abteilung war sehr schwierig; glücklicherweise hatte Böttlin aus dem entlegenen Grootfontein, der „Kornkammer von Südwest", einige Lebensmittel für die Truppe und einen ziemlichen Vorrat an Mais für die Pferde requirieren können.

Abteilung Volkmann war von Otavi bis nach Otjenga vormarschiert und hatte festgestellt, daß die Hereros nicht nach Norden abzogen; ebenso hatte sie von einer kriegerischen Bewegung bei den Ovambos nichts bemerken können! Unsere Besorgnisse in dieser Beziehung waren also glücklicherweise grundlos.

Abteilung v. Fiedler hatte sich bis zu den Osondjachebergen vorgeschoben.

Abteilung Deimling war in Swakopmund beschleunigt mobil gemacht worden und ging unaufhaltsam in Staffeln über Karibib—Omaruru gegen den Waterberg vor. Der Stab befand sich stets bei den vordersten Feldkompagnien, die schon Anfang August Okateitei erreichten.

So waren alle Abteilungen bis auf einen Tagemarsch an den Feind herangerückt und umstanden ihn in großem Kreise.

Die Hereros hatten ihre vorgeschobenen Werften zurückgezogen und sich enger aufgestellt. Sie machten keinen ernsthaften Versuch, der Umklammerung durch Vorstoß oder Abmarsch zu entrinnen. Dabei haben sie doch sicherlich genaue Kunde von allen unseren Bewegungen gehabt!

Wie ist ihr schier unverständliches Verhalten zu erklären? Es ist und bleibt stets schwierig, die Ursache des Handelns bei Eingeborenen zu ergründen, da ihre Gedanken andere Wege einschlagen, als die unsrigen. Eingeborene, die ich häufig über die Zeiten vor den Waterberggefechten fragte, gaben mir eine Auskunft, die wohl die richtige sein mag, bei der es uns aber schwer fällt, dem Denkprozeß nachzuspüren. Sie sagten etwa: Samuel hat zuerst nicht geglaubt, daß die Deutschen den Orlog fortsetzen wollten. Er ließ die Deutschen in Ruhe, so mußten sie ihn auch in Ruhe lassen. Die Ermordeten und das gestohlene Vieh? Wir Hereros dürfen in unserem Lande machen was wir wollen! Wozu sollten wir die Deutschen angreifen? Sie hatten ja keine Viehherden, die wir ihnen abnehmen konnten,

also lohnte es sich nicht. Abziehen? Wir fürchteten dabei einige Rinder zu verlieren. Wir glaubten, viel stärker zu sein als die Deutschen, und dachten deshalb nicht, daß diese es wagen würden, uns anzugreifen.

So wie ich das hier schreibe, spricht natürlich kein Eingeborener; er braucht, um das auseinanderzusetzen, mehrere Stunden, viele vergleichende kühne Bilder, mehrere Platten Tabak und etliche Schlücke aus der Schnapsflasche.

Obwohl die Weide um den Waterberg fast gänzlich ausging, blieben die Hereros immer noch mit allen ihren Weibern und Kindern und mit ihrem zahlreichen Vieh zwischen dem Südhange und dem Hamakari-Rivier ruhig stehen. Die Orlogleute waren den deutschen Abteilungen gegenüber zusammengezogen, verhielten sich aber abwartend und fast untätig. Nur unbewaffnete Späher belauerten jede unserer Bewegungen.

Die deutschen Patrouillen stießen von allen Seiten vor, meist in der Nacht, wenn der Herero sich vor Gespenstern fürchtete und fest schlafend im Pontok lag. Die Kühnheit der Patrouillenführer war erstaunlich; sie ritten mitten in die Werften hinein, kreuzten Viehherden, wechselten einige Schüsse mit deren Wächtern und verschwanden wieder im Busch. Major v. Glasenapp wußte uns viel von dem Tatendurst der Offiziere zu berichten, die sich so eifrig zu den gefährlichsten Ritten drängten, daß eine Kommandierrolle angelegt werden mußte, um keine Unzufriedenheit entstehen zu lassen.

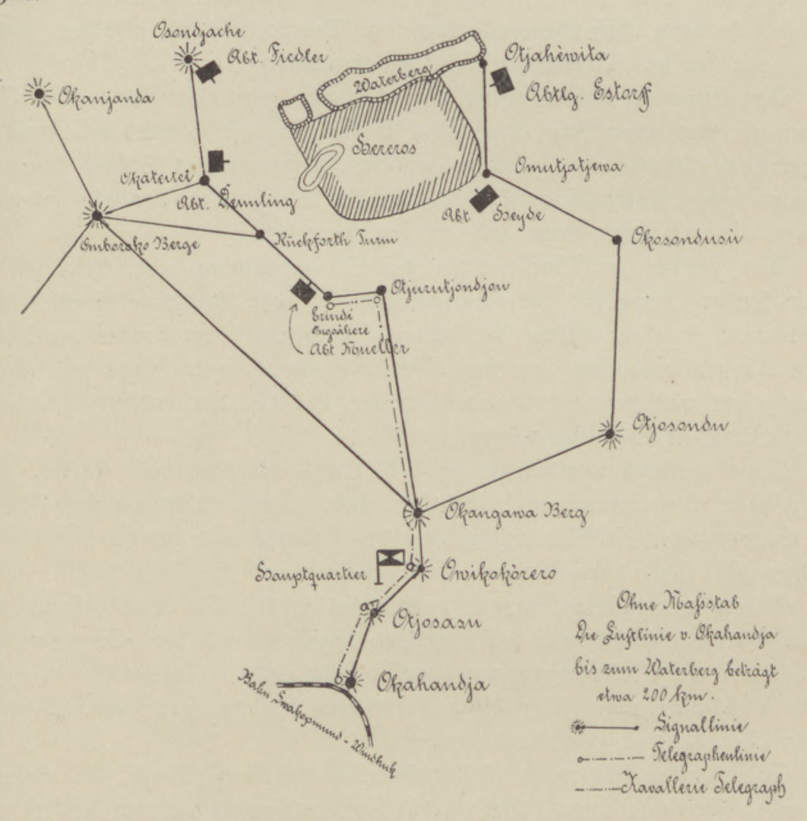
Bei einem solchen Patrouillenritt wurde ein Leutnant mit acht Mann nach kurzer Gegenwehr getötet. Nur zwei Mann waren, verwundet, entkommen. Die Hereros hatten die Leichen der Gefallenen viehisch verstümmelt, ihnen die Augen ausgestochen, die Hände abgehackt, den Hals bis zum Wirbel durchschnitten!

Alles drängte zu baldiger Entscheidung. Die Besorgnis, der Feind könnte uns zu guterletzt noch entschlüpfen, nachdem mit großer Mühe die Abteilungen von allen Seiten herangeführt worden waren, wurde in der Truppe allgemein gehegt. Wie oft hörten wir die dringende Frage, ob es nicht bald endlich losgehen werde! Doch der Befehl zum Angriff durfte nicht früher gegeben werden, als bis man im Hauptquartier überzeugt war, daß alle Vorbereitungen beendigt seien, die einen Erfolg verbürgen könnten.

Dazu gehörte in erster Linie die Vollendung des Aufmarsches der noch weit auseinandergezogenen Abteilung Deimling; ferner mußten die Telegraphen- und Signallinien so ausgebaut sein, daß die Verbindung längs der Etappenstraßen und von Abteilung zu Abteilung gesichert war.

Das Hauptquartier befand sich damals in der stets undankbaren Lage, den allgemeinen Tatendrang bremsen zu müssen; in Briefen aus der Zeit vor Waterberg, die ihren Weg in die Öffentlichkeit fanden, liest man den Niederschlag der dadurch entstandenen Ungeduld, die sich bei manchem in ärgerlicher Erregung äußerte. Der Römer Fabius Kunktator wurde darin öfters zitiert; ich glaube nicht mit Unrecht, denn auch er hat dadurch Erfolg gehabt, daß er zur rechten Zeit zögerte.

Der Aufbau der Nachrichtenlinien wurde mit aller Macht gefördert. Allmählich entstand folgendes Netz von Telegraphen- und Signalverbindungen:



Der Telegraph wurde sehr häufig unterbrochen, manchmal durch den Feind, doch öfter noch durch unsere eigenen Wagenkolonnen, denn der dünne, seitwärts der Pad am Boden liegende Kabeldraht war kaum zu sehen. Somit waren wir meistens nur auf die Signallinien angewiesen, deren mit wenigen Mann besetzte Stationen einen schweren Stand hatten!

Hin und wieder erfuhren wir von durchreitenden Offizieren Ausführlicheres über die Lage an der Front oder auf der Etappe. Als Major v. Glasenapp mit seinem Adjutanten, Grafen Brockdorff, von der Hauptabteilung zurückkehrte, um sich nach Windhuk zu begeben, war er einen Tag Gast des Hauptquartiers an dem Platze, wo er vor wenigen Monaten im schweren Feuer gelegen hatte. — Hauptmann v. Oertzen ritt gleichfalls durch Owikokorero und berichtete, daß Abteilung Estorff an herrlicher Wasserstelle (Otjahewita) liege, aber immer noch stark von Typhus heimgesucht sei.

Am 26. Juli häuften sich die Meldungen über einen Abzug des Feindes derartig, daß Generalleutnant v. Trotha beschloß, mit dem ganzen Hauptquartier zur Abteilung Müller vorzurücken.

Am Morgen des nächsten Tages ritten wir nordwärts ab. Wir waren ein stattlicher Zug, mit allen Berittenen fast so stark wie eine der zusammengeschmolzenen Kompagnien; die Hälfte unseres Stabes stand im Offizier- oder Unteroffizierrang, und unser Troß war deshalb erheblich größer, als der eines jeden anderen Truppenteils.

Wir hielten im Vorbeireiten am Okangawaberg und kletterten an dessen steilem Hang bis zur Signalstation auf der Südspitze hinan. Wie müde und abgehetzt sahen die armen Signalisten dort droben aus! Gerötete Augen erzählten von der Überanstrengung, wenn tags und nachts unausgesetzt von den aufblitzenden, grellen Lichtern der anderen Stationen die Fernzeichen abzulesen waren.

Nun tauchten wir wieder in den Busch ein, der bald stärker, bald lichter war, doch immer unübersichtlich blieb. Vorn ritten die zehn Mann der Stabswache, 150 Meter dahinter der General und der Chef sowie die übrigen Offiziere, dann folgten die Schreiber und die Burschen.

Wenn wir rasteten, wurde das Kabel seitlich der Pad gesucht, von dessen Guttapercha-Überzug ein Stückchen abgekratzt und der „Summer" eingeschaltet, ein Telephonapparat, dessen piepsende, jämmerlich klingende Töne uns mitten im Dornbusch berichteten, welche Depeschen an beiden Enden der Leitung eingelaufen waren.

Wir fanden zahlreiche Pferdekadaver auf dem Wege, da die vorrückende Abteilung unter Pferdesterbe außerordentlich gelitten hatte.

An diesem ersten Abend hielten wir zur Nachtruhe mitten in der Buschsteppe an einer Stelle, wo die Weide gut zu sein schien. Unsere wenigen Mannschaften reichten nicht aus, um die Masse an Reit- und Zugtieren, sowie auch noch das Lager zu beaufsichtigen, um Wasser zu holen, Pferde zu tränken, Holz zu sammeln, zu kochen. Wir alle halfen

und legten mit Hand an. Darauf zogen wir das Los, in welcher Reihenfolge ein jeder auf Posten zu stehen habe. Ich bekam die Nummer von 2—3 Uhr nachts.

Als meine Zeit vorüber war, ging ich hin, um die Ablösung zu wecken; der Betreffende lag unter einem Baum in ein paar Decken eingehüllt; ich weckte ihn und sagte: „Exzellenz, es ist Zeit zum Posten stehen." Dann nahm der Oberkommandierende sein Gewehr unter den Arm und lief um den östlichen Teil des Lagers Posten, nach der Instruktion. Um 4 Uhr früh weckte er den Generalstabschef, Oberstleutnant v. Beaulieu, der die nächste Stunde zu patrouillieren hatte, und der dann seinerseits den ältesten Generalstabsoffizier, Major Quade, zu gleichem Zweck aus dem Schlafe aufrüttelte.

Nach Sonnenaufgang ritten wir weiter und gelangten an eine schöne, große Vley, welche Okawitumbika hieß, aber nach unserer Kriegskarte ganz wo anders liegen mußte. Hier fanden wir einen Posten der Hauptabteilung mit über 40 schlappen, elenden Pferden, die zurückgelassen waren, damit sie sich in der guten Weide erholten. Hier stand auch ein Trupp „kranker", braunhäutiger, kleiner Witbois von unserem Hilfskorps, die uns mit neugierigen, unfreundlichen Blicken musterten. Das Grinsen, mit dem sie jede Anrede quittierten, sah absichtlich und gemacht aus; aus Verlegenheit sahen sie dem Sprechenden nie gerade in die Augen; listige, verschlagene, gewandte Leute!

Am Abend lagerten wir bei der schönen Wasserstelle Otjire. Das Postenstehen der letzten Nacht wiederholte sich, nur in anderer Reihenfolge. Wir schliefen, wie immer auf der Pad, völlig angekleidet, das Gewehr im Arm, denn wenn der Feind aus den nahen Büschen einen Überfall versuchte, war knapp Zeit die Decken herunterzustreifen, um liegend zu schießen.

Am dritten Tage erreichten wir den Omuramba-u-Omatakko, ein etwa 200 Meter breites, trockenes Flußbett, das zu beiden Seiten mit dichtem Dorngesträuch bewachsen war. Hier hatten noch vor kurzem Hereros gelegen. Der Boden war mit Kuhdung bedeckt, es roch stickig und dumpf. Große Mückenschwärme und unzählige Schmeißfliegen belästigten uns mit der ganzen Zudringlichkeit und Beharrlichkeit ihrer Art.

Auf hohem Steinturm stand der Heliograph; aus ein paar Brettern und alten Proviantsäcken war ein Telegraphenzimmer gebaut, in dem unaufhörlich der Apparat arbeitete. Rings war aus Klippen und Büschen eine niedrige Schanze errichtet. Diesmal weckte ich den General um Mitternacht zum Postenstehen. Es war eine sehr kalte Nacht. Ich fror heftig, als ich wieder unter meine Decken kroch, konnte daher keinen Schlaf

finden und sah noch lange, wie unser Oberkommandierender in rascher Gangart längs des Walls um das Lager kreiste und aufmerksam nach außen spähte. Wir waren kaum noch 10 Kilometer vom Feinde entfernt.

Am 30. Juli traf das Hauptquartier bei der Abteilung Müller in Erindi Ongoahere ein. Nachmittags um 3 Uhr war Parade.

Es wurde uns ein Platz unter schattigen Bäumen in der Mitte des Lagers angewiesen; dieses bildete ein längliches Rechteck und war durch Posten gesichert, die auf Bäumen saßen. Wir schlugen unsere Zelte auf und begannen wieder zu schreiben.

Täglich gingen Patrouillen vor, die feststellen sollten, ob der Feind noch in der alten Stellung sei; er war noch an der alten Stelle, ja es schien sogar, als sei ein Abzug der Hereros nach Norden nunmehr unmöglich geworden, denn vor dem Omuweroumue-Paß stand Deimling, bei Otjahewita Estorff, und der Waterberg zwischen beiden wurde als ungangbar für Reiter oder Viehmassen bezeichnet. Das Hochplateau des Waterbergs, das von Weitem fast völlig eben aussah, erwies sich als ein von dichtem Busch bewachsenes, von tiefen Rissen und Schluchten durchzogenes Gelände.

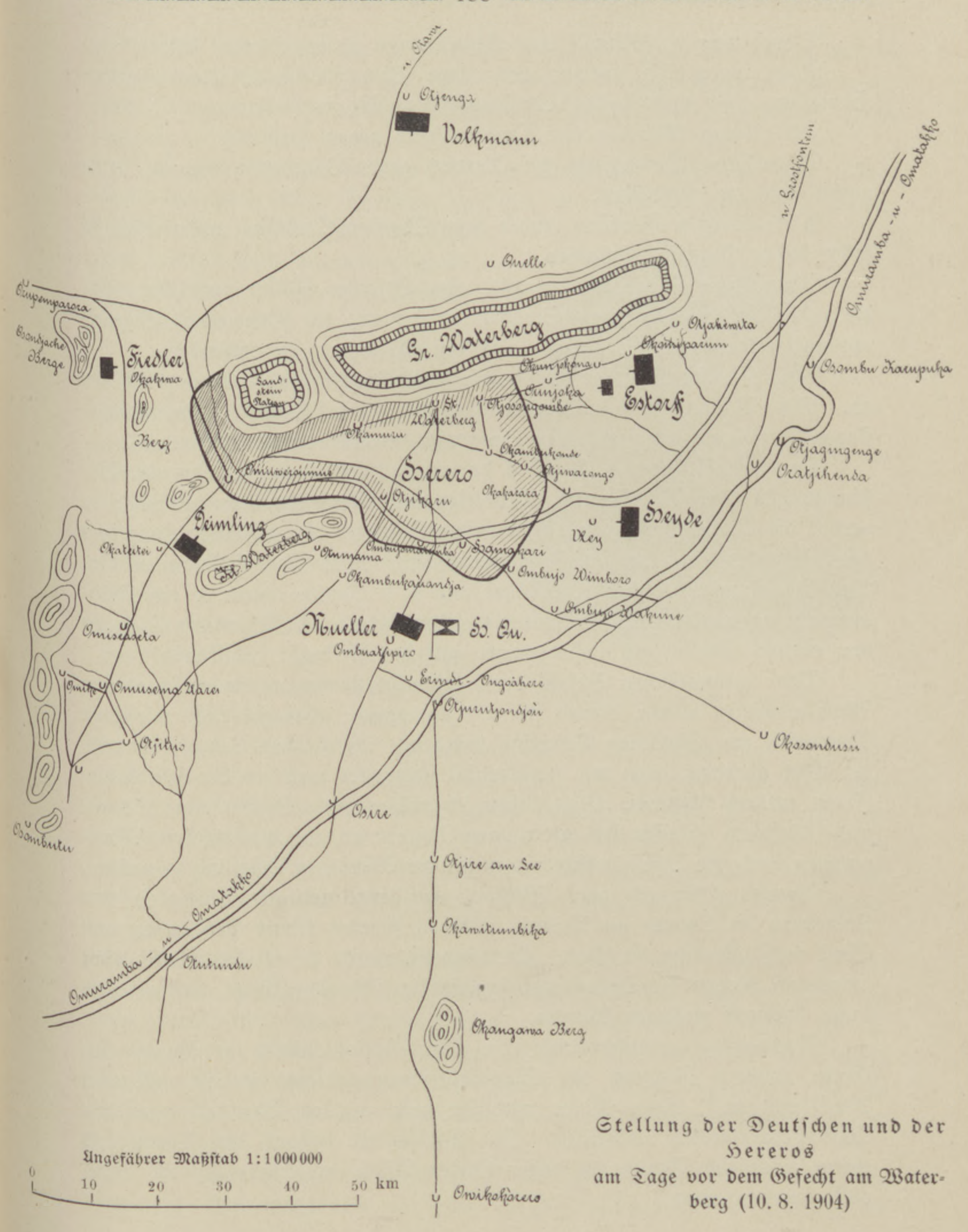
Mit jedem Tage wuchs unsere Überzeugung, daß der Feind sich zum Entscheidungskampfe stellen wolle; nur was er tun würde, wenn er geschlagen war, schien ungewiß. Viele meinten, er werde sich dann zunächst auf die natürliche Festung des Waterbergs zurückziehen; wir sahen uns schon im Geiste an dessen steilen Felswänden hinanklimmen, während über uns hinweg die Artillerie den scharfen Bergrand befeuerte, und von oben Steine und Kugeln uns Stürmenden entgegen schlugen.

Nach Westen war dem Feind der Weg versperrt, denn hier stand der größte Teil unserer Truppen. Sollte er gar nach Osten entkommen wollen, — nach dem wasserlosen, totbringenden Sandfeld? Ein alter Soldatengrundsatz sagt aber: Man soll dem Gegner nur das Klügste zutrauen, und stets annehmen, daß er das tun wird, was uns am unangenehmsten ist; oder, wie ein Ironiker unter uns einmal dieses Axiom ins Allgemein-Menschliche übersetzte: Man soll den Feind nie für dümmer halten, als man selbst ist.

Wir fürchteten, die Hereros würden nach dem großen Entscheidungsgefecht, das tagelang dauern mochte, schließlich nach allen Seiten auseinander laufen und eine langwierige Guerilla im Busch beginnen.

Der Angriffstag rückte näher; die Befehle hierzu wurden ausgearbeitet.

Am 10. August sollten alle Abteilungen näher an den Feind herangehen; am 11. August, früh um 6 Uhr, hatte der Angriff zu erfolgen mit:



Stellung der Deutschen und der Hereros am Tage vor dem Gefecht am Waterberg (10. 8. 1904)

Abteilung v. Estorff von Okomiparum gegen Station Waterberg.

Abteilung v. d. Heyde von einer Vley südlich Okakarara gegen Hamakari, aber nördlich des Streitwolfschen Weges bleibend.

Abteilung Müller von Ombuatjipiro gegen Hamakari.

Abteilung Deimling von Okateitei gegen Omuweroumue und demnächst auch auf Hamakari.

Abteilung v. Fiedler wurde dem Obersten Deimling unterstellt, sie sollte dessen Angriff mitmachen.

Abteilung Volkmann mußte von Otjenga südlich vorrücken, um die nach Norden führenden Straßen zu sperren; sie hatte einen Signalapparat unter starker Bedeckung auf den Waterberg zu entsenden.

Das Hauptquartier schloß sich dem Angriff der Abteilung Müller an. Der Ballon der Funkenabteilung mit daranhängender Kommandoflagge bezeichnete den jeweiligen Standort des Oberkommandierenden.

Der Befehl, vom 4. 8. 1904 datiert, enthielt noch eine Anzahl Bestimmungen über Verpflegung, Munition und Nachrichtenübermittlung; er verbot die Verwendung von eingeborenen Soldaten in vorderster Linie und wies besonders auf „enges Zusammenhalten" aller Angriffskolonnen hin. Den Abteilungen Deimling, Müller und v. d. Heyde wurde je ein Feldlazarett zugewiesen. Als Erkennungszeichen führte jede Abteilung Flaggen von anderer Farbe; als Losungswort galt der Feldruf: „Viktoria!"

Den umfangreichen Befehl durch Signalstationen an die verschiedenen Abteilungen zu blitzen, erwies sich als unmöglich. Ich sollte ihn mit einer Patrouille zur Abteilung Deimling bringen. Nicht ohne Sorge sah mich der Chef abreiten, denn wir mußten 50 Kilometer weit an der feindlichen Front entlang schurren. Doch bekam ich willkommene Verstärkung: Schian und Rückforth schlossen sich mit einigen Reitern an, um die sanitären Maßnahmen sowie die Signalverbindungen bei der Abteilung Deimling zu prüfen.

Voraus ritten ein paar Witbois und lasen mit der Findigkeit von Indianern die Spuren am Boden. Überall führten frische Fußtapfen von West nach Ost über die Pad. Stellenweise wurde der Busch lichter; aber manchmal hingen die Dornzweige so dicht im schmalen Wege, daß wir uns kaum hindurch zwängen konnten.

Nachmittags erreichten wir eine Signalstation mitten im Busch. Zu Ehren unseres Führers der Signalabteilung tauften wir sie „Station Rückforthturm"; dieser Name wird ihr auch in allen Beschreibungen des Waterberggefechtes verbleiben. In Wirklichkeit bestand der Turm aus einem mächtigen Baum, in dessen starken Ästen der Signalapparat kunstvoll eingebaut war.

Von hier ritten wir am nächsten Tage quer durch den mäßig dichten Busch und sahen plötzlich zu unserer Rechten ein starkes Rudel Antilopen; wir sprangen von den Pferden, rissen die Gewehre aus dem Schuh, legten an und — schossen vorbei.

Gegen Mittag erreichten wir eine Wasserstelle und eine Pad. Von links sprengten einige Berittene auf uns los; es war Leutnant v. Ameln mit Reitern der 2. Feldkompagnie des 2. Regiments; wir waren gerade bei Okateitei aus dem Buschwald herausgetreten!



Signalstation in der Baumkrone

Hier hatte vor zwei Tagen ein Gefecht stattgefunden; v. Ameln zeigte uns die Stelle, wo seine Kompagnie im Kampfe gelegen hatte, denn er war mit dabei gewesen. Neidisch betrachteten wir seinen Schutztruppenhut, der von einer Kugel durchlöchert war. Ameln berichtete:

Von der 2. Feldkompagnie war eine Patrouille zur Aufklärung gegen Omuweroumue vorgeschickt worden und hatte bei dieser Gelegenheit eine Rinderherde abgetrieben, die sie als willkommenes Schlachtvieh ihrer Abteilung zuführte. Das ging den Hereros denn doch über den Spaß; frühere Patrouillen hatten manchmal einen Viehwächter erschossen, das hatte weiter nichts auf sich; aber Vieh, ihre geliebten Ochsen, mochten sie nicht missen! Sie schickten 150 wohlbewaffnete Orlogleute aus, um die deutsche Kompagnie zu überfallen und das Vieh wieder zu holen.

Ein Teil der 2. Feldkompagnie war gerade beim Tränken, als die Hereros im Schutz der Büsche heranschlichen und das Lager plötzlich von drei Seiten mit Feuer überschütteten. Die Überfallenen griffen, wie sie waren, zu den Gewehren und schossen auf die Büsche, aus denen die Schüsse der Angreifer blitzten; einige Reiter hatten sich gerade ausgezogen, um sich gründlich zu waschen, und lagen nun durchaus unordonnanzmäßig in der Schützenlinie.

Die Hereros kamen immer näher, und als sie den Offizier sahen, der ihnen ihr Vieh weggenommen hatte, brüllten sie fortwährend: „Mister, die

Osse;*) Mister, giv uns die Osse!" Dabei drangen sie entschlossen vor; einige Reiter wurden verwundet.

In diesem kritischen Augenblick trafen die Berittenen ein, die seitwärts am Wasser ihre Pferde getränkt hatten. Hauptmann Manger ließ unter Hurrahrufen mit aufgepflanztem Seitengewehr zu Pferde attackieren! Die Hereros wichen, die Wucht des Ansturms brachte sie in Verwirrung; unsere Reiter sprangen aus dem Sattel und schossen. Die Kompagnie griff an; der Feind floh und ließ eine größere Anzahl Toter auf dem Platze.

Einen Witboi hatten die Hereros vor dem Lager überrascht; er erhielt einen Messerstich in den Oberschenkel und einen wuchtigen Hieb mit dem Kirri ins Genick, unter dem er zusammenbrach; so ließen sie ihn liegen. Beim Absuchen des Gefechtsfeldes fanden ihn unsere Leute im Busch; man wollte ihn bereits begraben, da wurde der zähe Witboi wieder lebendig, humpelte zum Feuer, steckte sich seine Pfeife an und begann zu rauchen.

Das kleine, glückliche Gefecht hatte bei der Abteilung, die bisher noch nicht gekämpft hatte, große Zuversicht erweckt.

Ich fand das 2. Feldregiment auf einer weiten Lichtung östlich von Okateitei, und überbrachte dem Oberst Deimling die Befehle. Zum letzten Male hatte ich ihn gesehen, als ich mich im Großen Generalstabe in Berlin abmeldete; nun trafen wir uns dicht vor dem Feinde wieder! Er fragte mich nach meiner Ansicht über den voraussichtlichen Verlauf des Kampfes. Ich erzählte von Oviumbo und beurteilte den Erfolg eines Dornbuschgefechtes so skeptisch, wie es jeder tun wird, der ein solches mitgemacht hat. —

Beim 2. Feldregiment war durch die beschleunigte Mobilmachung und durch das rasche Vorgehen ziemlicher Mangel an Lebensmitteln eingetreten, denn die Proviantkolonnen hatten nicht nachfolgen können.

Unsere Patrouille ritt am nächsten Tage auf ihrer eigenen Spur zurück; die beiden Witbois führten uns, selbst in schnellerer Gangart, mit unfehlbarer Sicherheit. Wir nächtigten beim Rückforthturm und erreichten am 7. August Erindi Ongoahere.

Im Lager der Abteilung Müller erfuhren wir, daß ein Teil bereits bis Ombuatjipiro vorgerückt sei.

Am 9. ritt auch das Hauptquartier nach der genannten Wasserstelle vor; sie lag in dichtem Busch und enthielt zwar sehr unsauberes, doch reichliches Wasser.

Alles machte sich zum Angriff bereit.

Seinerzeit hat man sich in Deutschland vom Entscheidungskampf am

*) Ochsen.

Waterberg ein falsches Bild gemacht, weil man die Ausdehnung des Gefechtsfeldes nicht kannte. Man sprach daher von einer Einkreisung, einer Umzingelung, und erwartete dementsprechend von dem „großen Schlage" ein „zweites Sedan", eine völlige Vernichtung oder Gefangennehmung des „eingekesselten" Feindes.

Betrachten wir die Tatsachen:

Die Frontlinie der Hereros betrug rundum im ganzen etwa 100 Kilometer; in diesem Umkreise lag ein Volk von etwa 60000 Menschen mit 5—6000 Orlogleuten. Das Gelände, in dem gekämpft werden mußte, war überall mit dichtestem Dornbusch bestanden!

Die Stärken unserer Abteilungen betrugen in beiläufigen Zahlen:

Abt. Müller	20	Offiziere	219	Gewehre	8	Geschütze	6	Maschinengewehre
„ v. d. Heyde	22	„	164	„	8	„	—	„
„ v. Estorff	26	„	247	„	4	„	4	„
„ Volkmann	4	„	200	„	2	„	2	„
„ v. Fiedler	4	„	180	„	2	„	—	„
„ Deimling	20	„	478	„	6	„	—	„
Im ganzen	96	Offiziere	1488	Gewehre	30	Geschütze	12	Maschinengewehre

Mit dieser geringen Zahl von Streitern konnte man eine Umfassungslinie von hundert Kilometern nicht sperren. Die kleinen Abteilungen mußten, eine jede in sich, dicht zusammenhalten, sonst ging die Leitung verloren, und sonst beschossen sich die Mannschaften untereinander. Sehen konnte man im Busch nach beiden Seiten höchstens auf 100—200 Meter! —

Die deutschen Abteilungen waren rings mit Zwischenräumen von 20 bis 40 Kilometern aufgestellt!

Zwischen einer Kolonne und der nächsten lag also eine weite, völlig unübersichtliche und unbeobachtete Strecke. An jeder Abteilung konnte der Feind auf 500 Schritt Entfernung unbemerkt vorbeiziehen. Man durfte mithin nicht von einer Einkreisung sprechen; ebensowenig von einem „Durchbruch" des Feindes; wo niemand steht, kann man auch nicht durchbrechen. Unsere Operation beim Angriff am Waterberg glich nicht dem Zuziehen einer Schlinge, sondern sie sah aus, als ob Stahlpflöcke in einen Stamm getrieben werden: So bohrten sich die kleinen Abteilungen in die Massen des Feindes ein. Aber wir beherrschten beim Anmarsch die Hauptwasserstellen und griffen die des Feindes an; das war von ausschlaggebender Wirksamkeit bei einem Volke, welches für seine Rindermassen, die ihm allein eine Existenz sichern, das Wasser notwendig braucht und ohne Vieh zugrunde gehen muß.

Eine andere Taktik ist im Dornbusch unmöglich, denn der gewandte Eingeborene wird uns stets entschlüpfen, wenn wir ihn nicht durch Angriff auf seinen schwer beweglichen Besitz zum Kampfe zwingen.

Man hat auch in der Heimat über die Frage gegrübelt, wie dem Dornbusch beizukommen sei; wir bekamen Briefe, in denen geraten wurde, ihn „einfach" abzubrennen. Das klingt tatsächlich sehr einleuchtend und einfach, und wenn man den Rat hätte befolgen können, so wären auch gleichzeitig die Hereros ausgeräuchert worden. Der Plan hat nur eine Schwäche: Der Dornbusch brennt nicht. Wenn man den einzelnen Busch ausrodet und dann in die Flammen eines Feuers wirft, so loht er hoch auf; doch in seiner Gesamtheit widersteht der Buschwald den Flammen, denn die Äste der aufrechten Gesträuche stehen so weit auseinander, und das Holz ist so zäh, daß selbst in der trockenen Zeit, wenn die Präriebrände kilometerbreit daherbrausen, die Dornbüsche zwar am unteren Ende etwas ankohlen, aber nicht verbrennen.

Ja! freilich hätte man dem Feind beikommen, den Dornbusch bezwingen können, wenn wir ein lenkbares Luftschiff besessen hätten, das, dem Gegner unerreichbar, über ihm kreiste, seine Stellung erkundete, von oben in sein Lager schoß und durch sein Erscheinen allein schon Bestürzung und Schrecken verbreitete. Wir haben oft davon gesprochen, in den Tagen von Waterberg, von dem lenkbaren Luftfahrzeug, das uns damals wie ein phantastisches Bild der fernen Zukunft erschien. Wie mochten sich die Kriege gegen wilde Völker vereinfachen, wenn uns ein Genie diesen Traum der Menschheit verwirklichte! —

* * *

Es war berichtet worden, daß man von einer freien Anhöhe weit vorwärts unseres Lagers Einblick in die feindliche Stellung gewinnen könne. General v. Trotha beschloß, dorthin vorzureiten, um persönlich zu erkunden.

Am Morgen des Tages, der dem Gefecht voranging, ritt der ganze Stab des Hauptquartiers mit einigen Burschen und der Stabswache vor; Oberstleutnant Müller, Major v. Reitzenstein und Leutnant v. Salzmann begleiteten uns.

Es war ein heller, klarer Tag; die aufgehende Sonne spendete wohlige Wärme, doch bald wurden ihre Strahlen sengend und stechend. Wir ritten, von einer Staubwolke umhüllt, auf der tiefsandigen Pad gerade auf den Feind los. Vor uns stand der Waterberg in seiner erhabenen Wucht; die Stille und Ruhe der Buschsteppe nahm uns auf.

Wir ritten und ritten, reckten die Hälse nach einer übersichtlichen Stelle, konnten aber nichts gewahren.

v. Salzmann, der von früheren Patrouillenritten her die Gegend kannte, kam an mich heran und sagte, er halte weiteres Vorreiten für gewagt, denn wir seien schon nahe am Hamakari-Rivier und am Feinde. Ich schickte ihn zum Chef, und wenige Minuten später hielten wir. An der Pad stand ein hoher, spitzer Termitenhaufen, den der Oberkommandierende erstieg.

Frische Fußspuren am Boden machten mich bedenklich; Bosse schien eine gleiche Besorgnis zu haben, denn er ritt nach rechts in die Büsche bis zu einem hohen Baum, den er rasch erkletterte, um dadurch unseren Stab zu sichern. Ich tat dasselbe links der Pad, gab mein Pferd einem Unteroffizier und klomm an einem mit Dornen besetzten Baum hinauf. Salzmann, der einen kräftigen Schimmel ritt, war gleichfalls links, aber nach vorwärts geritten und im Busch verschwunden.

So mochten wohl zehn Minuten vergangen sein; unter mir, in den Sträuchern, war nichts zu entdecken, nur weit drüben, diesseits des Waterbergs, stiegen bläulichweiße Rauchwolken empor; sie sahen fast wie Nebel aus, der sich nach feuchter Nacht aus den Tälern erhebt.

Plötzlich klang vor mir ein Schuß, dann mehrere, und dann ein rollendes Feuer. Ich rutschte vom Baum herunter, daß mir die Hände bluteten, sprang zum Pferd, riß das Gewehr aus dem Schuh und lief 20 Schritte nach vorn.

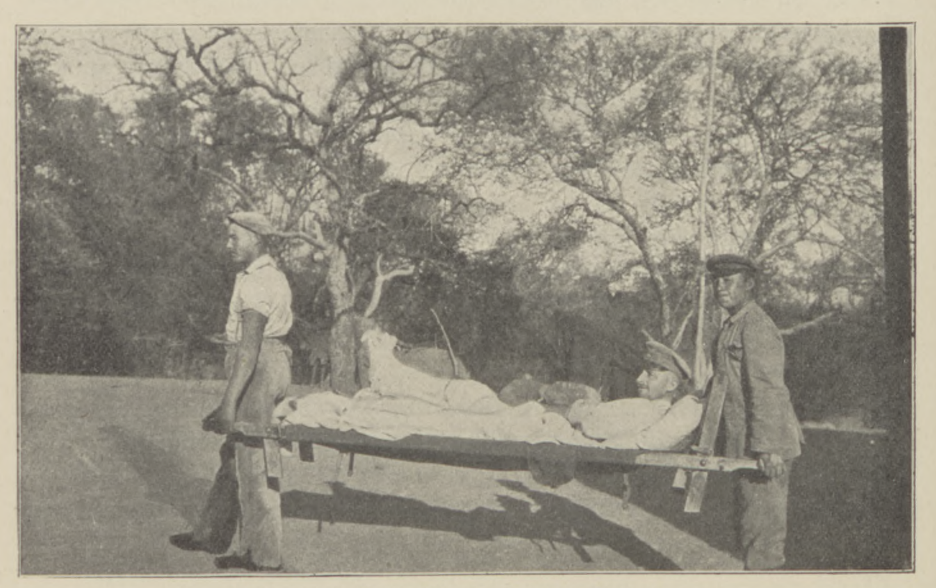
Da sah ich in mächtigen Galoppsprüngen einen Schimmelreiter von links nach rechts durch den Busch setzen; von den weißen Flanken des Pferdes rieselten drei breite Streifen roten, lebendigen Blutes herab.

An der Pad, beim Hauptquartier, hatten alle die Gewehre ergriffen und waren im Halbkreis ausgeschwärmt. Der Reiter sprengte gerade auf sie zu, und ich erkannte Salzmanns Stimme: „Links vorwärts Hereros, die Halunken haben mich angeschossen!“

Salzmann hatte gleichfalls einen Baum erklettert und plötzlich, auf etwa 60 Schritt, bewaffnete Orlogleute auf sich zulaufen sehen. Im Nu war er herabgeglitten und an sein Pferd geeilt; unter dem heftigen Feuer der Hereros ritt er zurück, um uns zu warnen. Einer der ersten Schüsse traf das Pferd in die Kruppe; dann wurde auch Salzmann verwundet; er selbst schrieb später darüber:

„Mit einem Male fühlte ich einen schweren Schlag am rechten Fuße, der Bügel flog mir bis zum Hut, und der Fuß hing mir wie Blei herunter. Herunterblickend sah ich das Loch im Stiefel und daraus Bluts-

tropfen hervorsickern, also Schuß durchs Fußgelenk. Einen Moment hatte ich etwas die Balance verloren, hielt mich aber an der Mähne fest und weiter gings nun mit dem linken Fuß spornierend, denn der rechte war unbrauchbar. Noch zwei Kugeln erhielt mein guter Schimmel: Eine quer durch den Bauch gerade durch die Gurte und die andere ins Hochblatt. Es war ein bildschöner Blattschuß und daher ein Wunder, daß der Gaul immer noch ging. Die Kugel muß dicht am Herzen vorübergegangen sein, das Blut spritzte im hohen Bogen heraus." *)



Der verwundete Oberleutnant v. Salzmann

Sein Pferd hat ihm das Leben gerettet; das brave Tier brach erst zusammen, als es ihn glücklich aus der Gefahr getragen hatte.

Das Hauptquartier war auf einen Angriff gefaßt, doch blieb alles ruhig; den Feind selbst aufzusuchen wäre Torheit gewesen. Wir ritten langsam nach Ombuatjipiro zurück. Salzmann glaubte noch reiten zu können, bald aber steigerten sich die Schmerzen derartig, daß man ihn vom Pferde heben und verbinden mußte. General v. Trotha schickte mich voraus, um eine Karre für den Verwundeten und Verstärkung heranzuholen. Als ich so allein durch die Büsche ritt, in denen ich den Feind lauernd

*) Im Kampfe gegen die Herero. E. v. Salzmann. Verlag Dietrich Reimer, Berlin.

und im Anschlag vermutete, hielt ich den Revolver schußbereit; doch erreichte ich unbehelligt das Lager. Ein Kavalleriezug mit einer Karre trabte dem Hauptquartier entgegen, das im Schritt auf der Pad zurückgeritten war.

Salzmann wurde in ein Zelt gelegt. Er war außer sich, daß er nun den Entscheidungskampf nicht mitmachen könne; in heiligem Zorn übergab er mir sein vortreffliches Gewehr und bat mich, ihn damit zu rächen. Sein einziger Trost war die Überzeugung, daß die Verwundung nur leicht und bald geheilt sein werde. —

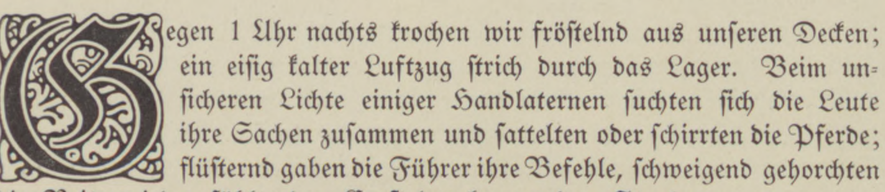
Doch, wie sich später zeigte, war die Verletzung schwer, der Knochen gesplittert; nach vielen Operationen und Schmerzen blieb das Bein kürzer; v. Salzmann mußte infolgedessen seinen Abschied nehmen. — Uns hat er durch sein Vorreiten in den Dornbusch wohl einen großen Dienst geleistet; das sei ihm nicht vergessen!

Der letzte Abend vor der Entscheidung brach herein. Fieberhafte Tätigkeit hatte den ganzen Tag im Lager geherrscht. Nun wurde es dunkel und still. Tiefer Ernst packte eines jeden Gemüt; — was würde der nächste Tag bringen, wen mochte das Los treffen? Es brannte kein Feuer; doch mancher sah noch lange, vom Lager am Busch, hinauf zum Himmel nach den ewigen Sternen und ließ sein bisheriges Leben, sein künftiges Hoffen und Wünschen im Geiste an sich vorüberziehn.

Zwölftes Kapitel.

Das Gefecht von Hamakari.

(Waterberg 11. 8. 04.)



Gegen 1 Uhr nachts krochen wir fröstelnd aus unseren Decken; ein eisig kalter Luftzug strich durch das Lager. Beim unsicheren Lichte einiger Handlaternen suchten sich die Leute ihre Sachen zusammen und sattelten oder schirrten die Pferde; flüsternd gaben die Führer ihre Befehle, schweigend gehorchten die Reiter; jeder fühlte den Ernst der kommenden Stunden.

Um 2 Uhr 30 ritten wir auf der Pad nach Nordosten: Voraus die Witbois als Aufklärer, die 11. Feldkompagnie mit einigen Maschinengewehren in der Avantgarde, das Hauptquartier am Anfang des Gros.

Wir verhielten uns so still, als nur eben möglich. Dennoch hatte der Feind unseren Anmarsch bemerkt; denn wir waren noch nicht eine Stunde unterwegs, da flog in Richtung auf Hamakari eine weiße Leuchtkugel auf!

Es gibt wohl kaum etwas in der Welt, was die Nerven so in Spannung versetzt, als ein Nachtmarsch durch Buschwald dem Feinde entgegen! Im fahlen Glanze der Sterne wachsen die Schatten zu abenteuerlichen Gestalten aus; die erregten Sinne vernehmen das leiseste Geräusch: ein schwaches Knacken und Knistern im Gesträuch, den Hauch des Windes im Geäst der Bäume, das Aufflattern eines Vogels.

Langsam dringt die Kolonne vorwärts. Stunde um Stunde verinnt in Erwartung und peinigender Ungewißheit; wenn doch nur endlich der erste Schuß die Spannung lösen wollte!

Da blitzt gerade vor uns am Horizont ein grelles Licht auf, verschwindet und erscheint wieder: Von der Kolonne Volkmann war eine Abteilung mit Signalapparat, unter Leutnant v. Auer, im Rücken des Feindes auf den Waterberg geklettert, hatte dessen Hochfläche bis zum Südrand durchzogen und stand nun am Steilabhang dicht oberhalb der

feindlichen Werften! Das „Auerlicht“ meldete uns mit langen und kurzen Strahlen in Morseschrift, was sich am Vortage ereignet hatte.

Die Signalstation auf dem Waterberg stand günstig; sie hatte Verbindung mit Abteilung v. Estorff, mit Abteilung v. d. Heyde, mit Otjosondu und mit mehreren hinter der Hauptabteilung liegenden Stationen bis zum Okangawaberg! Sie bildete eine sehr wichtige Ergänzung des gesamten Signalnetzes. (Skizze S. 131.) Schräg unter ihr sprudelte aus einer Felsspalte die Quelle des Waterbergbaches hervor.

An diesem Zentralpunkt der feindlichen Stellung hatte Auer am vorhergehenden Abend eine Häuptlingsversammlung beobachtet und gesehen, wie berittene Boten nach allen Seiten davonsprengten, um den vorgeschobenen Orlogleuten Befehle zu überbringen; dann waren größere Reitertrupps nach dem Waterberg herangezogen, die sofort absattelten und ihre Tiere weiden ließen.*)

Der Feind war also auf unseren Angriff vorbereitet!

Allmählich wurde es gen Osten heller; wir erreichten die dichten Büsche vor dem Rivier. Glutrot stieg der Sonnenball über dem Horizont empor; so mancher von uns sah ihn zum letzten Male in morgendlicher, herrlich strahlender Pracht!

Vor uns mochten die feindlichen Orlogleute schon bereit liegen, um unsere Spitze aus sicherem Versteck abzuschießen. Deshalb wird die Abteilung auseinandergezogen: 11. Feldkompagnie vorn in Schützenlinie, rechts gestaffelt die 10. Feldkompagnie; hinter der Mitte das Hauptquartier, in Reserve die 9. Feldkompagnie; Artillerie, Maschinengewehre, Sanitätswagen auf der Pad. Doch der Busch hindert ein solches entfaltetes Vorgehen, und zeitweise ziehen sich die Truppen wieder auf dem Wege zusammen. —

Nun kommen wir an ein sandiges, etwa 100 Schritt breites Rivier, und biegen, seinem Laufe folgend, rechts (südöstlich) auf Hamakari ab. Beim Vorgaloppieren stürzt Oberstleutnant Müller mit dem Pferde, bricht sich dabei zwei Rippen und erleidet eine Gehirnerschütterung. Major v. Mühlenfels übernimmt die Führung der Abteilung, die von jetzt an nach ihm genannt wird.

Gegen Osten hört man Kanonendonner; bald auch nördlich; die Kolonnen Heyde und Deimling sind an den Feind geraten!

Und wir? — Immer noch bleibt in den Büschen vor uns alles ruhig;

---

*) Meine Erlebnisse während des Feldzugs gegen die Hereros und Witbois. H. Auer v. Herrenkirchen. R. Eisenschmidt, Berlin.

wir durchziehen verlassene Werften. Ganz frische Fußspuren und allerlei zurückgelassenes, verstreutes Hausgerät deuten auf eiligen Abzug der Hererowerften hin. Wir halten einen Augenblick, damit sich die Abteilung wieder entfalten kann. Mitten auf der Pad liegt Frauenschmuck aus Bleiringen; auch ein Kinderschuhchen, der Chef hebt es auf; nicht nur Krieger, sondern das ganze Volk flüchtet vor uns. Nun hören wir deutlich das Gebrüll großer Rinderherden und gewahren die dünnen Ausläufer hoher Staubwolken; wohin sie ziehen, ist nicht zu erkennen.

Noch dringen wir in Schützenlinie beständig vor und folgen der Pad; da sich diese rechts und links schlängelt, schwankt auch unsere Marschrichtung hin und her.

Ich habe das Kriegstagebuch des Hauptquartiers zu führen, nehme gerade den Bleistift zur Hand, um etwas zu notieren, und ziehe die Uhr — es ist 8 Uhr 45 — als im Busch ein Schuß fällt. Gleich darauf setzt heftiges Feuer ein; wohl dreißig Geschosse sausen zischend, surrend und pfeifend über unsere Köpfe hinweg. Unwillkürlich duckt sich der eine oder der andere eine Sekunde lang tiefer auf den Pferdehals und richtet sich lächelnd wieder auf, — in Büchern hatte man so oft gelesen, daß bei der Feuertaufe die ersten Kugeln mit respektvollem Bückling begrüßt werden; man hatte wohl früher darüber gespottet, denn wenn man den Schuß *hört*, ist er ja schon vorbei, und ein Ducken zwecklos. Nun hatte man es selber nicht besser gemacht! Das Feuer hebt wieder an und verstärkt sich.

Wir springen vom Pferde; — da ist es nun endlich, das ersehnte Entscheidungsgefecht, auf das wir uns monatelang vorbereitet hatten!

Maschinengewehre werden nach vorn getragen, denn die Schützenlinie erleidet bereits schwere Verluste: Die Witbois und die 11. Feldkompagnie hatten fast gleichzeitig heftiges Feuer erhalten, als sie sich den vordersten Wasserlöchern von Hamakari näherten. Die 10. Feldkompagnie verlängert rechts.

Der linke Flügel stürmt bis zu den Wasserlöchern vor, deren Besitz uns der Feind verwehren will. Doch hier erhält die 11. Feldkompagnie von drei Seiten ein mörderisches Feuer. Ihr Führer, Hauptmann Gansser, bricht mit einem Schuß unter dem Auge tot zusammen, auch Leutnant Leplow und zwei Mann fallen, Oberleutnant Streccius und mehrere Reiter werden schwer verwundet. Die Kompagnie hat keine Offiziere mehr, vor dem übermächtigen Feuer geht sie bis in die Linie der 10. Feldkompagnie zurück, wo die noch Überlebenden wieder halten und sich hinwerfen. Auch der rechte Flügel wird hart bedrängt; fortgesetzt schießt der Gegner aus einer Gruppe von Pontoks, ohne daß man ihm viel anhaben könnte, da

er nicht zu sehen ist. Hauptmann Wilhelmi, der Führer der 10. Feldkompagnie, sendet einen Zug unter Leutnant Strödel dagegen vor. Gleichzeitig werden zwei Geschütze auf den rechten Flügel gezogen, die auf 250 Schritt Schrapnels in die Pontoks werfen; dann dringt der Zug Strödels mit Hurrah durch eine Lücke der Dornenumzäunung und verjagt den Feind.

Das Gefecht kommt nun für einige Zeit zum Stehen, denn es wird beschlossen, den sicherlich sehr verlustreichen Sturm auf die Wasserlöcher dadurch weniger blutig zu gestalten, daß man wartet, bis durch das Eingreifen der von Osten erwarteten Abteilung v. d. Heyde die Kraft des feindlichen Widerstandes nachläßt.



Funkenstation

Das Hauptquartier hält hinter der Mitte. Der Funkenballon wird hochgelassen, da wir auf diese Weise mit den Abteilungen v. d. Heyde und v. Estorff Verbindung durch drahtlose Telegraphie zu erreichen hoffen.

Oben auf dem Verdeck eines Wagens richtet Rückforth seine Heliographenstation ein und wechselt Lichtsignale mit Auer auf dem Waterberg, der ihm berichtet, was er unten vor sich sieht.

Ein Reiter kommt schreckensbleich auf das Hauptquartier zugelaufen; er ist in großer Aufregung und meldet, seine ganze Kompagnie (11.) sei tot. Die Nachricht erwies sich später als stark übertrieben: Wahrscheinlich waren rechts und links die paar Leute, welche er im Dornbusch sehen konnte, gefallen, und da hatten ihm die Nerven versagt. Wir können natürlich im Augenblick nicht beurteilen, wie weit die Hiobsbotschaft wahr sei; ich sehe aber, wie der Chef in eisiger Ruhe mit dem Oberkommandierenden ein paar Worte wechselt. Dann werden weitere Maschinengewehre nach vorn geschickt, und bald beweist deren trommelndes, knatterndes Getöse, daß die Lücke ausgefüllt und die Linie nicht durchbrochen sei.

Hoch zu Pferd kommt Streccius von vorn herangeritten, er hat einen

Schulterschuß; aus dem Verbande rieselt Blut; ein Mann führt das Pferd am Zügel. Man hebt den Verwundeten aus dem Sattel; nur die einzige Sorge scheint ihn zu bedrücken, ob die Verletzung so schwer sei, daß er deswegen nicht wieder am Gefecht teilnehmen könne.

Der Feind suchte fortwährend den linken Flügel zu umgehen. Unsre letzte Reserve, die 9. Feldkompagnie, mußte auf dem rechten Flügel bleiben; so wurde denn aus Pferdehaltern, Schreibern und Ordonnanzen ein Zug gebildet, der den linken Flügel der 11. Feldkompagnie im zurückgebogenen Winkel verlängerte.

Einige Hereros nahmen besonders die Gruppe unseres Stabes aufs Korn, mehrere feindliche Schützen, die in Baumkronen saßen, feuerten immer in Richtung auf unsere Kommandolanzenflagge, die dicht vor uns im Boden steckte. Lettow und Bosse sprangen in die Büsche vor, um diese lästigen Plänkler unschädlich zu machen.

Auch der Verbandplatz war das Ziel des Feindes, so daß die Ärzte mitunter zu den Karabinern greifen mußten.

Hauptmann Dannhauer war fortgesetzt unterwegs, um bald hier, bald dort die Vorgänge zu beobachten, wie es sein gefahrbringendes Amt als Kriegsberichterstatter forderte.

Für einige Zeit hatte die Signalstation auf dem Waterberg keine Antwort gegeben, denn sie war angegriffen worden. Um 1 Uhr mittags blitzte Auer wieder herüber und meldete, der Sturm auf seine Station sei abgeschlagen, er sehe beim Omuweroumue-Paß große Staubwolken (der Abteilung Deimling) und höre Kanonendonner von Otjosongombe, wo Estorff kämpfte.

Inzwischen war durch Funkspruch auch Meldung von Abteilung Heyde gekommen, wonach sie in langsamem Vorgehen begriffen war; man konnte also noch auf ihr Eintreffen rechnen! Alles schien sich hiernach genau wie geplant zu entwickeln.

Nun kamen noch weitere günstige Nachrichten durch die Signalstation: Abteilung v. Estorff hatte die Wasserstelle Otjosongombe genommen und Abteilung Deimling war rasch durch den Omuweroumue-Paß vorgedrungen.

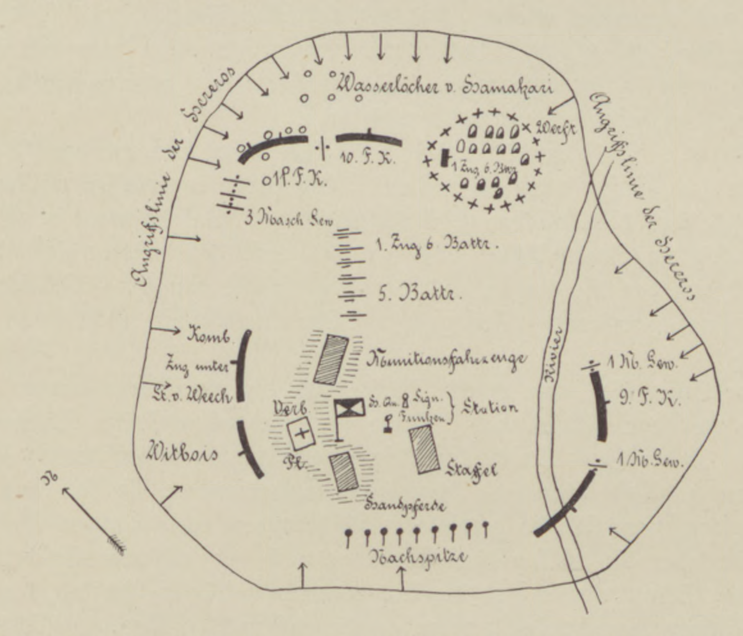
Andere Meldungen ließen vermuten, daß die Hereros dichter am Waterberg zusammenzogen! Aus dieser Anschauung erwuchs die Absicht des Hauptquartiers, den Feind allmählich enger zu umfassen und gegen den Waterberg zu drücken. Nach dem Stande unseres Gefechts bei Hamakari konnte das aber kaum noch heute sein; man wollte daher den zweiten Teil des Entscheidungskampfes auf den nächsten Tag verlegen. Somit wurde

den Abteilungen v. Estorff und Deimling der Befehl durch Heliograph zugeblitzt, nicht weiter gegen die Station vorzudringen.

Estorff hat daraufhin seinen Weitermarsch eingestellt, Deimling aber, der sich stärkeren Kräften östlich gegenübersah, unterbrach seinen Angriff nicht, da er den Befehl erst um 5 Uhr abends erhielt.

Die Lage bei der Abteilung v. Mühlenfels wurde unterdessen immer schwieriger, denn die Hereros machten wiederholt Versuche, in unsere Flanke einzudringen. Von links waren die Angriffe nicht so heftig; dagegen machte in der zweiten Nachmittagsstunde der Gegner einen recht kräftigen Vorstoß von rechts. Die 9. Feldkompagnie und zwei Maschinengewehre wurden hiergegen entwickelt; Offiziere und Mannschaften des Hauptquartiers beteiligten sich am Feuergefecht; damit war auch unsere letzte Reserve eingesetzt. Die 10. und 11. Feldkompagnie drangen etwas weiter vor.

Wir lagen nun folgendermaßen:



Die Hauptangriffsrichtungen des Feindes sind durch Pfeilstriche angedeutet. Das Gelände ist durchweg mit Dornbusch bewachsen, der teilweise sehr dicht steht.

Von allen Seiten schlugen die Geschosse ein. Es gibt wohl nichts Unangenehmeres im Gefecht, als solches Flanken- und Rückenfeuer; es pflegt daher im allgemeinen sehr ungünstig auf die Haltung und Kraft

der Truppe zu wirken. — Von einer Annäherung der Abteilung v. d. Heyde war immer noch nichts zu spüren! Vor Dunkelwerden mußten wir aber in Besitz der Wasserstelle Hamakari sein, denn sonst verdursteten uns Menschen und Tiere, zumal unter der sengenden Sonne die trockene Luft uns den Schlund ausdörrte, und der Boden, auf dem wir lagen, brennend heiß geworden war. Der Oberkommandierende entschloß sich daher, den Angriff nicht länger vom Eintreffen anderer Abteilungen abhängig zu machen.

Als ich vorreiten wollte, um den Major v. Mühlenfels zum Hauptquartier zu rufen, fand ich meine Pferde nur mit Mühe, denn meine beiden Burschen waren verschwunden; der Eingeborene, der für sie die Reittiere hielt, berichtete, daß die zwei Reiter beim Vorbeikommen der 9. Feldkompagnie, von Rauflust gepackt, ihre Seitengewehre aufgepflanzt hätten und mit vorgestürmt wären. — Zwei Stunden später kamen Lakenmacher und Hermann wieder, strahlend vor Begeisterung, weil sie tüchtig mitgeschossen und gekämpft hatten; der furor teutonicus war mit ihnen — nach vorn — durchgegangen. Ich mußte ihnen ordnungshalber den Kopf waschen, aber gefreut hat's mich doch.

Major v. Mühlenfels erhielt persönlich vom General den Befehl, nunmehr die Wasserstellen zu nehmen. Es wurde unterdessen wieder auf uns geschossen, doch blieben v. Mühlenfels und sein Adjutant v. Kriegsheim ruhig im Sattel sitzen. Es fiel uns auf, daß ersterer einen dicken Verband um den Hals trug, und der Chef fragte danach. — Mühlenfels machte eine abwehrende Bewegung: „Ein Streifschuß, nichts von Bedeutung!"

Im Osten stieg eine dunkle Wolke von bizarrer Form empor. Die Umrisse wechselten schnell und schienen sich nach allen Seiten flatternd zu dehnen. In langem Strich kam die Wolke immer näher heran; in ihr wirbelten zahllose schwarze Pünktchen durcheinander; sie sah aus wie flimmernder, vom Winde getriebener Aschenregen eines tätigen Vulkans. Erstaunt sahen die afrikanischen Neulinge nach der seltsamen Erscheinung. Die alten Schutztruppler und die Eingeborenen erklärten lächelnd, daß hier ein mächtiger Heuschreckenschwarm gerade auf uns zu komme. Millionen der kleinen Tiere flogen in dichter Masse und in einer Richtung, wie von einheitlichem Willen beseelt, über das Land.

Die vordersten Tausende des Insekten-Heerwurms waren schon auf wenige hundert Meter an uns heran gekommen und bewegten sich dicht über den Baumkronen rasch vorwärts; da krepierte ein Schrapnell hart vor ihnen, und wie auf Kommando bog der gewaltige Heuschreckenschwarm nach

Südosten ab und flog am Gefechtsfeld vorüber. Es dauerte wohl eine Stunde, bis das Ende des großen Zuges am Horizont verschwunden war.

Während sich alles zum letzten Sturm bereit machte, ging das Hauptquartier etwas weiter nach vorn. Zwischen Major Quade und Lettow sauste ein Geschoß durch die Luft und verletzte ein Pferd an der Kruppe. Das Tier schlug heftig aus. Wir blieben einen Augenblick stehen, um uns die Wunde zu betrachten. Daß gleich ein anderes Blei denselben Weg gehen und einen von uns treffen konnte, daran dachten wir nicht, denn wenn man stundenlang im Feuer liegt — oder, wie das Hauptquartier bei Hamakari, im Feuer *steht*, — wird man Fatalist.

Als die Staffeln und die Handpferde näher herangezogen wurden, fuhr die Artillerie in der Linie der 10. und 11. Feldkompagnie auf. Aus allen Geschützen, Maxims und Gewehren wurde der Feind mit Blei und Eisen überschüttet; der ohrenbetäubende Lärm raubte uns fast den Atem. Nun ließ der Kanonendonner etwas nach, unsere Linie stellte allmählich das Feuer ein; hatte der Feind vielleicht schon genug? Keineswegs, — bald hier bald dort nahmen die Hereros das Feuergefecht wieder auf. Abermals dröhnte das Schnellfeuer der Geschütze, und die Maschinengewehre sendeten einen todbringenden Hagelschauer in die Büsche. Doch der Gegner wehrte sich weiter mit dem Mute der Verzweiflung.

Unsere Infanterielinie lief unter dem Schutze der Kanonen etwa 100 Schritte weit mit Hurrah durch die Büsche und warf sich hin. Gedeckt von dem Gewehrfeuer wurden dann wieder die Geschütze nachgerollt. Auf diese Weise schoben sich abwechselnd die Schwesterwaffen bis an den jenseitigen Rand der Wasserlöcher vor.

Die Wegnahme der Wasserstelle beschloß aber nicht den Kampf, denn die Hereros machten verzweifelte Anstrengungen, sie wiederzunehmen. Für diesen Gefechtsabschnitt ist folgender Absatz aus dem Tagebuch des Hauptmanns Wilhelmi (10. F.-K.) charakteristisch:

„Wir waren in den Besitz der Wasserlöcher gelangt, aber nun überschüttete uns der Gegner noch einmal mit Feuer, so daß die Batterie links von mir (5.) in Gefahr geriet, ihre Geschütze zu verlieren, da die Bedienungsmannschaften teils weggeschossen waren, teils keine Munition mehr hatten. Infolgedessen nahm ich, was irgend entbehrlich war, mit zu jener Batterie aus meiner Schützenlinie heraus. Zwei Mann zogen eines der gefährdeten Geschütze zurück, wurden aber, als sie es etwa 20 Meter zurückgeschoben hatten, verwundet: Der Eine Schuß durch das Gesäß, der Andere durch die Wade."

„Ich lag mit zweien meiner Unteroffiziere, — es war etwa 5 Uhr, —

neben dem erwähnten Geschütz, und die Geschosse prasselten nur so um uns herum. Wir sahen, wie ein Herero immer hinter einem Termitenhaufen hervorschoß; bald sah man den schwarzen Wollkopf rechts, bald wieder links von dem Termitenhaufen hervorgucken. Ich machte meine beiden Unteroffiziere darauf aufmerksam, und nun begann von uns ein regelrechtes Einzelschießen. Ich fragte die Unteroffiziere, mit welchem Visier sie schössen, der eine hatte 450, der andere 550; beide Visiere schienen mir zu weit, ich stellte 350 und befahl den Unteroffizieren zu beobachten, ich würde mitten auf den Termitenhaufen halten. Der Schuß schlug in der richtigen Höhe inmitten des Termitenhaufens ein. Sobald der Neger nun wieder vorlugte, hielt ich auf seinen schwarzen Schädel. Zuerst erschien er noch einmal links, dann einmal rechts. Nach dem zweiten Schuß kam er nicht mehr zum Vorschein, und tags darauf lag er mit durchschossener Stirn am Termitenhaufen."



Major Wilhelmi

Ein anderer Mitkämpfer schrieb acht Tage nach dem Gefecht:

„Die Sonne stand schon ziemlich tief, und die ganze Atmosphäre war mit Staub und dem Rauch des Geschütz- und Gewehrfeuers erfüllt. Es herrschte eine düstere Gewitterstimmung. Durch den fahlen Dämmer zuckten und blitzten die Schrapnells und Granaten, die in rasendem Schnellfeuer über Visier und Korn auf 100 Meter in die anstürmenden Schwarzen hineingesandt wurden. Ohrenbetäubend donnerten die Geschütze und ratterten die Maschinengewehre. Im heftigsten Feuer wurden unsere Geschütze noch ein Stück vorgebracht. Geradezu sinnverwirrend wirkten die fortwährend vorübersausenden Geschosse des Feindes, das sang und schwirrte

nur immer so, glücklicherweise etwas zu hoch. Am zweiten Geschütz waren unmittelbar hintereinander vier Mann verwundet worden, und das Geschütz wurde von unserem Hauptmann und Wachtmeister v. K. unter größter Gefahr selbst zurückgebracht. Die Munition fing an knapp zu werden . . ." *)

Als es zu dunkeln begann, schloß alles dicht auf.

Das Hauptquartier ging bis über die Wasserstelle vor. Unterwegs lag neben einem Busch ein schwer verwundeter Offizier am Boden; die Brust ging keuchend auf und nieder, die halb geschlossenen Augen waren auf einen Freund gerichtet, der ihm zur Seite kniete, seine Hand hielt und ihm leise Trost zusprach.

Vor der ersten Wasserstelle kroch ein Reiter an uns vorbei, er hatte einen Schuß in die Ferse erhalten und schleppte sich mit den Händen und dem gesunden Fuß vorwärts, während er das verletzte Bein nachschleifte.

Rechts an einem Baum lag ein Toter, der Rock war ihm geöffnet und auf der entblößten Brust klebte schwärzlich geronnenes Blut.

Hitze, Staub, Verwesungsgeruch erfüllten die Luft und legten sich dumpf auf die Schläfen.

Wir hatten uns um die Wasserstelle zusammengezogen und bildeten ganz von selbst ein Karree mit Front nach allen Seiten. Die Reiter nannten das Einnehmen dieser Formation im Dornbusch treffend: „Igel formieren."

Als wir uns umsahen, ob auch alles zur Stelle sei, vermißten wir das Sanitätsdetachement mit den Verwundeten. Die 9. Feldkompagnie war mit zwei Maschinengewehren noch bei ihm und deckte gleichzeitig rechte Flanke und Rücken; aber trotzdem waren wir einen Augenblick in größter Sorge. Wir wollten bereits nochmals nach rückwärts durchbrechen, um die Nachzügler zu holen, als zu unserer Freude der riesige Krankenwagen durch die Büsche ankam. Er sank im ungleichen, holprigen Boden bald mit den rechten, bald mit den linken Rädern tief in den Sand, so daß wir immerwährend befürchteten, er werde noch zu guterletzt mit allen Verwundeten, die darin lagen, umstürzen; doch gelangte er glücklich bis an das Karree. Die Ärzte banden sich ihre Schürzen um, die Operationstische wurden vor dem Wagen aufgebaut, und während die Schüsse ringsum einschlugen, waren die Männer der medizinischen Wissenschaft bemüht, die eben gerissenen Wunden wieder zu nähen, ausströmendes Blut zu hemmen, zersplitterte Knochen zu entfernen, unerträgliche Schmerzen zu lindern.

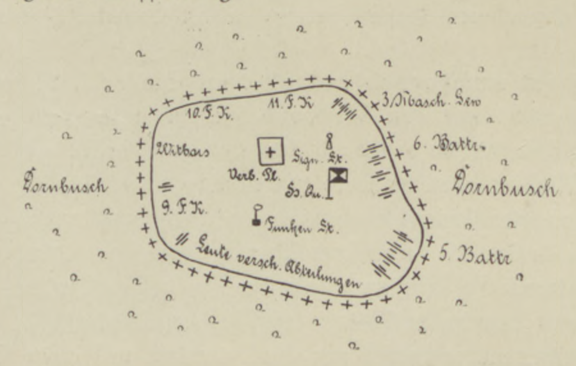
---

*) Im Berliner Tageblatt erschien unter dem Titel ‚Aus dem Tagebuch eines Schutztrupplers' eine Reihe lebenswahrer Artikel, denen dieser Absatz entnommen ist.

Unwillkürlich geriet man ins Philosophieren. War der Krieg nicht etwas Furchtbares? Lag nicht etwas Unsinniges darin, daß hüben und drüben Menschen, die sich nie gesehen, aufeinander schossen, um sich die Glieder zu zerschlagen, während andere Männer alle Künste daran wendeten, den verletzten Körpern die Gesundheit wiederzugeben? Auf dem Gefechtsfeld, wenn die aufgepeitschten Nerven nach stundenlanger Spannung sich nach Ruhe sehnen, gleitet wohl die Phantasie hinüber in das Land Utopia, wo es keine Kriege mehr gibt und wo — die Menschheit im ewigen Frieden erschlafft.

Als es dunkel wurde, ließ das Feuer allmählich nach. Wir vermuteten, daß der Feind uns noch in der Nacht oder spätestens am nächsten Morgen angreifen werde. Es wurden Dornbüsche gekappt und als Verhau ringsum geschichtet; für die Geschütze ließen wir dazwischen freie Lücken. Während dieser Arbeit hörten wir lautes Viktoriaschreien von rückwärts; wir antworteten und sahen bald die 9. Feldkompagnie mit den beiden Maschinengewehren in langer Schützenlinie durch die Büsche herankommen.

So war denn die ganze Abteilung versammelt. Als ich längs der Karreeseiten herumging, um Verluste und Munitionsbedarf festzustellen, notierte ich folgende Aufstellung:



Etwa um 7³⁰ abends fielen die letzten Schüsse. Die Nacht sank auf den Buschwald herab. Innerhalb des Karrees lagen unsere 12 Toten und 33 Verwundeten; von der 11. Feldkompagnie waren 18 Prozent außer Gefecht gesetzt, darunter alle Offiziere; die 10. Feldkompagnie, welche mit 50 Mann ins Gefecht getreten war, hatte 22 Prozent Verluste erlitten! Dabei hatten die Leute der 10. Feldkompagnie so ruhig geschossen, daß in zehnstündigem Kampf nicht mehr als 45 Patronen pro Mann verbraucht worden waren! Die Zahlen sprechen für sich und sagen dem Fachmann mehr über die Haltung unserer Mannschaften, als viele Worte.

Der Feind hatte mit den verschiedensten Schußwaffen auf uns gefeuert: Aus allen Gewehrmodellen von der veralteten Steinschloßflinte bis zum modernsten Hinterlader; mit angefeilter Munition, gehacktem Blei, mit Schrot und sogar mit Sprenggeschossen!

Gegen 7 Uhr abends kam ein Funkspruch der Abteilung v. d. Heyde; sie hatte eine Vley 15 Kilometer nordöstlich Hamakari erreicht und mit Artillerie auf Staubwolken gefeuert, die nach dem Waterberg zogen, dann aber ihre Artillerie wegen Munitionsmangels auf die freie Ebene zurückgenommen; Heyde wollte erneut vorstoßen, um Anschluß mit uns zu gewinnen.



Artillerie am Waterberg

Doch weder Abteilung v. d. Heyde noch Abteilung Deimling traf bei uns ein. Wir selbst waren durch den langen Kampf und die hohen Verluste in unserer Bewegungsfähigkeit gehemmt; wir glaubten noch rings um uns den Orlog des Feindes zu haben, und es war nicht möglich, aus einem solchen Buschgefecht zu beurteilen, wie stark der Feind erschüttert sei.

Wir lagen im Dunkel ohne Biwakfeuer hinter unseren Verhauen, wachten, warteten und froren. Funkenstation und Signallicht arbeiteten unaufhörlich, um Klarheit über die Lage zu gewinnen.

Gegen ½12 Uhr nachts kam eine Meldung von Heyde: Er war

beim Vordringen auf Hamakari in dichtem Busch angegriffen worden und hatte beim Einbruch der Dunkelheit zurückgehen müssen. Auf erneuten Befehl, nochmals vorzugehen, kam die Antwort, daß dies bei dem Zustande, in dem sich die Abteilung befinde, nicht möglich sei.

So schien denn der erste Tag nur halben Erfolg gebracht zu haben. Wir waren daher der Ansicht, daß der Feind bis jetzt keineswegs geschlagen sei, und daß uns für den nächsten Tag die Hauptarbeit bevorstehe.

Doch nachts um 2 Uhr kam die Meldung, daß Abteilung Deimling die Station Waterberg erstürmt habe und noch an diesem Morgen auf Hamakari heranmarschieren werde! Hierdurch war die Lage völlig zu unseren Gunsten verändert; denn aus dieser Nachricht ging hervor, daß der Widerstand des Feindes erlahmt war, und daß nur eine unserer Abteilungen, und zwar die schwächste, für die Kämpfe des nächsten Tages ausfiel, während alle anderen Kolonnen den Sieg vollenden und die Verfolgung des geschlagenen Gegners aufnehmen konnten.

Gegen alle Erwartung verstrich die Nacht völlig ruhig; nicht ein Schuß fiel. Umsonst suchten viele spähende Augenpaare die Büsche um uns her nach anschleichenden Schützen ab.

Wenn der Wind von Osten wehte, klang Rinderbrüllen herüber; wir hatten den Eindruck, als ziehe der Feind in Massen nach Südosten.

Im Lager hörte man den regelmäßigen Schritt der Posten, wohl auch ein leises Flüstern der Leute, die sich gegenseitig wach hielten; vom Verbandplatz klang hin und wieder ein Stöhnen und Wimmern durch die Nacht, Laute, wie sie ein Mensch in furchtbaren Leiden, in tiefster Qual ausstößt.

Ein Reiter, dem ein Schuß den Unterleib durchbohrt hatte, lag im Sterben und lallte wirr vor sich hin; doch hin und wieder kamen Worte aus seinem Munde, in denen sein ganzer hilfloser Jammer lag, sein Sehnen nach einer fernen, lieben Hand, die ihm die Augen nicht zudrücken konnte — er rief: „Mutter, — Mutter!“

Dreizehntes Kapitel.

Auf dem Fluchtweg der Hereros.

Als sich die Morgendämmerung durch das Buschwerk stahl, griffen die müden, hungernden, frierenden Soldaten zu ihren Waffen und rüsteten sich zu neuem, blutigem Tagewerk. — Doch im Hakiesbusch um unsere Dornschanzen blieb alles still. War's eine Kriegslist? Oder hatten unsere gestrigen Kämpfe die Kraft des Feindes schon völlig gebrochen?

Vorsichtig drangen Patrouillen in das Dickicht ein, — sie fanden keinen Herero mehr vor, der Gegner war abgezogen: Alle Spuren führten nach Südosten zum Omuramba.

Gegen 10 Uhr vormittags sahen wir eine große Staubwolke über die Steppe von Norden heranziehen. Aus dem Dornbusch trat ein Reitertrupp, und dieser Spitze folgte die ganze Abteilung Deimling in kampfbereiter Kolonne. Freudig wurde die Verstärkung begrüßt; Offiziere, die sich kannten, eilten aufeinander zu und erzählten sich in gedrängter Kürze ihre Erlebnisse. Beide Abteilungen lagerten dicht nebeneinander auf dem Gefechtsfeld von Hamakari. Oberst Deimling war an diesem Morgen von Station Waterberg aus mit seinen Reitern quer über das ebene Buschgelände gezogen, auf dem schon seit Monaten das ganze Hererovolk eng vereinigt gestanden hatte, ohne einen Gegner anzutreffen. Nur wenige Schüsse waren von Versprengten abgegeben worden.

So viel war mithin klar: Am Waterberg wollte der Feind keinen Widerstand mehr leisten, er war in Eile geflüchtet, hatte schwere Verluste erlitten, suchte andere Gegenden zu erreichen, wo sein Vieh Wasser fand, und wo er sich vor unseren Gewehren sicherer glaubte. Aber wohin führte sein Fluchtweg? Die Ansichten hierüber waren geteilt; wir kannten das Land noch zu wenig, um sicher sagen zu können, wo die Hereros wieder Halt machen würden. Sie schienen offenbar nach einheitlichem Plane zu ziehen, — ob aber längs des Omuramba nach Nordosten,

oder über den Omuramba hinweg an die Grenze der furchtbaren Omaheke, war noch nicht zu übersehen. Wir nahmen das erstere, für uns Ungünstigere, zunächst als das Wahrscheinlichere an: Estorff erhielt daher den Befehl, sich mit der Abteilung v. d. Heyde zu vereinigen und dann Omuramba-abwärts, in Gegend Omatupa, den fliehenden Hereros vorzulegen. Auch Kolonne Volkmann wurde nach dem Omuramba vorgezogen.

Die beiden Abteilungen Deimling und v. Mühlenfels sollten hingegen dem flüchtenden Feinde unmittelbar auf der Spur folgen. Das Hauptquartier schloß sich ihnen an. Der Vormarsch wurde erst für den nächsten Tag festgesetzt, denn unsere Leute und die halb verhungerten Tiere bedurften vorher einiger Ruhe; auch sollte die Lage noch etwas besser geklärt werden, bevor wir den Marsch ins Ungewisse antraten. Nur ein einziger Landeskundiger, Melchior mit Namen, hatte die Gegend, in die wir nun vordringen wollten, schon durchzogen. Er war sehr zweifelhaft darüber, ob wir genügend Wasser finden würden. Doch solche Bedenken durften uns nicht abhalten, zum mindesten den Versuch einer unmittelbaren Verfolgung auf der Spur des Feindes zu wagen. Also blieb es beim Vormarsch für den 13. August!

Wir besahen uns das Gefechtsfeld. Der Feind hatte seine Verwundeten mitgenommen, doch die Toten lagen noch vor unserer Front so, wie sie im Feuer zusammengebrochen waren.

Einem schön gewachsenen Herero hatte ein Schrapnel den Unterleib zerrissen, die Gedärme hingen heraus; ein Fliegenschwarm flog auf, als wir näher traten.

Ein anderer Eingeborener, in guten Kordanzug gekleidet, lag mit angezogenen Beinen auf der Seite; im Todeskrampf hatte er die Hand in den Boden gekrallt; kaum sah man über dem Herzen den kleinen Einschuß, den die todbringende Kugel gebohrt hatte.

Ein großer, breitschultriger Kerl, mit brutalen Gesichtszügen, lag platt auf dem Rücken und hatte die Arme nach beiden Seiten gereckt; er trug nur Hemd und Hose, war barfuß, und der Kopf ruhte auf einem zusammengeknüllten Schlapphut, an dem eine zerknickte Straußenfeder steckte. Von Schulter zu Schulter reihte sich Schuß an Schuß, — er war in das Strichfeuer eines Maschinengewehrs geraten!

Mit klaffendem Schädel war ein junger Herero nach vorn in den Busch gefallen, das Gehirn war nach allen Seiten gespritzt.

Daneben lag ein anderer, den Kopf wie im Schlafe seitlich auf den Arm gelegt; das Geschoß war ihm durch die Lunge gedrungen; der Gesichtsausdruck war zu einem verzerrten Lächeln erstarrt.

Auf die Körper der dicht vor unserer Linie gefallenen Feinde hatten unsere Leute schon Sand geworfen; aus einem solchen Erdhügel ragte das Stück eines hageren, nackten, braunen Armes und eine knöcherne Hand hervor; die Finger waren leicht gekrümmt, als habe der Sterbende beim Niederstürzen haltsuchend nach den Ästen gegriffen.

* * *

Im Lager begann ein reges Leben. Die Pferde und Maultiere wurden zum Wasser geführt; als die halb verdursteten Tiere das kühle Naß witterten, waren sie kaum zu halten und soffen in langen Zügen aus den vorgehaltenen Tränkeimern. Die Mannschaften zündeten Feuer an, kochten und brieten. Patrouillen gingen und kamen; auf Bäumen kauerte da und dort ein Posten und spähte aufmerksam vor sich in den Buschwald, um uns vor Überraschung zu schützen.

In weitem Umkreise war jeder Grashalm abgefressen; hier hatten die Rinder des Feindes lange geweidet, weil dieser in den letzten Monaten nicht mehr gewagt hatte, sie weiter südwestlich in Richtung auf unser Lager und auf unsere Kolonnen vorzutreiben. Das hungrige Vieh hatte sogar die dürftigen Blättchen und Zweigspitzen der stachligen Hakiesbüsche, sowie die trockene, spröde Rinde von den verkrüppelten Bäumen genagt.

Unsere Pferde und Maultiere fanden nichts — buchstäblich nichts mehr vor. Glücklicherweise war noch auf unseren Wagen ein klein wenig Hafer, vielleicht 1—2 Pfund für jedes der Tiere; das war alles, was wir ihnen bieten konnten! Schon seit Wochen war ihre Nahrung dürftig gewesen, sie sahen zum Teil bedauernswert abgemagert aus, jede Rippe zeichnete sich deutlich ab, und die Hüftknochen an der Kruppe standen ihnen so eckig heraus, daß man schier den Schutztruppenhut daran hängen konnte.

Dennoch sollten uns diese kraftlosen, verhungerten Tiere durch den tiefen Sand hinter dem Feinde hertragen, wenn es nun zur Verfolgung ging; denn das stand jetzt unbedingt fest: Nur durch eine gründliche Verfolgung des geschlagenen Gegners konnte man ihn endgültig niederwerfen.

War diese Verfolgung wirklich noch notwendig? Es haben sich Stimmen erhoben, die sie für eine unnötige Grausamkeit erklärten. Sicherlich ist jede Verfolgung eine harte Maßregel; aber oftmals, und so auch

hier, war sie das kleinere von zwei Übeln, denn sie beendete den Krieg schneller und vielleicht weniger blutig, als ein lang ausgedehnter Kampf.

Man stelle sich vor, wir hätten aus falscher Humanität überhaupt nicht verfolgt; — dann hätte der fliehende Feind, statt den Widerstand aufzugeben, sich abermals gesammelt und organisiert. Unseren Mangel an Nachdruck würde er lediglich für Schwäche gehalten haben; dadurch ermutigt, hätte er sich zu neuem energischem Kampfe erholt und gerüstet. Dann gab es nach Monaten neue Gefechte, neue Hin- und Hermärsche, wiederum wochenlanges Liegen und Warten im Feldlager, während Typhus und Skorbut, Herzkrankheiten und Malaria die Reihen lichteten. Dann zog sich der Krieg unabsehbar in die Länge, — um jeden Herero, den wir geschont hatten, fiel nun ein deutscher Soldat; — und schließlich mußten wir doch noch mit Waffengewalt den Feind niederringen. Statt durch Durst und Not fielen die Gegner durch das Blei der Geschosse. Eine energische Verfolgung war daher menschlicher als ein langwieriger Kampf, bei dem beide Kriegführenden langsam verbluteten!

* * *

Unsere Toten wurden innerhalb des Lagers in einer Reihe an die Erde gelegt; ein breites, tiefes Grab wurde geschaufelt, in das wir sie nun sorglich betteten. Es war eine traurige Pflicht.

Dann traten unsere Leute still und ernst im Karree um die letzte Ruhestätte der Tapferen an. Schön und feierlich, packend und ergreifend war es, wie nun der Oberkommandierende eine markige Ansprache hielt, wie die Reiter ihre Hüte herabnahmen und mit gesenktem Haupt zum Vaterunser die Hände falteten. Drei Salven brausten über unsere Köpfe hinweg.

Erschütternd ist solch ein Begräbnis auf dem Schlachtfeld, wenn man auf ewig Abschied nimmt von Kameraden, die noch am Vortage frohen Mutes, frisch und unverzagt neben uns vorgeritten waren, — wenn angesichts des Todes das Bewußtsein wach wird, daß einen jeden von uns gar bald das gleiche Schicksal ereilen könnte! Das deutsche Kriegslied: „Ich hatt' einen Kameraden" — ist darum wahrhaft tief und echt aus dem Gemütsleben der kämpfenden Soldaten geschöpft.

Am 13. August, 6 Uhr früh, traten wir zur Verfolgung an.

Voraus eilten die Witbois und ein Pionierzug; sie sollten aufklären, nach Wasser suchen und die Wasserlöcher in stand setzen. Leider war kein Dynamit vorhanden, um Felssprengungen auszuführen.

Die Truppen marschierten ab. Es war ein langer, langer Zug, der auf der Spur des fliehenden Feindes vorging: Voran Abteilung Deim-

ling, dahinter, des Wassermangels wegen mit großem Abstand, Abteilung v. Mühlenfels. Das Hauptquartier ritt beim Gros der vordersten Abteilung.

Die Pad bestand aus weichem, pulverartigem, trockenem Sand, in dem die Pferde bis über die Knöchel einsanken. Nur mit großer Mühe schleppten die müden Zugtiere Geschütze und Wagen vorwärts, deren Räder tiefe Furchen zogen. Die Fahrer und Treiber munterten Maultiere und Treckochsen durch fortwährendes Schnalzen und Brüllen, durch unausgesetztes Knallen der Peitschen zum Ziehen an. Eine dicke Staubwolke hüllte uns ein und stieg in der trägen, schwülen Luft fast senkrecht empor.

Wohl 100 Meter breit zeichnete sich der niedergetretene Fluchtweg des Feindes ab. Hier war das ganze Volk mit Wagen und Tausenden von Tieren, mit allen Weibern und Kindern, mit Greisen und Kriegsleuten in eiliger Flucht gezogen. Deutlich sah man die Beweise der verzweifelten, kopflosen Hast, mit der die Hereros davongeeilt waren, nur darauf bedacht, das Leben zu retten und aus dem Wirkungsbereich der „groten Rohre" zu kommen. Auf der Pad lagen Felle, leere Wassersäcke, Lederbeutel, Geräte, Kleidungsstücke, Schuhwerk und allerlei Gerümpel, das die Fliehenden weggeworfen hatten, um schneller fortlaufen zu können; unzählige Kalabassen, meist zerschlagen und unbrauchbar gemacht, leere Konservenbüchsen, Melktrichter und Omeiratöpfe*) waren auf dem Wege verstreut.

Wir fanden viele bleierne, dicke Ringe, wie sie die Hererofrauen um die Fußknöchel tragen; man konnte beobachten, wie sich die Besitzerin widerstrebend allmählich von einem Stück nach dem anderen getrennt hatte, da der Schmuck durch seine Schwere an der Flucht hinderte. Schließlich hatte die Besorgnis vor Gefangenschaft über die Eitelkeit gesiegt, und auch der letzte Bleiring war geopfert worden! An einer Stelle lagen sogar sechs solcher Schmuckstücke auf einem Haufen. Sie hatten zusammen ein derartiges Gewicht, daß man sich sehr wohl vorzustellen vermochte, wie die Hereroschöne damit weder laufen noch gehen, sondern höchstens bedächtig über den Boden schlürfen konnte. Es war sicherlich die Frau eines Vornehmen gewesen, von der es die Stammessitte erforderte, sich derartig mit „Schmuck" zu behängen, bis sie nicht mehr imstande war, vernünftig zu gehen. Welche unsinnige Mode, die ihre Trägerin hinderte, sich frei zu bewegen, die sie zu körperlichem Unbehagen, wohl gar zu Schmerzen verurteilte! Doch wir wollen die afrikanische Modetorheit mit Milde betrachten; die Bleiringe ersetzten durch ihre Unbequemlichkeit den Hererodamen die zu fest geschnürten Korsetts der europäischen Mondainen.

*) Omeira: Gegorene Milch, das Lieblingsgetränk der Hereros.

Hin und wieder fiel rechts und links ein Schuß im Dornbusch, wenn unsere Patrouillen auf Nachzügler stießen. Von nennenswertem Widerstand war indessen keine Rede. Wir fanden wenig Tote auf dem Wege, aber mehrere frische Gräber. Einige alte Männer und Weiber, die bei der Flucht nicht mehr weiter gekonnt hatten, hockten mit angezogenen Beinen an der Erde und stierten uns stumpfsinnig und in ihr Schicksal ergeben an. Wir versuchten ein paar Hererokrieger zu fangen, um von ihnen Nachrichten über den Feind zu erhalten; doch flohen die mißtrauischen Schwarzen stets auf Anruf und schossen bei unserer Annäherung, so daß auch bei uns von der Waffe Gebrauch gemacht werden mußte.

Wir stießen auf einen mit allerlei Gerät vollbeladenen Wagen; er war wohl in großer Eile im Stiche gelassen worden, denn die Riemen, an denen die Zugochsen mit den Hörnern befestigt werden, waren durchschnitten und lagen in Stücken am Boden. Viel zurückgelassenes Vieh stand zu beiden Seiten der Pad in den Büschen; es schien sehr verhungert und verdurstet, die Rinder brüllten jämmerlich, und die Lämmer blökten unausgesetzt. Die sterbende Kreatur konnte uns jammern, doch wir vermochten ihr nicht zu helfen, wir hatten ja selbst nichts, und unsere eigenen Zug- und Reittiere litten bittere Not.

Manchmal konnte sich eines unserer treuen Pferde nicht mehr vorwärts schleppen und sank in die Kniee; dann sprang der Reiter schnell ab, richtete es mühsam auf und versuchte es am Zügel weiter zu schleifen; der Hintermann bewehrte sich mit einem kräftigen Zweig und trieb es an. Doch schließlich versagten dem totmatten Tier die Kräfte völlig, es blieb am ganzen Leibe zitternd stehen, wankte noch ein paar Mal hin und her und brach zusammen. Der Reiter nahm aus den Satteltaschen das wenige, was er noch besaß, vielleicht ein Beutelchen mit Reis oder ein Stück Wäsche, und stapfte nun zu Fuß keuchend und schweißbedeckt durch den tiefen Sand.

Die Hitze wurde unerträglich, die Zunge klebte trocken am Gaumen, und der feine Staub füllte Augen, Ohren, Nase und Mund. Gesicht und Hände waren wie mit einer dünnen, mehligen Schicht bedeckt, welche die Poren verstopfte und ein rauhes, unangenehmes Gefühl erzeugte, durch das die erschlaffende Glut zur Pein wurde. Wer noch ein paar Tropfen in der Feldflasche hatte, goß sie sich sparsam auf die Zunge und betäubte dadurch auf kurze Zeit die Empfindung des brennenden Durstes und der sengenden Hitze, die den ganzen Körper wie im Fieber hielt. Man ging wie durch Feuer. Die funkelnde Sonne, der wolkenlose, tiefblaue Himmel, die weißen, grellen Sandstreifen, die breite, unbewachsene

Pad und das flimmernde Licht über der Steppe blendeten die Augen, so daß man sie gesenkt hielt und zusammenkniff, bis man kaum noch die Kruppe des Vorderpferdes durch den Dunst und Staub zu erkennen vermochte.

Wir kamen an Wasserstellen. Meist waren sie bis zum letzten Tropfen geleert; der vor uns herziehende Feind hatte mit seinen Viehmassen das kostbare Naß aufgebraucht. Wo aber noch etwas Wasser nachgesickert war, da wurde es verpestet von den Leibern der Rinder, die sich, von Durstqualen gefoltert, hineingestürzt hatten und dort verendend lagen. Aus einem Wasserloch zogen wir acht Rinder heraus, indem wir große Stricke um ihre Hörner wanden. Zwanzig Mann zogen im Takt an und hoben die sterbenden Tiere bis über den Rand. Da blieben sie zuckend und stöhnend liegen und waren so entkräftet, daß sie nicht einmal mehr den Kopf zu heben vermochten. Nur noch die großen, brechenden Augen bewegten sich langsam, und ein dumpfes, keuchendes Stöhnen kam hin und wieder aus den gequälten Körpern.

omukazendu novanatye ve, na rire ty'a tungu otyihuro n'e tyi ruku mena romuna ue Hanok. Otyina hi tyitya tyitua, Adam tyandye ua ri nozombura esere rimue nomirongo vitatu. Nu Eva ua pa-



ndukire omuna omukuao, n'e mu ruku Seth, okutya: ngua yarukire moruveze ruaingui, ngu he tyi ri po. .

1. Eps. 133, 1. 3. Tara pe nouua nombuiro nai . . . .
2. Yak. 1, 20. Omazenge oomurumendu ka e . . . . .
3. Gen. 8, 21. Omerizemburukiro *nomapahero* oomutima uomundu oo ouvi ngaty'a zire koutiti ue.
4. 1. Sam. 16, 7. Omundu ma tara ku ihi, tyityi ri komurungu, nunguari Mukuru ma tara komutima.

Blatt aus der Hererobibel

Auf dem Grunde dieses Wasserloches fanden wir schließlich eine feuchte, widerlich riechende, modrige Schicht; sie wurde getrunken.

Auf dem Fluchtwege lagen zahlreiche Lämmer mit abgeschnittenen Köpfen. Die Hereros hatten sie auf diese Weise getötet, um sie für uns unbrauchbar zu machen, oder auch um das Blut auszusaugen, womit sie ihren Durst zu stillen versuchten.

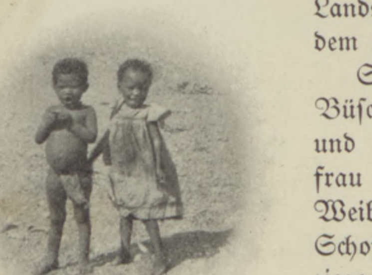
Wo wir hinsahen, nichts als Verzweiflung, Tod, Vernichtung.

Wir zogen weiter und kamen an verlassenen Pontoks vorbei. Ich kroch in eine der größten Hütten hinein, die eilig verlassen schien, denn Decken und Geschirr lagen umher, und fand darin mehrere Briefe und eine Hererobibel. Die Briefe waren älteren Datums und konnten keinen Aufschluß über den Aufstand geben. Als ich die Bibel öffnete, schlug sie sich ganz von selbst an einer Stelle auf, wo ein Holzschnitt die Er-

mordung des Abel durch seinen Bruder Kain darstellte. Die Seiten, auf denen das Bild stand, schienen besonders häufig betrachtet und gelesen zu sein. Warum hatte den Besitzer der Bibel gerade dieser Gegenstand so sehr angezogen, und was hatte ihm die Ermordung des Abel mit dem „Kirri" bedeutet? Ob wohl die Eingeborenen im stande sind, die Lehren des alten Testaments zu begreifen? Ob die Darstellung von Kämpfen aus einer vergangenen, ihnen unverständlichen Epoche, die Erzählungen einer ihnen unbekannten, unfaßlichen Kultur nicht eher geeignet sind, ihre Köpfe zu verwirren? Vielleicht empfiehlt es sich, ihnen erst nur das zu bringen, was sie begreifen können: Die herrlichen Lehren der christlichen Liebe aus dem neuen Testament. Für die Züge Israels und die Wunder der Propheten ist ihr Verstand wohl erst nach Generationen reif. Man denke an Hendrik Witbois religiösen Wahn und an seines Volkes Vertrauen zum Propheten „Stuermann"!

Der Fluchtweg wurde breiter und unregelmäßiger. Immer mehr sterbendes Vieh stand in den Büschen, die Anzeichen der Panik beim Feinde wurden immer deutlicher.

An einem Wasserloch saß ein etwa 4 Jahre altes Hererokind und sah uns mit weiten, erstaunten Augen an. Wir mußten hier einen Augenblick halten; unsere Schutztruppler umstanden das Baby neugierig und überlegten, wie man es vor dem sicheren Dursttode retten könne. Schließlich meinte einer, — es war ein Badener, ein Landsmann von mir —: „Da müsse mer dem Kindle halt e Mutter suche."



Schnell liefen ein paar Reiter in die Büsche und brachten bald triumphierend und fröhlich lachend eine alte Hererofrau an, ein verhutzeltes, verschrumpeltes Weibchen, dem sie das Kind auf den Schoß setzten. Dann holten sie eine Milchziege herbei, und ein Sachverständiger begann sie zu melken. Das schlappe Euter gab etwa einen Viertel Becher voll; den gaben sie dem Kinde. Sie banden der Ziege einen Strick um den Hals und steckten das Ende des Stricks dem Hereroweib in die Hand.

Es war ein hübscher Anblick: Die alte, über das ganze Gesicht lachende Hererofrau, das Kind und die Milchziege; davor unsere Soldaten, die sich über das friedliche Bild freuten. —

Als wir noch ruhend lagen, fielen plötzlich von rechts rückwärts Schüsse,

und ein starkes Gewehrfeuer brauste über unsere Köpfe hinweg. Rasch schwärmten die Leute aus, ein Maschinengewehr wurde in Stellung gebracht, und wir begannen gleichfalls zu schießen, als auf einmal die langgedehnten Töne des Signals „Das Ganze“ — g‘, d‘, g“, h“ -- über die Steppe klangen! Ein Offizier kam im Galopp angesprengt und schrie: „Nicht schießen! Victoria! Hier sind unsere Truppen!“ Fast hätten sich die beiden deutschen Abteilungen gegenseitig bekämpft.

Wie war das gekommen? Kolonne v. Mühlenfels hatte sich bei ihrem Vormarsch der ruhenden Abteilung Deimling genähert und plötzlich von rechts und links vorwärts Feuer erhalten. Hereros, die offenbar versuchten, hinter der vorderen Abteilung die Pad zu kreuzen, waren auf die Spitze der nachfolgenden Kolonne gestoßen und hatten geschossen.

Abteilung v. Mühlenfels wußte nicht, wie weit sie von Deimlings Kolonne entfernt war, und nahm den Kampf auf; die Schüsse gingen uns, die wir etwas weiter vorwärts in gleicher Richtung lagen, über die Köpfe hinweg. Die Hereros flohen. — Bei unseren Abteilungen waren glücklicherweise keine Verluste eingetreten. Auch das Maximgewehr hatte keinen Schaden angerichtet, denn als es sich auf die eigenen Truppen gerichtet sah, hatte das sonst so zuverlässige, brave, deutsche Maschinengewehr zur rechten Zeit — versagt!

Nur einmal erhielten wir von vorn die Meldung, daß der Feind Widerstand leiste; doch kam es nicht zu einem nennenswerten Kampf; es war anscheinend nur die Verzweiflungtat von Nachzüglern gewesen, die unsere Spitze aufzuhalten versuchten.

An ein paar Wasserlöchern hielten wir Rast. Es war Abend geworden, und endlich ließ die unerträgliche Hitze etwas nach. Doch was half es? Wir hatten weder den Feind erreicht, noch genug Wasser gefunden. Die Aussichten für den nächsten Tag waren sehr trübe.

Gefangene Weiber sagten aus, daß die Abteilung v. Mühlenfels bei Hamakari den Hauptkräften des Feindes gegenüber gestanden habe. Die Häuptlinge, worunter auch Samuel, hätten allerdings am Kampfe selbst nicht Teil genommen, sondern fern vom Schuß den Ausgang abgewartet und sich in Ruhe gepflegt, während ihre Orlogleute für sie und ihr Volk in den Tod gingen. Samuel selbst sei einer der ersten gewesen, die ausgerissen waren. Die Hereros wüßten selbst nicht, wohin sie sich wenden und was sie beginnen sollten. Ein Teil des Volkes, sowie auch verschiedene Häuptlinge hätten sich nach Erindi Endeka, einer großen Vley, wohl noch einen Tagemarsch von uns entfernt, begeben.

Diese Wasserstelle Erindi Endeka fanden wir nicht auf unseren Karten,

und niemand wußte, wo sie lag; die Gefangenen behaupteten, den Weg dorthin nicht zu kennen. Gewaltsam konnten wir ihnen den Mund nicht öffnen, denn es waren Weiber, und sie hätten uns wohl auch nur angelogen und in die Irre geführt. Eine ausgeschickte Patrouille kam unverrichteter Dinge zurück.

Eine der Gefangenen behauptete, die Hererohäuptlinge hätten die Absicht, nach Epukiro zu gehen. Das war weit! Die Aussicht, den Feind einzuholen, schwand immer mehr!

Die morastigen Löcher, an denen wir lagen, enthielten fast gar kein Wasser. Nur ganz langsam sickerte es unterirdisch nach. Für je acht Mann konnte etwa ein Kochgeschirr verteilt werden; für unsere Tiere war aber nichts mehr da. Mancher Reiter hat seine ganze Nachtruhe geopfert, um zu warten, bis wieder soviel zugelaufen war, daß er sich die Feldflasche mit dem trüben, lehmigen, faulig riechenden Wasser füllen konnte!

Frisches Fleisch war reichlich vorhanden, die Büsche standen ja voll von durstendem Vieh, aber es fehlte an Wasser zum kochen. Zur Zubereitung von etwas Reis und Tee hatte es knapp gereicht.

So heiß der Tag gewesen war, so frostig wurde die Nacht. Der Oberkommandierende ließ sich einen Reitermantel geben und legte sich unter einen Baum. Sorge um das Schicksal der darbenden Kolonne und die Kälte ließen ihn jedoch nicht ruhen. Er stand auf und ging durch das Lager. Dabei begegnete er einem Soldaten, der ihn im Dunkel nicht erkannte und ihn gemütlich ansprach:

„Kannst Du auch nicht schlafen?"

„Nein, es ist mir zu kalt."

„Hast Du vielleicht eine Cigarre?"

„Leider auch nicht —"

„Wollen wir uns Feuer machen?"

„Ja, ist denn Holz da?"

Der Soldat zeigte auf ein paar vertrocknete Stücke Ochsendünger, die am Boden lagen, und meinte: „Damit gehts auch." Er sammelte die Fladen zusammen; die Exzellenz und der Reiter setzten sich an das aufflackernde Feuer und wärmten sich. Allmählich kamen noch mehr Leute hinzu und hockten sich um die Glut herum. Alle waren ziemlich einsilbig, müde und verdrossen. Einer meinte, die ganze Verfolgung sei eine zuwidere Beschäftigung, — d. h. er drückte sich etwas drastischer landwirtschaftlich aus. Generalleutnant v. Trotha erwiderte, das sei auch durchaus seine Ansicht.

Schließlich kam ein Soldat in den Kreis, der den Kommandierenden

trotz des Reitermantels und trotz des unsicheren Lichtes erkannte und vor ihm still stand.

Der Nebenmann fragte: „Was machst Du denn für Zicken?"

„Menschenskind", raunte der, „halte doch die Schnauze, das ist ja Ex'lenz!"

Alle sprangen auf und machten ihre Ehrenbezeugung. Dann setzten sie sich wieder ans Feuer und schauten bedächtig in das Spiel der Flammen.

* * *

Alle Führer beschäftigte in dieser Nacht die bange Frage, was nun werden sollte. Patrouillen hatten allenthalben nur leere Wasserlöcher und abgegraste Weide gefunden. Wenn unsere Tiere noch einen Tag hungern und dursten mußten, so war sicherlich die Verfolgung nicht mehr weiter durchzuführen, denn zu Fuß konnten wir in der Steppe die Wilden nicht einholen: Die Geschütze blieben liegen, die Wagen mit Proviant vermochten nicht zu folgen. Hierzu trat die Besorgnis, daß auch am dritten und an den weiteren Tagen die Wasserstellen leer gefunden würden. Was dann? Konnte man darauf rechnen, mit der Kolonne einen Platz zu erreichen, wo sie wieder zu Kräften kam? Die Menschen mochten noch viel aushalten, — aber die Zug- und Reittiere? Waren sie erst einmal durch Strapazen und Übermüdung zusammengebrochen, so konnte es Monate dauern, bis die Truppen wieder kriegsbereit waren, bis der Ersatz für die gefallenen Tiere von der Küste herangeschafft, eingefahren, zugeritten, an die Weide gewöhnt war.

Wenn man wenigstens für alle diese Einsätze an Entbehrungen und Verlusten eine Aussicht gehabt hätte, den Feind binnen Kurzem zu stellen, zum Kampfe zwingen oder gefangen nehmen zu können! Aber nach den bisherigen Erfahrungen war es mehr als zweifelhaft, ob dies gelingen werde. Die Hereros schienen ohne Halten einem fernen Ziel zuzulaufen und sich überall bei unserem Erscheinen in die Büsche zu verlieren! Mit den wenigen Nachzüglern, die wir erschöpft auf dem Wege fanden, war uns nicht gedient; — die Kräftigsten, den Orlog, die Krieger mußten wir unschädlich machen, dann erst konnte man den Feldzug als beendet ansehen.

Alle diese Erwägungen führten zu dem Entschluß, die Verfolgung für den Augenblick abzubrechen und die Abteilungen Deimling und v. Mühlenfels so schnell als möglich nach Hamakari zurückzuführen, um die verdursteten Tiere vor der völligen Erschöpfung zu bewahren. Dann sollte eine neue Verfolgung des geschlagenen Gegners in großem

Stil, auf breiter Basis angesetzt und bis zur letzten Kraft durchgeführt werden!

Diesem Entschluß entsprechend kehrten wir in der Nacht vom 13. zum 14. August gegen 2 Uhr früh um und gingen nach Hamakari zurück!

Um die Pferde zu schonen, liefen wir meist zu Fuß. Unablässig zerrten wir die müden Tiere vorwärts, denn es galt der Sonnenglut, die mit dem anbrechenden Tage kommen mußte, ihre Opfer abzujagen. Alles strebte in Eile dem Wasser von Hamakari wieder zu.

Dieser Nachtmarsch wird allen, die ihn mitgemacht haben, unvergeßlich bleiben. Die Leute waren müde, hungrig und verdurstet, sie mußten im tiefen Sande sich und ihre Pferde schleppen. Immerfort stürzten Tiere hin und wurden mit Schlägen auf- und weitergetrieben. Die Äste der Dornbüsche rissen uns Hände und Gesicht blutig, die Luft war von Kadavergeruch erfüllt, denn der Weg war mit verendeten Tieren besät. Wir stiegen über viele tote Rinder hinweg, deren Bäuche von Verwesungsgasen dick aufgebläht waren.

In den Büschen blökte und brüllte sterbendes Vieh. Aus weiter Umgegend schienen alle Schakale und Hyänen von dem durchdringenden, scharfen, eklen Leichengeruch angezogen worden zu sein, ihr Heulen und Winseln scholl schauerlich in die Nacht hinaus. Scharen von Aasgeiern flogen bei unserem Näherkommen auf und stießen wieder auf ihre Opfer nieder, wenn wir vorbeigezogen waren.

Einzelne Reiter konnten nicht mehr vorwärts, Kameraden stützten sie und schleppten sie mit sich, denn wer zurückblieb, war verloren.

Einmal hieß es, wir hätten uns verirrt; die Kolonne stockte, und die Spitze suchte im Dunkel die Spur. Doch fand sich Melchior, der uns führte, glücklicherweise wieder zurecht, und bald ging es weiter.

Der Höchstkommandierende zog sein Pferd am Zügel wie jeder Reiter. Ein Mann des Hauptquartiers schrieb später: „Auf der Pad bat mich jemand um ein Stückchen Brot, da ich doch beim Stabe sei, und der, wie die meisten meinten, immer noch etwas habe. Ich mußte leider bedauern, obwohl ich ihm gern ausgeholfen hätte, Brot hatte ich selbst ja schon lange nicht mehr gesehen.“ *)

Als es Morgen wurde, erreichten wir eine Lichtung, in der eine verlassene, halb zerstörte Farm stand. Wir rasteten kurze Zeit in völliger Erschöpfung; dann zogen wir weiter, denn wieder begann die Sonne brennende Glut über das Land zu gießen. Noch so sehr mochte man versuchen,

*) Gegen die Herero 1904/05. Tagebuchaufzeichnungen von Max Belwe. Mittler und Sohn. Berlin.

die Gedanken auf andere Dinge zu richten, sie kehrten immer wieder zu der einen Frage zurück, wann wir endlich zum Wasser gelangen und den Durst stillen könnten — und zu der einen Sorge, ob es wohl gelingen werde, das müde Pferd bis zur Wasserstelle zu bringen.

Wir versuchten trotz allem, auch noch Rinder und Schafe, die zu beiden Seiten des Weges umherstanden, vor uns her zu treiben, um davon zu retten, was zu retten war. Einige hundert Tiere sind auf diese Weise tatsächlich geborgen worden.

Ich sah an einem Busch einen Reiter sich ganz verzweifelt um sein gefallenes Pferd abmühen; er schien das Tier innig zu lieben, rief ihm allerlei Koseworte zu, stützte ihm die Vorderbeine, zog es hoch, feuerte es an; doch war alles vergeblich. Man mußte ihn fast gewaltsam wegbringen, da er das verendende Roß nicht im Stiche lassen wollte.

Endlich, um 1 Uhr nachmittags, erreichten wir die Wasserlöcher von Hamakari! — Nun wurde getrunken, — getrunken, und den Tieren so lange Wasser gereicht, bis alle satt waren.

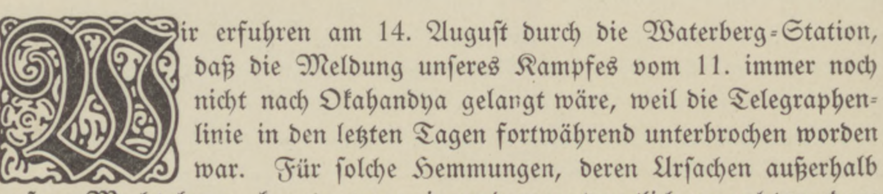
Die Bagage des Hauptquartiers war von Ombuatjipiro eingetroffen. Wir schlugen auf dem Gefechtsfeld rasch die Zelte auf; die Truppe mochte ruhen, doch die Federn des leitenden Stabes waren unausgesetzt tätig, um die Befehle aufzusetzen, nach denen die große Verfolgung ausgeführt werden sollte. Verpflegung und Munition für die Feldtruppe, Hafer für die Pferde und Maultiere, Gas für die Funkenstationen, Sauerstoff für die Signal-Apparate, Verbandzeug für die Verwundeten, Ersatz für die Verluste an Menschen und Tieren waren heranzubeordern und zu verteilen. Jede Kolonne mußte ihren Auftrag erhalten, die Signallinien waren neu zu legen, für Aufklärung, Verbindung war zu sorgen:

Wir schrieben und schrieben bis in die sinkende Nacht.



Vierzehntes Kapitel.

Siegespatrouille.



Wir erfuhren am 14. August durch die Waterberg-Station, daß die Meldung unseres Kampfes vom 11. immer noch nicht nach Okahandya gelangt wäre, weil die Telegraphenlinie in den letzten Tagen fortwährend unterbrochen worden war. Für solche Hemmungen, deren Ursachen außerhalb unserer Macht lagen, konnte zwar niemand verantwortlich gemacht werden; gleichwohl waren sie sehr peinlich. Denn ob die Heimat für die außerordentlichen Schwierigkeiten unserer Nachrichten-Verbindungen und für die hierdurch bedingte Verzögerung aller, selbst der wichtigsten Mitteilungen Verständnis haben würde, wußten wir nicht.

Unsere Siegesdepesche enthielt, obwohl sie so knapp wie möglich gefaßt war, im Ganzen 300 Worte und 40 Zeichen. Davon mußten etwa 50 Namen und Zahlen von jeder Empfangsstation wiederholt werden, um Fehler zu vermeiden; mehrere Stationen besaßen auch nur eine Signallampe! Daher beanspruchte die Weitergabe dieser einen Depesche von Station zu Station mindestens sechs Stunden Zeit, — vorausgesetzt, daß die Witterung so lange klar blieb, und daß die übermüdeten Signalisten sechs Stunden ohne Pause arbeiten konnten.

Die Depesche mußte folgenden Weg gehen: Von Station Hamakari zur Station Waterberg, von dort durch Lichtspruch nach Ombuatjipiro, von da auf gleiche Art nach Station Erindi Ongoahere; diese hatte nur nachts Verbindung mit dem Okangawaberg; dann ging die Meldung weiter zur Signalstation Owikokorero, diese blitzte sie nach Otjosasu, die Signalhöhe von Otjosasu hatte Lichtverbindung mit dem Kaiser-Wilhelmberg bei Okahandya, und von hier lag ein Verbindungsdraht nach dem Etappenkommando. Dieses telegraphierte nach Swakopmund, und von dort übermittelte des unterseeische Kabel die Depesche schließlich nach Deutschland! In Wirklichkeit hat auf solche Weise die Nachricht vom Gefecht am Waterberg vier Tage gebraucht, bis sie die Heimat erreichte!

Später kamen uns Klagen zu Ohren, daß in der ersten Depesche nur die Namen der gefallenen Offiziere, nicht aber auch die der Mannschaften, gemeldet worden wären. Die Eltern der Mannschaften, so wurde etwa ausgeführt, hätten doch ein gleiches Recht gehabt, möglichst bald über das Schicksal ihrer kämpfenden Söhne unterrichtet zu werden. Angesichts des tiefen, psychischen Moments in diesem Vorwurf, — dem Hinweis auf die bangenden Herzen der Mütter, — möchte ich darauf zurückkommen.

Es lohnt, der Frage näher zu treten, nicht etwa um nachträglich in eine gänzlich zwecklose Polemik zu verfallen, sondern um an einem Beispiel zu beweisen, wie schwer es ist, aus weiter Ferne über die tatsächlichen Verhältnisse ein zutreffendes Urteil zu gewinnen. Ich bitte, diese Äußerung nicht als Vorwurf zu betrachten, den zu erheben mir fern liegt, denn das Recht der Kritik darf niemand verkümmern; nur möchte ich die Schwierigkeiten der Kritik über ferne afrikanische Vorgänge einmal an einem praktischen Fall näher beleuchten.

Von den 300 Worten der Depesche hätten sich nämlich nur 22 sparen lassen, wenn man die Namen der Offiziere weggelassen und dafür Zahlen gesetzt hätte, wie bei den Mannschaften. Wie aber, wenn man dagegen die Namen der 93 am Waterberg gefallenen und verwundeten Reiter dem Telegramm hinzugefügt hätte?

Zunächst ist dabei zu beachten, daß wir die Namen der Gefallenen am 12. August selber noch nicht kannten, weil die Abteilungen damals noch zu weit auseinander waren. Die genauen Verlustlisten trafen erst am 15. August im Hauptquartier ein.

Wenn wir aber davon absehen und annehmen wollen, die Namen aller Gefallenen und Verwundeten seien dem Hauptquartier schon am 12. August bekannt gewesen, so bleibt zu bedenken, daß es bei Offizieren genügte, den Namen anzugeben, da Verwechslungen ausgeschlossen waren, während man bei jedem Reiter den Vornamen, den Heimatsort und Kreis hätte hinzufügen müssen. Da sich bei den Mannschaften viele Namen wiederholen, so hätte es ohne solche Erläuterungen zu sehr bedauerlichen Irrtümern kommen können; alle Eltern von Reitern, die den gleichen Namen wie einer der Gefallenen oder Verwundeten trugen, wären in schwere Sorge und bange Zweifel geraten. Gerade das Gegenteil von dem, was man bezweckte, wäre dadurch entstanden: Trauer und Bestürzung, statt der beabsichtigten Beruhigung.

Ich habe mir ausgerechnet, daß wenn man der Meldung die Namen aller gefallenen und verwundeten Reiter, nebst deren Vornamen, Heimatsort und ganz kurzen Angaben der Art ihrer Verwundung hinzu-

fügte, das Telegramm nicht weniger als 837 Worte mehr umfaßt hätte. Eine solche Depesche von 1137 Worten und Zeichen würde aber unter diesen Umständen mindestens 11 Tage (statt 4) gebraucht haben, um Deutschland zu erreichen! Die Heimat hätte den Sieg vom 11. — erst am 22. erfahren! —

Wir waren am 15. August immer noch nicht in der Lage, uns davon zu überzeugen, ob das Siegestelegramm tatsächlich schon bis zum Etappenkommando gelangt sei. Es wurde daher beschlossen, gleich nach Eintreffen aller Berichte und der Verlustlisten, eine Offizierpatrouille mit allen wichtigen Nachrichten auf den besten Pferden nach Okahandya zu senden, um die überanstrengte Signallinie zu entlasten und sie für dringende Operationstelegramme frei zu bekommen. Wir wollten dadurch unter allen Umständen sicher sein, daß die Angehörigen unserer Schutztruppler von dem Schicksal ihrer kämpfenden Söhne so früh, als es die Verhältnisse gestatteten, Mitteilung erhielten.

Die Patrouille wurde mir anvertraut. Sie bestand aus acht Reitern. Am 16. August, vor Morgengrauen, verließen wir Hamakari und ritten auf Ombuatjipiro zurück. Da ich ja die ausgewählten „besten Pferde" der Abteilung hatte, wollte ich traben lassen, doch ergab es sich bald, daß die Tiere zu kraftlos dazu waren. Sie gingen nur Schritt. Das mitgeführte Packpferd war so mager, daß sich die Haut über den Knochen am Sattel wund scheuerte. Wir mußten oft absteigen und führen.

Wir ritten mit gespannter Aufmerksamkeit, stets die Hand an der Waffe, denn wir hatten ein Gebiet zu durchqueren, in dem sich Teile des bei Omuweroumue geflüchteten Feindes versteckt haben mußten. Häufig hörten wir das Gebrüll ziehender Rinderherden. Rechts von der Pad, etwa 200 Schritte entfernt, standen ein paar Hereros, die uns neugierig betrachteten. Sie waren bewaffnet; wir holten die Gewehre aus dem Schuh. Gern hätte ich ein kleines Privatgefecht geführt; doch unser Auftrag litt keinen Aufenthalt. Als der Feind nicht feuerte, eilten wir weiter so schnell wir konnten, im sausenden Schritt!

Wir kamen an der Stelle vorbei, wo Salzmann verwundet worden war, und sahen den Termitenhaufen wieder, auf welchem General v. Trotha am Morgen vor dem Waterberg-Gefecht gestanden hatte. Wie lange Zeit schien das alles zurückzuliegen, wieviel hatte sich inzwischen ereignet, — und in Wirklichkeit waren seitdem erst fünf Tage verflossen!

In Ombuatjipiro fanden wir die kleine Station wohl verschanzt. Die Hereros hatten sie nicht behelligt; einige Versuche, die zurückgelassenen Bestände an Vieh und Pferden zu stehlen, waren vereitelt worden.

Hier traf ich den katholischen Feldgeistlichen Weyer und den evangelischen Feldgeistlichen Schmidt, die im Bestreben, recht bald zur Feldtruppe zu gelangen, mit nur drei Begleitern bis hierher vorgedrungen waren. Die „schwarze Brigade", wie sich die Herren selber scherzend nannten, wollte noch weiter vorgehen; doch riet ich dringend davon ab; denn wenn auch der Feind meine acht Reiter in Ruhe gelassen hatte, so mochte er vielleicht bei noch schwächeren Patrouillen anderen Sinnes werden.

Eine Stunde saß ich mit den beiden liebenswürdigen Vertretern des geistlichen Standes zusammen, und berichtete ihnen von den Ereignissen der letzten Tage, während sie mir ihre bisherigen Erlebnisse zum Besten gaben. Einer der beiden, — aus paritätischen Gründen sage ich nicht welcher, — hatte noch wenig Bekanntschaft mit Pferderücken gemacht und litt nach dem letzten anstrengenden Ritt still aber schmerzlich an den Folgen solcher Extravaganzen.



Wie entzückt war meine Patrouille beim Anblick der herrlichen Weide von Ombuatjipiro! Die Pferde fraßen unaufhörlich, schmatzten und schnalzten, schnoben und wieherten. Sogar etwas Hafer gab mir die kleine Etappe. Wir machten beim Weiterreiten einen neuen verunglückten Versuch zu traben; die Tiere hatten jetzt zwar etwas im Magen, aber noch nichts in den Knochen.

Ich beschloß, nicht längs der alten Pad zu reiten, sondern den kürzeren und besseren Weg über Otutundu-Otjamongombe nach Okahandya zu wählen. Wir hatten vor, bei Osire in das Bett des Omuramba hinunterzusteigen. Waren Teile des Feindes südwestlich ausgebogen, so mußten wir dort auf sie stoßen.

Gegen Mitternacht hielten wir eine halbe Meile vor Osire in hoher, saftiger Weide und ruhten einige Stunden, während uns die Pferde emsig grasend umstanden. Feuer durften wir nicht anmachen; abwechselnd standen wir Posten.

Gegen 3 Uhr früh brachen wir wieder auf und näherten uns vorsichtig dem Tal. Ein eisiger Luftzug wehte uns aus der Tiefe entgegen. Ich lief mit zwei Reitern voraus, um nach Feuern des Feindes auszuspähen,

die übrigen führten die Pferde nach. Unser Plan war, im Bogen die feindlichen Werften zu umgehen oder, falls dies nicht möglich wäre, sie rasch zu durchreiten; im Dunkel würde uns schwerlich jemand getroffen haben.

Wir drangen in den dichten Busch ein, der dem Omuramba vorgelagert ist, und horchten angestrengt, — kein Laut! Wir kamen an eine Stelle, wo man einen Teil des Riviers übersehen konnte, — alles dunkel! Wir saßen auf und ritten über den steinigen Sand des Flußbetts, so daß die Hufe hell beim Aufschlag klangen, — kein Schuß!

Stundenlang zogen wir längs des Riviers westwärts. Vom Feinde war nirgends etwas zu bemerken. Der Zusammenhalt dieses Volkes mußte doch ein gewaltiger sein, daß es trotz der furchtbaren Niederlage, trotz der Panik in seinen Reihen, trotz der Hilflosigkeit seiner Lage, sich nicht völlig auflöste und zersplitterte, sondern nach gemeinsamem Plan in engem Haufen dem Sandfelde zustrebte! Seit Jahrhunderten geübter unbedingter Gehorsam gegen die Erbkapitäne hatte eine Unterordnung erzeugt, die keinen Herero wagen ließ, in anderer, als der befohlenen Richtung Rettung vor unseren Waffen zu suchen. Und dieser Gehorsam wurde Kapitänen entgegengebracht, die es unter ihrer Würde erachtet hatten, mitzufechten, während ihr Volk den letzten Verzweiflungskampf um seine Existenz führte!

In Otjikurume fanden wir Rittmeister Helm, der eine kleine Etappe in tadelloser Ordnung hielt. Die dort stationierten Herren wußten noch nichts von dem Gefecht am Waterberg. Meine Leute sah ich bald von den Etappenmannschaften umringt, die sie wißbegierig nach den Erlebnissen der letzten Tage ausfragten. Einer der Patrouillenreiter, der nicht mit im Gefecht gelegen hatte, war Hauptsprecher, erzählte in den lebhaftesten Farben von den gefahrvollen Kämpfen und wußte seine Berichte mit kühnen Ausschmückungen zu beleben. Wieviel Hereros er angeblich höchst persönlich totgeschossen hatte, habe ich wieder vergessen, aber es waren, glaube ich, eine ganze Menge.

Sobald uns die Pferde wieder tragen konnten, zogen wir weiter und kamen an einer Anzahl schöner und reichlicher Wasserstellen vorbei. Stundenlang ritten wir in herrlichem, meterhohem Grase und durchquerten hin und wieder einen waldartigen, saftig-grünen Busch. Hier war ein *guter* Teil der Kolonie, den unsere, dem Feinde nachdrängenden Truppen nicht kennen gelernt hatten; denn die Hereros vermieden die besten Gegenden des Landes, sie schienen ihnen für *unsere* Fechtart zu günstig. Lieber lockten sie uns in die Einöde, in den dichten Hakiesdorn, wo die *Natur* mit ihnen gegen uns kämpfte.

Wir mußten häufig absteigen; die kraftlosen Tiere wurden immer schlapper und stolperten bei jedem Schritt. Auf einmal sahen wir etwas braunes vor uns am Wege liegen; als wir näher kamen, schien es ein großer Ballen zu sein, der einem Transport aus der Ladung gefallen war. Neugierig öffneten wir den Sack und trauten kaum unseren Augen, — Hafer, gewiß und wahrhaftig Hafer! Wohl 50 Kilo der kostbaren Kraftnahrung hatte uns ein günstiger Zufall hier mitten in der Steppe auf den Weg gelegt!

Das war ein Fest für unsere Pferde!

Wir rasteten bei Omumborombonga, wo Gräber der Hererogrootleute am Fuße der hohen Bäume liegen. An den Stämmen sind die Gehörne der zu Ehren des Toten geschlachteten Ochsen befestigt; ein seltsamer, wild anmutender Schmuck für ein Grabmal! Das Wesen der Herero-Religion besteht im Grunde aus dem Kult der Ahnen; doch ist die Verehrung der gestorbenen Väter mehr auf Furcht, als auf Liebe gegründet, da der Herero glaubt, der Geist der Toten könne die Lebenden noch quälen und strafen, und ihnen allerlei Schabernack spielen. Die Geister spuken hauptsächlich wenn es dunkel ist (das tun, so viel ich weiß, die Geister bei allen Völkern), und wegen dieses Aberglaubens wagt sich der Herero zur Nachtzeit nur ungern vor seinen Pontok. Diese Gespensterfurcht war eine der Hauptgründe, derentwegen die Hereros nach Sonnenuntergang die Gefechte abbrachen!

Am 19. erreichten wir endlich Okahandya. 180 Kilometer hatten wir in $3\frac{1}{2}$ Tagen im Schritt durch tiefen Sand auf müden, klapperdürren Pferden zurückgelegt.

Ich brachte dem Etappenkommandeur, Major von Redern, die mitgegebenen Befehle und Depeschen. Ihn und seinen Adjutanten, Oberleutnant Starck, fand ich in schwerer, aufreibender Arbeit, deren Masse kaum zu bewältigen war. Das ganze Etappenwesen war von Grund auf reorganisiert; der Bahnverkehr war unter militärische Leitung gestellt und pünktlich und ordentlich geworden. Ein fortgesetzter Kampf mußte gegen zweifelhafte Elemente geführt werden, die, wie stets zu Kriegszeiten, aus aller Herren Ländern zusammenströmten, und in Swakopmund, oder längs der Bahn, skrupellos ihr „Glück" zu machen suchten. Diebstähle waren an der Tagesordnung; mit eiserner Strenge mußte dagegen eingeschritten werden. Bei der Länge der Etappenlinie und dem geringen Personal war das keine Kleinigkeit.

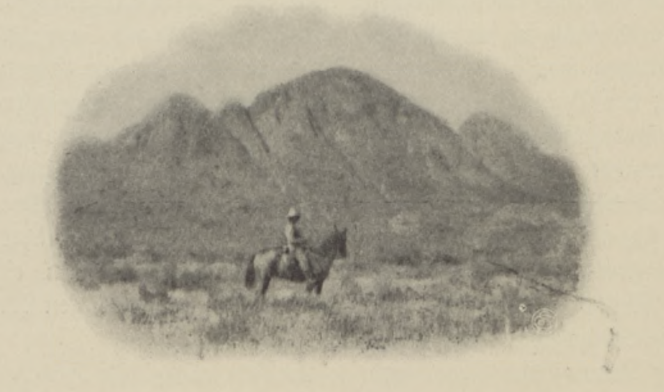
Der Leitung der Transporte legten sich ungezählte Hemmnisse in den Weg. Treiber und Eingeborene erwiesen sich als unzuverlässig, Gespanne

liefen fort, Rinderpest brach aus, Kolonnen blieben liegen, die Befehle zur Umleitung von Transporten konnten ihren Bestimmungsort nicht erreichen, es fehlte an Wagenmaterial, an Zugtieren, die einlaufenden Beschwerden und Wünsche waren zu sichten, das Notwendige vom Entbehrlichen zu trennen. Denn so mancher verlangte natürlich mehr, als er bekommen konnte, sah nicht die Schwierigkeiten, sondern nur das Bedürfnis seiner Person. Das Etappenkommando hat unausgesetzt gearbeitet und ist schließlich aller dieser Schwierigkeiten Herr geworden, mehr brauche ich wohl von ihm nicht zu sagen.

Am Bahnhof gab ich ein Telegramm an den B. L. A. auf, das mir Dannhauer mitgegeben hatte. Auch er, der einzige offizielle Kriegsberichterstatter, litt unter der Schwierigkeit unserer Nachrichtenübermittelung und mußte vielfach versuchen, durch Patrouillen oder durch besondere Gelegenheiten die neuesten Depeschen zu befördern. Schriftliche Berichte brauchten über einen Monat bis zur Heimat, also viel zu lange für unsere schnelllebige Welt.

Am nächsten Tage fuhr ich zum Gouverneur nach Windhuk, um ihn zu orientieren. Er erzählte mir, daß es auch im Süden der Kolonie unsicher sei: Der Hererobastard Morenga, ein befähigter, kühner Kopf, hatte eine Bande von Hottentotten um sich geschart, mit der er die Farmer entwaffnete!

Künftige, wichtige Ereignisse, der große Aufstand im Süden, der langwierige, blutige Krieg der gewandten, zähen Hottentotten gegen uns, warfen ihre Schatten voraus. — Doch noch konnte niemand ahnen, wie rasch sich die Dinge hier entwickeln würden!



Fünfzehntes Kapitel.

Die Verfolgung ins Sandfeld.

Wir mußten zum Hauptquartier zurückkehren. Unsere Pferde hatten ihre Schnauzen ein paar Tage in Hafer gesteckt und sich runde Bäuchlein gefressen; sie waren ausgeruht und munter. Wir waren satt, sauber und wohlgepflegt; — so trabten wir frohgemut in den frischen Morgen hinein. Wie schön sah heute die Welt aus, — die düsteren Eindrücke des Zuges auf dem Fluchtwege, vor acht Tagen, erschienen wie traumhafter Spuk.

An einer Biegung der Pad nach Otjosasu begegneten wir dem Obersten v. Beaulieu, der schwer krank im Schritt auf dem Wege daher geritten kam. Harte Strapazen im ungewohnten Höhenklima, unausgesetzt auf ihn einstürmende Anforderungen, die ihm, dem verantwortlichen Generalstabschef, Tag und Nacht keine Ruhe ließen, hatten allmählich seine Gesundheit stark erschüttert und ihm ein heftiges Herzleiden zugezogen. Er atmete nur mit großer Mühe und litt stark an den bekannten Erscheinungen dieser Krankheit, die uns in Südwest so viele Opfer gekostet hat.

Wieder einer, der gesund und kräftig ins Land gekommen war, und dann, zu unserem großen Bedauern, durch Überanstrengung gezwungen, aus dem Kreise des Hauptquartiers scheiden mußte! Wir haben seiner noch oft gedacht.

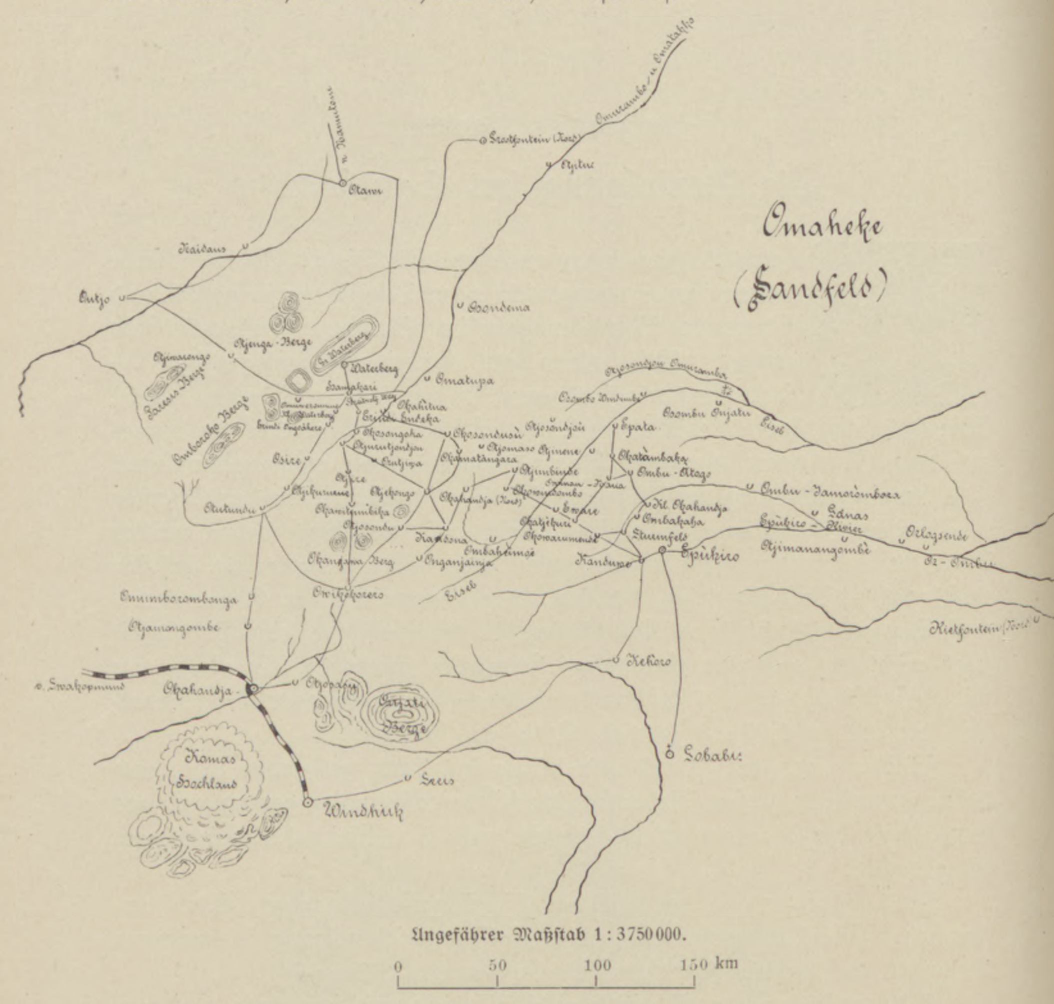
In Owikokorero fanden wir am 27. August den ganzen Stab versammelt. Die Truppen waren zur umfassenden Verfolgung in mehreren Kolonnen auf breiter Front angesetzt worden.

Es marschierten: Abteilung Deimling mit der einen Kolonne, unter Major v. Wahlen-Jürgaß, von Hamakari in großem Bogen südlich über Ombuatjipiro, Otjurutjondjou, Owikokorero, Onjainja, Karidona, mit der anderen Kolonne, unter Major Meister, gleichfalls südlich ausbiegend auf Otjosondu und Okahandya-Nord;

Abteilung v. Mühlenfels, deren Führung Major v. Reitzenstein

für den erkrankten Kommandeur übernommen hatte, von Hamakari über Erindi-Endeka, Okosongoho, Orutjiwa, auf Otjekongo;

Abteilung v. Estorff (mit Abteilung v. d. Heyde) von Omatupa, am Omuramba, über Okahitua nach Okosondusu.



Abteilung Volkmann war nach Osondema herangezogen, vereinigte sich demnächst mit Abteilung v. Estorff und rückte nach Okamatangara vor.

Abteilung v. Fiedler blieb am Waterberg stehen.

Eine neue Abteilung unter Hauptmann v. Heydebreck, befand sich auf dem Marsche von Windhuk nach Epukiro.

Abteilung v. Winkler war in der Gegend von Otjekongo auf die flüchtenden Heerzüge des Feindes gestoßen, und hatte Otjosondu besetzt, — sehr zum Glück der dortigen Etappe und des Feldlazaretts, die beide nur wenige Mann zur Verfügung hatten, um sich vor den vorbeiflutenden Massen des Feindes zu schützen!

Das Hauptquartier war von Hamakari über Erindi, Ongoahere, Otjurutjondjou auf Owikokorero seitlich abmarschiert und wollte nunmehr auf Otjosondu vorgehen.

Die deutschen Kolonnen zogen also derart ostwärts, daß die Flügel vorgebogen waren, um dadurch dem Feinde ein Ausbrechen nach Norden und Süden zu verwehren und ihn in das wasserlose Sandfeld zu drücken.

Wir erwarteten nicht, daß die Hereros ohne energische Gegenwehr die letzten Wasserstellen am Rande der Omaheke räumen würden, sondern rechneten mit einem Verzweiflungskampf des untergehenden Volkes hart am Rande der Wüstensteppe, bevor es in dieser seinen Untergang finden mußte.

Dementsprechend blieben die Abteilungen stets gefechtsbereit dicht aufgeschlossen und tasteten sich vorsichtig vorwärts, da sie an jeder neuen Wasserstelle auf Widerstand stoßen konnten.

Alle eingehenden Nachrichten über den Feind besagten freilich, daß dieser sich noch weiter östlich zurückgezogen habe und keinerlei Kampflust bekunde. Es schien, als hätten die Hauptkräfte der geschlagenen Hereros erst in der Gegend von Otjimbinde und Okowindombo Halt gemacht.

Die Aussagen der Gefangenen widersprachen sich. Hin und wieder erzählten sie von neuer Zuversichtlichkeit Samuels; meist aber lauteten die Nachrichten dahin, daß allgemeine Kopflosigkeit im feindlichen Lager herrsche: Die Häuptlinge wüßten nicht mehr ein noch aus, die einen wollten nach Westen durchbrechen, andere hingegen stehen bleiben, noch andere auf englisches Gebiet auswandern. Doch, wie gesagt, die Angaben widersprachen sich so sehr, daß es unmöglich war, ein richtiges Bild der Lage zu gewinnen, auf das man einen Operationsplan aufbauen konnte. Jedenfalls schien es am richtigsten, den Vormarsch ostwärts, wie bisher, durchzuführen, den Gegner anzugreifen, wo man ihn fand, und ihn dann in das Sandfeld zu jagen.

Die Umleitung der sämtlichen Transporte und Verbindungen, die Verlegung der Magazine, der Etappenorte, der Signal- und Telegraphenlinien auf ein neues Operationsgebiet, waren mit außerordentlichen Mühen und Schwierigkeiten verknüpft. Bei dem schnellen Tempo unserer marschierenden Abteilungen und dem jämmerlichen Zustande unserer überanstrengten Proviantkolonnen, deren Zugtiere kaum noch vorwärts kamen,

konnte es nicht ausbleiben, daß unsere Truppen vielfach Mangel zu leiden begannen und sich mit halben und drittel Portionen begnügen mußten. Mit jeder Meile, um die sich die Kolonnen weiter von der Verpflegungsbasis entfernten, wuchsen die Schwierigkeiten immer mehr.

Am 2. September, nachmittags, brach auch das Hauptquartier von Owikokorero auf, um in zwei großen Tagemärschen Otjosondu zu erreichen. In der Nacht zum 3. hielten wir gegen 4 Uhr früh bei einer Wasserstelle, lagerten zwei Stunden und marschierten dann den ganzen nächsten Tag, fast ohne zu rasten; nur mittags, während der heißesten Stunden, gönnten wir den Tieren etwas Ruhe. Es hatte nach den letzten Meldungen den Anschein, als werde es endlich zum Kampfe mit dem bisher unablässig fliehenden Feinde kommen; darum eilten wir vorwärts.

Als es Abend wurde, und die Kräfte der Pferde versagten, stiegen wir ab und führten sie stundenlang am Zügel. Einer hinter dem anderen, vorgebeugt, am Zügelriemen zerrend, wateten wir mit den hohen Stiefeln tief im Sande auf der Pad dahin.

Zu unserer Rechten war der Himmel glühend purpurrot gefärbt. Mächtige Steppenbrände hatte der zurückgehende Feind entfacht, um den Tieren der verfolgenden Deutschen die Weide zu rauben. Wir kamen dem Feuer immer näher, — das loderte und flackerte, tanzte und sprang, sprühte und knisterte, flammte auf und versank. Mit unheimlicher Schnelle wälzten sich die Brände vorwärts, schienen mitunter zu stocken, um dann in rasendem Laufe weiterzugleiten. Die Flammen züngelten an den Büschen und Bäumen empor, versengten mit ihrer Gluthitze die jungen Triebe und verkohlten das dürre Gras bis zur Wurzel. Zeitweise wehte ein warmer Luftzug zu uns herüber; dann wurde die Luft von einem brenzlichen Geruch und von Qualm erfüllt, der die Augen tränen machte und uns den Atem nahm. Wechselte der Wind hingegen die Richtung, so ließ uns die eiskalte Nachtluft erschauern. Im roten Lichte der Feuersbrunst schimmerten die Waffen, und unser ziehender Reitertrupp warf zur Linken gespenstige, bewegliche Schatten über Steppe und Busch.

Vor uns hoben sich vom hell gestirnten Nachthimmel die schwarzen Umrisse des Otjosonduberges ab. Wir hielten an seinem Fuße, unweit der Lazarettbaracken. Rittmeister Helm, der diese Station mit der von Otjikurume vertauscht hatte, nahm uns in Empfang und sorgte für baldige Unterkunft. Doch es war wohl Mitternacht, als wir endlich zur Ruhe kamen.

Alle Kolonnen waren noch in ständigem Weitermarsche begriffen. Abteilung v. Reitzenstein (v. Mühlenfels), die bei Otjekongo stand, sollte am

nächsten Morgen weiter nach Osten vorgehen. Durch Heliographen hatte sowohl diese, wie auch Abteilung v. Estorff (bei Okosondusu) Verbindung mit der Signalstation auf dem Otjosonduberg. Es war daher zweckmäßig, daß sich das Hauptquartier am Vormittag des 5. auf den steilen Berggipfel begab, um von dort aus die Truppenbewegungen leiten zu können. Stieß eine der Abteilungen auf den Feind, so waren wir durch unsere Blitzlichtverbindung in der Lage, die andere Kolonne zu ihrer Unterstützung in die Flanke des Gegners zu dirigieren!

Ein heller Sonnentag. Vom hohen, alleinstehenden Bergkegel sah man weit hinaus über die flache Buschsteppe. Welch herrliches Panorama! Nach Westen zu ragten einige Gebirgskuppen über den Horizont; im Norden hob sich der Waterberg mit seinen eigenartigen, scharfen Umrissen vom tiefblauen Himmel ab; gegen Süden stieg leichter Rauch der Präriebrände senkrecht und bedächtig in die unbewegte, heiße Atmosphäre; nach Osten aber dehnte sich die Omaheke. Nun kräuselte sich leichter Staub an einer Stelle mitten im Busch auf: Abteilung v. Reitzenstein trat an. Dann hob sich eine lange, gerade Staubwolke empor, die sich träge seitlich neigte und rasch ostwärts vorbewegte: Die ganze Abteilung marschierte. Wir lauschten angestrengt, ob Kanonendonner uns mitteilen werde, daß eine der Kolonnen mit dem Feinde zusammengestoßen sei. Mit den Ferngläsern suchten wir die ganze Gegend ab, um etwas vom Gegner zu erspähen. Bei der klaren, durchsichtigen Luft und der scharfen Beleuchtung sahen wir über 50 Kilometer weit ins Land.

Es hatte einen unbeschreiblich fesselnden Reiz, von der Höhe des „Feldherrnhügels“ herabzuschauen, wie unsere starken Kolonnen in ein fremdes, unerforschtes Land zum Kampfe zogen. Der Gedanke, daß in den nächsten Stunden ein ernstes Gefecht einsetzen könnte, — das letzte verzweiflungsvolle Ringen der untergehenden Nation, — hielt die Nerven in Spannung.

Von Nordost blitzte ein grelles Licht am Horizont: Abteilung v. Estorff meldete ihren Vormarsch. Nun strahlte auch der Heliographenspiegel an einer Stelle im östlichen Busch: Abteilung v. Reitzenstein berichtete über die Ereignisse ihrer Erkundungen. Bald darauf leuchtete noch ein Spiegel von Südosten auf, von der rückwärtigen Verbindung der Abteilung Meister. Der Nachrichtendienst klappte vorzüglich — Rückforth konnte stolz sein.

Über eine Lichtung weit draußen ritten ein paar Schutztruppler, sie sahen von oben, in der Ferne, wie niedliches Spielzeug aus, wie Bleisoldaten aus der Holzschachtel.

Plötzlich loderte eine hohe Stichflamme wenige Kilometer nördlich des Odjosondubergeses empor; dort brannte ein Strohpontok lichterloh, und gleich daneben noch einer und noch einer, eine ganze Werft.

Wer hatte das Feuer angelegt? Durch das Glas erblickten wir bewaffnete Gestalten, dann entdeckten wir eine Rinderherde, und nun unterschieden wir ganz deutlich, daß dort Schwarze waren. Schnell wurde Rittmeister Helm benachrichtigt. Wir sahen, wie er mit einem Zuge rasch um den Berghang schwenkte, und dann gerade auf das Feuer losritt. Wir konnten von oben beide Parteien beobachten, aber Helms Sicht war durch die Dornbüsche beengt. Nun hatte er die flammenden Hütten erreicht; unsere Leute setzten sich in Galopp, und sprengten auf die Eingeborenen zu, — die ruhig stehen blieben, das Gewehr am Riemen lässig um die Schulter gehängt. Jetzt hielten auch die Reiter; wir konnten erkennen, daß ein gemütliches Gespräch im Gange sei. Helm ritt wieder ab. Einer von uns spottete: „Erstens: es kommt anders, zweitens: wie man denkt, drittens: in Südwestafrika."

Wir erfuhren später, daß sich eine unserer Transportkolonnen in diese Gegend verirrt hatte, und daß die leere Werft durch deren eingeborene bewaffnete Treiber aus Zerstörungsfreude angesteckt war.

Der Tag verging ohne die erwarteten großen Ereignisse. Als die Staubwolken am Horizont hinabgetaucht waren, kehrten wir ins Lager zurück.

Die Kolonnen blieben, ihren Weisungen entsprechend, im steten Vordringen. Abteilung v. Estorff (mit Abteilung Volkmann) rückte nach Owinaua-Naua, wo sie am 9. September eine große feindliche Werft vorfand, die aber nach kurzem Gefecht wiederum östlich auswich.

Abteilung v. Reitzenstein marschierte auf Otjomaso.

Abteilung Deimling war mit beiden Kolonnen nach rechts (südlich) ausgebogen, um aus der Gegend Sturmfeld (Kol. Meister) — Epukiro (Kol. v. Wahlen) ein Ausbrechen der Hereros nach Süden zu verhindern. Auf dem Vormarsch dorthin war Oberst Deimling mit der Kolonne v. Wahlen am 5. September bei Okowindombo auf Gegner gestoßen, der aber schnell geflohen war.

Nirgends hatte der Feind bisher Stand gehalten, vielleicht — so dachten wir — wollte er sich uns erst an den letzten Wasserstellen vor dem Sandfelde entgegenwerfen.

Das Hauptquartier rückte am 10. September weiter östlich vor; denn Generalleutnant v. Trotha wünschte selbst in vorderer Linie die Kämpfe zu leiten, durch die wir den Feind endgültig niederwerfen sollten. Wir

ritten ziemlich flott und kamen am Abend bei Ombaheimoe in schwach bestandene Buschsteppe.

Die Sonne war schon seit zwei Stunden untergegangen, und tiefes Dunkel umgab uns, als ich, vorn bei der Spitze reitend, auf geringe Entfernung vor mir ein rötliches Licht durch die Büsche schimmern sah. Deutsche Truppen waren auf dieser Pad noch nicht gezogen, es konnte nur ein Lagerfeuer der Herero sein. Das Hauptquartier hielt auf dem Wege, und ich ritt mit der weit ausgeschwärmten Spitze im gestreckten Galopp gerade auf das Licht zu.

Wir sahen einen Menschen am Feuer hocken, der uns erschreckt anstarrte, aber sitzen blieb, als die Tiere dicht vor ihm scharf pariert wurden. Einige von uns sprangen rasch aus dem Sattel. Ein Reiter zog sein Seitengewehr und ging auf die schwarze Gestalt los; ich hatte gerade noch Zeit, ihm in den Arm zu fallen und zu rufen: „Lassen Sie doch, es ist ja ein Weib!"

Eine alte Hererofrau saß allein vor uns; aber alles deutete darauf hin, daß noch vor wenigen Sekunden hier eine größere Anzahl Kaffern gelagert hatte. Vergeblich suchten wir im Dunkel die Büsche ab, die Wilden schienen wie in den Erdboden verschwunden zu sein. Allerlei Kochgerät und Lebensmittel hatten sie zurückgelassen. Neben der Hererofrau lag ein Päckchen scharfer Patronen. Ganz offenbar hatten wir hier eine der Banden vor uns, die den deutschen Truppen als Spione und Diebe folgten, und die auf jeder Pad und in jedem verlassenen Lager nach verlorener Munition suchten. Die zahlreichen Taschen am Ledergurt der Schutztruppe waren mitunter schlecht verschlossen, so daß unseren Leuten Patronen entfielen, wenn sie sich bückten. Darauf fahndeten die auf unsere Spur gesetzten Weiber. Jeder Patrone, die wir hier wiederfanden, war von den Hereros die Spitze abgefeilt, damit sie beim Auftreffen, nach Art der Dumdumgeschosse, zerreißen und schwere Wunden erzeugen möge!

Das Weib erzählte, daß zahlreiche Hererobanden die Umgegend unsicher machten. Da das Hauptquartier ganz allein ohne Bedeckung marschierte, hielten wir an freier Stelle und richteten verstärkten Postendienst ein, an dem sich selbstverständlich alle Offiziere beteiligten. Auch Feuer durfte nicht angezündet werden. Wer ein Stück Kommißzwieback hatte, kaute es als Abendbrot.

Die Nacht verging ohne Alarm; am frühen Morgen zogen wir weiter. Ich führte wieder die Spitze; Lettow gesellte sich zu mir. Ein paar Stunden ritten wir nach afrikanischer Art stillschweigend nebeneinander her;

dann meinte er, wenn ich noch einmal ein altes Hereroweib finge, so kündige er mir die Freundschaft.

Wir kamen an ein Wasserloch, aus dem wir schöpften, indem wir eine größere Anzahl Riemen aneinander banden. Ich schätzte die Tiefe auf etwa 8 Meter. Das Wasser war klar und kühl; die Wände des Wasserlochs bestanden aus schwerem Felsgestein.

Wir folgten dem Flußbett des Eiseb, das mit Bäumen und Büschen besetzt war. Auch hier war wieder einmal ein Stück Land, das der Erschließung wert schien. Abends erreichten wir Oparakane, eine herrliche Wasserstelle. Wir hielten unter großen, schattigen Bäumen und richteten uns zu längerem Aufenthalt ein. Von hier konnten wir am bequemsten



Das Hauptquartier lagert im Busch

in jeder erforderlichen Richtung voreilen, wenn uns durch sichere Nachricht ein Zusammenstoß mit dem Feinde verbürgt schien.

Im Busch versteckt lagen im näheren Umkreise acht kleine Weiher. Nach dem Wassermangel der letzten Zeit besahen wir sie mit jenem Erstaunen, mit dem Binnenländer zum ersten Male das Weltmeer zu betrachten pflegen. Dann taten wir noch etwas, das im Sandfeld zu den besonderen Ereignissen gehört, wir nahmen ein Bad!

Die nächsten Tage vergingen in Arbeit. Öfters kamen Patrouillen; die Offiziere berichteten von dem fühlbaren Mangel an Proviant und Hafer, und von der immer stärker werdenden Typhus-Epidemie, die unter den überanstrengten, schlecht genährten Leuten bei allen Abteilungen unausgesetzt ihre Opfer forderte.

Hin und wieder tauchten auch Eingeborene auf, meist alte Weiber und kleine Kinder, die nach dem Gefecht am Waterberg ihren eilig fliehenden Stämmen nicht hatten folgen können.

Einmal stellte sich auch eine Buschmannsfamilie ein, seltsame, interessante Leute, von kleiner, zierlicher Gestalt, gutmütig, mit intelligentem Gesichtsausdruck. Das Oberhaupt der Familie trug einen Bogen und vergiftete Pfeile als Waffen; seine Frau und sämtliche Kinder waren mit allerlei Gerät, Werkzeug und Proviant behangen. Ein Fellbeutel wurde als besondere Kostbarkeit gehütet; wir fanden ein braunes Pulver darin, von dem unsere Eingeborenen behaupteten, es bestände aus gerösteten, zerriebenen Heuschrecken und wäre eine große Delikatesse. Als Mittagsmahl sollte ein Leguan dienen, den der Buschmann an seinem Ledergürtel am Schwanz aufgehängt hatte.

Wasser trugen sie in einem leergeblasenen Straußenei. Als ich für letzteres zwei Platten Tabak bot, war große Freude. Aus einem schmierigen Beutelchen wurde eine kleine Pfeife geholt, und bald ging sie von Mund zu Mund. Das Nestküken, etwa drei Jahre alt, rauchte mit; jeder durfte einmal ziehen, der Vater zweimal. Das älteste Töchterchen war ungefähr 13 Jahre alt und schien voll entwickelt; es war so groß, wie bei uns ein Kind von sieben Jahren, doch bei seinem proportionierten Körperbau fiel das kaum auf. Unsere Leute, die nur selten ein weibliches junges Wesen zu Gesicht bekamen, sahen in jeder Vertreterin des holden Geschlechtes eine Helena und erklärten das Buschmannsfräulein für eine Schönheit. Wenn ich mich recht entsinne, so hatte sie eine breite, plattgedrückte Nase, in die es bei starkem Wind hineinregnen mußte, etwas aufgeworfene Lippen, kurzgekräuseltes schwarzes Haar, zarte jugendliche Formen und von den Knien abwärts eine dicke Schmutzschicht auf den von Dornen zerrissenen Beinen.

So fröhlich wie diese Buschmannsgesellschaft habe ich selten jemand gesehen. Wenn man damit die ernsten, nachdenklichen Züge unserer hochgesitteten Weißen verglich, so mußte man zu dem Schluß kommen, daß unsere gepriesene Kultur zwar viel für sich haben möge — daß uns aber an Glück und Zufriedenheit vielleicht doch ein solch bedürfnisloses Naturvölkchen überlegen sei!

Da die Buschleute ein sehr rassenreiner Urstamm sind, dessen Studium um so dringender wird, als er leider ausstirbt, haben sich die Gelehrten in letzter Zeit viel mit ihnen beschäftigt.

Oberarzt Dr. Werner hat noch während des Krieges eine Anzahl von Buschleuten untersucht und seine Beobachtungen schriftlich nieder-

gelegt.*) Er gibt die Durchschnittsgröße der Männer mit 155,3 cm, die der Frauen mit 149,7 cm, die Breite der Schultern bei Männern mit 31,1, bei Frauen mit 30 cm an. Das Haar wird bei Männern 4, bei Frauen 6 cm lang, und ist fein und spiralig gekrümmt. Je zwei bis drei Haare stehen in einem Büschel zusammen, so daß die Schädeldecke den Eindruck einer schwarzgefleckten Fläche macht.

Bewundernswert ist die von Werner bei Buschleuten beobachtete Fähigkeit im Ertragen von Strapazen, erstaunlich die Schärfe ihrer Sinneswerkzeuge, welche durch das ungebundene Jägerleben in der Wildnis und durch den ewigen Kampf mit der Natur vervollkommnet ist. Ein Buschmann kann vier Tage ohne Wasser marschieren und legt mitunter, auf weichem Sand, Strecken bis zu 130 Kilometer in 48 Stunden zurück! Manche Buschleute besitzen sechsfache Sehschärfe und hören das Ticken einer Uhr (im Freien) 3 Meter weit. Einer trabenden Abteilung folgen sie zu Fuß und in froher Laune.

Werner bezweifelt die Rassenverwandtschaft zwischen Buschleuten und Hottentotten, was mich Wunder nimmt. Er begründet dies mit der Verschiedenheit der Sprache, der Sitten und Gebräuche, und mit dem Fehlen der Steatopygie bei den Buschleuten. Allgemein war man bisher der Ansicht, das gleiche Volk in verschiedener Ausgabe vor sich zu haben, denn der beschriebene eigenartige Haarwuchs, sowie der schwächliche Körperbau finden sich bei Buschleuten wie bei Hottentotten, auch haben die Sprachen eine auffällige Eigentümlichkeit gemeinsam: Die Schnalzlaute. Doch mögen die Herren Anthropologen das unter sich ausmachen.

Da das Hauptquartier bei Oparakane ohne Bedeckung im Busch allein lag, so war scharfer Wachtdienst angeordnet. Wir Offiziere lösten uns zweistündlich ab. Wie poesievoll ist solch eine Nachtwache im Dornbusch! Angestrengt horcht man auf jeden Laut in der Steppe; die Möglichkeit einer Gefahr, sowie das Gefühl der Verantwortung für die Sicherheit des leitenden Stabes spannen alle Sinne an.

In der Mitte des Lagers loderte ein Feuer, in das man beim Patrouillieren im Vorbeigehen ein Scheit warf, um es in Brand zu halten. Von Zeit zu Zeit tönte der einförmige Ruf der Wachen durch die Nacht: „Hier Posten Eins“ — „Hier Posten zwei“! Am Feuer stand brodelnd der Teekessel, der nach überstandener Wache stärken und wärmen sollte, denn die Nächte waren eisig kalt.

*) Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute. Oberarzt H. Werner. Zeitschrift für Ethnologie. Heft 3. 1906.

Unser neuer Chef, Major Quade, hatte einen leisen Schlaf. Wenn nur von fern der Hufschlag einer näherkommenden Patrouille erklang, so rief er aus dem dünnen Leindwandzelt dem wachthabenden Offizier ein dröhnendes „Was gibt's?" zu. Gewöhnlich kamen die dringendsten Depeschen während der Nacht, Major Quade hatte wenig Ruhe. Die Stellung eines Generalstabschefs im Hauptquartier war überhaupt anstrengend, denn sie verlangte, neben den körperlichen Strapazen bei mangelnder Nahrung, eine ununterbrochene geistige Anspannung. Keine Meldung, mochte sie eintreffen wann sie wollte, durfte als unwichtig betrachtet und zurückgestellt werden; fast alles erforderte sofortige telegraphische Erledigung; bei jedem Befehl, bei jedem Entschluß ging es um den kostbarsten Einsatz, um Menschenleben!



Major Quade
Aufnahme von Phot. Rupprich, Coblenz

Wir lagen bis zum 22. September bei Oparakane. Dann schob sich das Hauptquartier noch weiter östlich vor, weil verschiedene Patrouillen Fühlung mit dem Feinde gewonnen hatten, so daß wieder ein Zusammenstoß unserer Kolonnen mit dem Gegner in Aussicht war. Wir rechneten mit dem letzten Widerstande der immer weiter in das Durstfeld gedrängten Hereros. Der in die Enge getriebene Hirsch nimmt seine Verfolger an, sollten Menschen ohne ein letztes, verzweifeltes Wehren, geduldig und apathisch mit Weib und Kind dem sicheren Untergang entgegenziehen? Wir konnten es nicht glauben, stellten uns vor, wie wir an ihrer Stelle handeln würden — und trafen dementsprechend unsere Maßnahmen.

* * *

Das Hauptquartier begab sich nach Owinaua-Naua zur Abteilung v. Estorff.

Ich wurde gleichzeitig mit einigen Mann Bedeckung zu Major v. Mühlenfels entsendet, um seiner Abteilung, welche die Wasserstellen von Okowindombo bis Okosondusu besetzt hielt, Befehle zu überbringen.

Einschaltend sei bemerkt, daß Abteilung v. Mühlenfels in der bezeichneten Absperrungslinie eine Anzahl von guten Wasserstellen fand, die uns nicht bekannt waren; wie überhaupt fortwährend neue Wasserlöcher und Bleys entdeckt wurden, so daß sich die Absperrung des Sandfeldes viel schwieriger erwies, als wir nach der unvollständigen Karte vermutet hatten.

In Otjimbinde fanden wir eine starke Besatzung und ein großes Lazarett. Die Kranken waren in weiten, dünnen Zelten untergebracht. Es fehlte am Nötigsten, — den Transportkolonnen mit ihren schlappen Zugtieren war es unmöglich, durch den tiefen Sand der neugezogenen Pad rechtzeitig bis hierher zu gelangen.

An einem aus Kisten gezimmerten Tisch saßen vier Offiziere, von denen jeder eine Blechtasse vor sich hatte, in der er von Zeit zu Zeit mit dem Löffel herumrührte. Ich fragte, was darin sei; die Herren erklärten mir, sie hätten sich zum Frühstück ein paar Feldzwiebacks in Wasser getunkt und warteten nun, bis sie weich sein würden. Kaffee und Tee sei nicht mehr vorhanden, auch kein Mehl und kein Gemüse, keine Dörrkartoffeln und keine Makkaroni, kein Rum und kein Zucker, aber noch etwas Fleisch und Reis in Drittelportionen. Der letzte Transport sei, 20 Treckstunden entfernt, wegen Übermüdung der Ochsen zusammengebrochen, man habe ihm ein Gespann entgegengeschickt und hoffe nun in zwei Tagen auf bessere Nahrung. Ein Leutnant meinte, er habe jetzt das große Geheimnis entdeckt, aus einer Drittelportion zwei ganze Portionen zu machen, die biblische Fisch- und Brotverteilung sei ihm nun verständlich.

Der Arzt kam von den Zelten langsam zu uns heran.

„Wie steht's im Lazarett, Herr Doktor?", fragten wir."

Er sah uns an: „Eben ist wieder einer an Typhus gestorben, und zwei andere machen es nicht mehr lang!" Dann setzte er sich an den Tisch und blickte still vor sich hin.

Auch in Otjomaso war die Verpflegung sehr knapp. Alle sehnten sich nach baldiger Entscheidung. Das schwerste Gefecht war leichter zu ertragen, als dies untätige Herumliegen bei schlechter Nahrung und Pflege.

Major v. Mühlenfels traf ich in seinem Zelt.

Er war von schwerer Krankheit genesen, einer Kopfrose, welche die Folge des zu gering bewerteten Streifschusses von Hamakari gewesen war. Nun führte er wieder seine Abteilung mit der alten Energie.

Auf dem Rückritt zum Hauptquartier näherte sich meine Patrouille gegend Abend der Wasserstelle Owinaua-Naua, als seitwärts aus den Büschen ein einzelner Mann auf die Pad trat, der uns einen Augenblick

mißtrauisch betrachtete, dann aber ruhig seines Weges ging. Er mochte uns trotz des Halbdunkels als deutsche Reiter erkannt haben. Ich wollte wissen, wo sich das Lager befinde, und rief ihn an. Da blieb er stehen, sah mich ganz entgeistert und entsetzt an und sagte mit zögerndem Zweifel:

„Ich denke, Herr Hauptmann sind tot?"

Es mag sicher nicht angenehm sein, jemandem, den man gestorben glaubt, plötzlich im düsteren Busch zu begegnen. Für meine Patrouille überwog jedoch die Komik, und wir brachen statt aller Antwort in schallendes Gelächter aus. Der Reiter stimmte schließlich fröhlich mit ein, da er sich nun wohl überzeugte, keine Gespenster vor sich zu haben.

Ich frug ihn, wie er darauf komme, mich für tot zu halten. Er meinte, im Lager Estorffs erzähle man sich allgemein, ich sei bei Hamakari den Hereros in die Hände gefallen und umgebracht worden.

Solche Gerüchte schwirren während des Krieges unausgesetzt umher, sie sind schwer kontrollierbar, und fast nie gelingt es, ihren Ursprung festzustellen. Einförmigkeit des Lebens im Felde, Erregbarkeit der Phantasie in solcher Lage und Wichtigtuerei wirken zusammen, um freie Erfindungen — „stories", nennt man sie in Südwest — in die Welt zu legen und so lange zu brüten und zu nähren, bis sie sich zu dicken, fetten Enten entwickelt haben. Mehrere solcher Vögel sind sogar bis nach der Heimat geflogen. In Feldzugsberichten wird man deshalb gut tun, die Angaben stets daraufhin zu prüfen, ob sie mit einem „ich sah" oder mit einem „ich hörte" beginnen. Briefe von Mitkämpfern sind im gleichen Sinne zu bewerten. Entweder wurden sie mit der Absicht einer späteren Veröffentlichung geschrieben, dann verlieren sie den Charakter der persönlich intimen Prägung; oder der Verfasser hat den Brief nur für den Empfänger bestimmt und seine augenblickliche Ansicht daher rückhaltlos ausgesprochen. Dann ermangelt die Auslassung sicher nicht der Überzeugungstreue, der Anschaulichkeit, der subjektiv interessanten Note. Es entsteht aber ein „Stimmungsbild", das weniger der tatsächlichen Lage, als der Stimmung des Schreibers entspricht. Darauf kommt es diesem auch nur an. Er will sich ja doch lediglich seine Freude vom Herzen oder seinen Groll von der Leber schreiben, weiter nichts; das ist entschuldbar und verständlich. Wer hätte in seinem Leben nicht schon einen Brief verfaßt, in dem er dem augenblicklichen Empfinden freien Lauf ließ mit dem Gedanken: Beim Empfänger ist mein Erguß wohl aufgehoben, und mir ist leichter. Doch wäre mancher sehr in Verlegenheit, wenn ihm für alles das, was er in solch spontaner Regung niedergeschrieben hatte, später die Beweise abgefordert würden. So entstehen mitunter „sensationelle Enthüllungen", die

sich bei näherer Betrachtung als gröbliche Übertreibungen herausstellen, für die man den Absender weniger verantwortlich machen darf, als den Empfänger, der sie unkontrolliert in die Öffentlichkeit brachte, weil er irrtümlicherweise jedes briefliche Wort für lauteres Gold hielt. —



Szene aus den Verfolgungsgefechten

Der Reiter führte mich Totgesagten zum Lager. Als ich mich im Hauptquartier zurückmeldete, traf ich hier meinen früheren Kommandeur, Major v. Estorff. Dies Wiedersehen nach all den überstandenen, schweren Zeiten und Gefechten war mir eine große Freude.

Bei Owinaua-Naua lagerten die Abteilungen v. Estorff und Volkmann auf einer großen Lichtung. Östlich schloß sich ein schöner Buschwald an, in dem die feindlichen Werften beim Anrücken der Kolonnen gelegen und leichten Widerstand geleistet hatten.

Mit Bosse suchte ich das Gefechtsfeld ab. Überall sahen wir Spuren des sinnlosen Schreckens, mit dem die Hereros geflohen waren, als die Schrapnels der Angreifer mitten unter ihnen eingeschlagen hatten. Um die Feuerstellen standen Geräte und gefüllte Kochkessel noch ebenso, wie sie im Augenblick der Flucht zur Benutzung bereitgestellt worden waren. In einem Pontok lagen drei von Sprengstücken entsetzlich verstümmelte Leichen. Am Fuße eines Baumes lehnte ein alter Herero, den Kopf vornüber geneigt, die Arme schlaff herabhängend; wie er da friedlich am Feuer gesessen, so hatte ihn der Tod ereilt.

Große Bündel mit Kleidern, zahllose Omeiratöpfe und Melktrichter, und seltsam geformte Kalabassen waren rings im Busche zerstreut. Die Flüchtlinge hatten offenbar nur das nackte Leben gerettet, als sie davongeeilt waren, um sich in der Omaheke vor uns zu verbergen. Ein furchtbares Strafgericht war über dieses Volk hereingebrochen, das unsere deutschen Ansiedler ermordet hatte. Wer aber glaubt, daß uns Reiter der Schutztruppe, deren harter Beruf es war, die Vergeltung mit kämpfender Hand zu bringen, kein Mitleid mit dem Jammer der Unterlegenen beschlichen habe, der kennt das Gemüt des deutschen Soldaten nicht. Wer

ist denn schließlich unser deutscher Soldat? Doch ein für wenige Jahre unter die Waffe gerufener Sohn des Volkes; — und wer ihm Gefühllosigkeit und Grausamkeit nachsagte, der würde der Gesamtheit unserer Nation einen sehr ungerechten Vorwurf machen.

Divisionspfarrer Schmidt schrieb nach dem Gefecht von Okowindombo: „Die Gefangenen wurden vernommen, aber ihnen kein Haar gekrümmt — genau, wie ich's stets in diesen Wochen erlebt habe. Ich sah sogar, daß abgehungerte Gefangene gesättigt und, wenn es Weiber oder alte Männer waren, unbehelligt entlassen, ja vor der Hinterlist unserer eingeborenen Treiber und Bambusen, die den Gefangenen solche Schonung mißgönnten, mit allem Nachdruck beschützt wurden. Oftmals sah ich Hererojungen, die von ihren flüchtigen Angehörigen in der Werft zurückgelassen waren, und nun vergnügt bei der Truppe kleine Dienste taten. Sie litten keinen Hunger und unsere Ärzte nahmen sich ihrer an." *)

Ich kann dies Urteil nach allem, was ich von unseren Leuten gesehen, nur vollauf bestätigen. Unsere braven Schutztruppler waren gutherzig und mitfühlend.

Bei den traurigen Bildern, die ich bald entrollen muß, möge man sich dieser Zeugnisse eines menschlich weichen Empfindens erinnern.

*) Aus unserem Kriegsleben in Südwestafrika. Von Div.-Pfarrer M. Schmidt.

Sechzehntes Kapitel.

Der letzte Vorstoß.

(S. Skizze Seite 178.)

atrouillen stellten wiederum die Anwesenheit von Hereros weiter östlich fest; alle Nachrichten besagten, daß der Feind nunmehr die letzten Wasserstellen erreicht habe, so daß ihm ein weiteres Ausweichen ohne Kampf nicht mehr möglich sein werde.

Es wurde daher beschlossen, die Abteilungen v. Mühlenfels und v. Estorff im Vormarsch bei Otjinene zu sammeln, und demnächst mit den vereinigten Kolonnen auf Epata am Eiseb zu marschieren; dies war auf unserer Kriegskarte die äußerste Wasserstelle am Rande des Sandfeldes!

Am 25. September rückte das Hauptquartier mit Abteilung v. Estorff von Owinaua-Naua ab. Wir durchquerten starken, üppig grünenden Dornbusch und traten dann auf eine offene Steppe hinaus. Gegen Abend erreichten wir die schöne Kalkpfanne Okatambaka. Hier hielten wir zwei Tage lang, damit Abteilung v. Mühlenfels, die einen weiteren und schwierigeren Weg zurückzulegen hatte, Zeit gewann, mit uns in gleiche Höhe zu kommen.

Bei Okatambaka hatte der Ansiedler Spatz eine hübsche Farm, das „Spatzenheim", angelegt und gezeigt, was sich mit Fleiß und Tüchtigkeit aus einer südwestafrikanischen Wasserstelle machen lasse. Am Rande der Pfanne lag ein von den Wilden halb zerstörtes und doch noch sauberes Haus mit blendend weißen Wänden. Näher am Wasser war eine Badeanstalt mit hübscher Veranda eingerichtet. Sie schien äußerlich ziemlich unversehrt, doch war im Innern arg gehaust worden. Hohe Bäume standen rings umher und spendeten kühlen Schatten. Viehtröge, Anfänge von Wegen, bescheidene Versuche eines Gärtchens bewiesen, daß der Besitzer an alles gedacht hatte und mitten in seinen Einrichtungen und Arbeiten vom Aufstand überrascht worden war. Glücklicherweise hatte

sich Spatz noch retten können. Er wird wohl, wie viele unserer unverzagten Farmer, nach dem Kriege mit neuen Kräften wieder aufgebaut haben, was die Eingeborenen ihm zerstörten.

Volkmann und v. Zülow luden mich am 26. zu einem Essen ein. Es gab allerlei gute Sachen, die nur diese durch lange Erfahrungen gewitzigten, alten Afrikaner in den Tiefen der unergründlichen Vorkisten*) selbst noch in schlechten Zeiten sich aufzusparen wußten.

Hier lernte ich den bewährten Führer Volkmann kennen, dem seine Verdienste um die Kolonie und um den Bezirk Grootfontein eine bleibende, ehrende Erinnerung sichern. Bei den Eingeborenen genoß er großes Ansehen.

Er hatte ein Auge verloren und trug dafür einen Ersatz aus Glas, den er nach Belieben einsetzen konnte. Dies hat den Schwarzen mitunter großen Eindruck gemacht.

Als Volkmann, so erzählte er mir, seinerzeit nach dem Okawango gezogen war, um die dortigen, noch wenig bekannten Gegenden zu durchstreifen, fand er bei einem der Häuptlinge geringes Entgegenkommen. Das Palaver, an dem sich die Stammesältesten beteiligten, kam nicht vorwärts. Schließlich wurde Volkmann ungeduldig, nahm die Glaskugel heraus, legte sie auf den Tisch und bedeutete den Versammelten, sie möchten jetzt allein unter sich beraten, er werde unterdessen hinausgehen: Aber er lasse sein Auge da, um zu sehen, was sie trieben. Als er nach einiger Zeit zurückkehrte, fand er die Häuptlinge im tiefsten Schweigen, während sie in starrem Staunen das Auge auf dem Tisch betrachteten. Alle Einwände waren plötzlich geschwunden, und sie erklärten sich voll abergläubischen Grauens mit allem einverstanden, was der unheimliche Weiße verlangte.

Ein andermal fand es Volkmann angebracht, seinem Bambusen, der sich durch allerlei Untugenden auszeichnete, den Standpunkt klar zu machen. Um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, nahm er das Glasauge und rollte es in der Hand. Ganz entsetzt prallte der Eingeborene zurück, ein paar Sekunden lang blieb ihm fast der Atem stehen — aber auf einmal lächelte er listig und sagte bittend: „Mister, nimm mal das *andere* Auge *auch* 'raus!"

* * *

Am 27. September war große Geschäftigkeit im Lager. Die Tiere wurden noch einmal zur Tränke geführt, und man hielt ihnen so lange die gefüllten Eimer vor, bis sie völlig gesättigt schienen.

*) Kisten unter dem Kutschbock der Kapwagen.

Noch in dieser Nacht sollten wir uns, wie geplant, mit Abteilung v. Mühlenfels bei Otjinene vereinigen und dann Eiseb-abwärts marschieren. Die Entscheidung stand dicht bevor.

Gegen 5 Uhr nachmittags waren alle Offiziere und Mannschaften zum Feldgottesdienst versammelt. Die Stimmung war ernst und feierlich. Erinnerungen an miterlebte blutige Gefechte, und die Überzeugung, daß zum mindesten einige von uns den nächsten Abend nicht mehr erleben würden, stimmten die Seelen dem Gotteswort empfänglich. Die Soldaten beteten, — beteten, wie nur Menschen es vermögen, die sich innerlich vorbereiten, vielleicht bald vor ihren Richter zu treten.

Der Krieg ist ein rauhes Geschäft, er ist hart und unerbittlich, und vermag die wildesten Instinkte im Menschen zu erregen; aber er weckt auch gleichgeitig die höchsten und edelsten Empfindungen. Er zerstört nicht nur, er läutert und reinigt auch, und ist, wie alles auf dieser Erde, nur ein Glied in der für uns unbegreiflichen göttlichen Weltordnung, die alles zu einem fernen, unfaßbaren, unerforschlichen Ziele führt.

Divisionspfarrer Schmidt*) hielt eine wundervolle, tief ergreifende Predigt; er knüpfte an die Bibelstelle an, wo Paulus in das Haus eines sterbenden, reichen Kaufmanns tritt, der ihn mit den Worten empfängt: „Sprich mir ohne Weitläufigkeiten von Gott und von der Ewigkeit!"

Nach Dunkelwerden brachen wir auf. Die Pad war schlecht und steinig. Wir bewegten uns lautlos vorwärts; sprechen und rauchen waren untersagt. Als wir in das Eiseb-Tal gelangten, fanden wir den Boden mit großen Kalkstücken bedeckt, so daß die Pferde fortwährend stolperten und mitunter in die Kniee fielen.

Bei Otjinene lagerte die Abteilung v. Mühlenfels an großen Feuern.

Nach kurzem Halt marschierten wir weiter. Begierig horchten wir in die Nacht hinaus, ob nicht endlich der erste Schuß die Berührung mit dem Feinde anzeigen werde. Doch die Stunden verrannen, während wir langsam im dornbestandenen, steinbesäten Flußtal vorrückten.

Wir erreichten Epata; es war nicht besetzt. Die Morgendämmerung brach an.

Von hier ab ostwärts zeigte unsere Karte nur noch einen bläulichen Strich, der die Richtung des Riviers andeuten sollte; alles andere war weiß: Unerforschtes Gebiet! Kein einziger unserer tausend Mann war jemals in dieser Gegend gewesen.

Wir rückten nun in zwei Kolonnen weiter, und zwar: Abteilung

*) Divisionspfarrer Weyer war einer anderen Abteilung beigegeben.

v. Mühlenfels nördlich, Abteilung v. Estorff mit dem Hauptquartier südlich des Eiseb; die beiden Spitzen befanden sich etwa in gleicher Höhe.

Das Gelände war wellig und mit trockenen Grasbüscheln bestanden. Der Dornbusch war nicht sehr stark, nur unten im Tal, wo auch die Kronen hoher Bäume auftauchten, schien die Bewachsung dichter. Der ganze Boden bestand aus lockerem Sande, in den unsere Geschütze und Wagen eine neue Pad furchten.

Immer noch kein Feind! Hin und wieder fanden wir Stellen, an denen die Hereros verzweiflungsvoll nach Wasser gegraben hatten; nicht ein Tropfen war in den Sandlöchern. Zu unserer Rechten hockte eine Gruppe alter Weiber und Männer im Busch, wir achteten ihrer nicht und zogen weiter.

Die Sonne brannte erbarmungslos, der Boden wurde glühend heiß, und flimmernde Luft umgab uns.

Gegen 10 Uhr tönten plötzlich ein paar Schüsse aus dem Busch, wir eilten vorwärts bis zu einer Anhöhe. Man sah eine Staubwolke mehrere Kilometer entfernt im Flußtal östlich abziehen. Die Geschütze fuhren auf, Schrapnels sausten durch die Luft und krepierten mit dumpfem Krachen. Die vordersten Kompagnien schwärmten aus und gingen in weiter Schützenlinie vor.

Doch bald kam Meldung: Der Feind war wieder abgezogen. Die Verfolgung wurde fortgesetzt.

Schließlich erhielten wir die Nachricht, daß eine große Wasserstelle entdeckt sei; die Gefangenen nannten sie Osombo-Windimbe; wir erreichten sie mit müden Tieren und mußten halten.

Hier hatten die Hereros mit unsäglicher Mühe wohl über 100 Wasserlöcher, 2 bis 3 Meter tief, in den Boden gegraben, um sich und ihr letztes Vieh vor dem Verdursten zu retten. Auch diese mühselig geschaffene Tränkstelle hatte der Feind in der letzten Nacht verlassen, ohne den Versuch eines Kampfes, denn die paar Schüsse am Vormittag, die unseren Patrouillen gegolten hatten, durfte man ernsthaft nicht rechnen.

Dies Verhalten des Gegners konnte zweierlei bedeuten: Entweder hatte er jede Hoffnung auf Widerstand aufgegeben, oder es waren weiter östlich noch Stellen vorhanden, an denen er sich festsetzen konnte. Gegen letzteres sprach die unsägliche Mühe, welche die Wassererschließung bei Osombo-Windimbe gekostet haben mußte.

Eine Erkundung unter Böttlin sollte hierüber Klarheit schaffen.

Gleichzeitig wurde die Umgegend sorgfältig abgesucht, um Gefangene zu machen, deren Aussagen für uns von großem Wert sein konnten.

Am Morgen des 29. brachte uns eine Patrouille ein junges Hereromädchen, dessen gutes, rotes Kleid von der Ärmlichkeit der übrigen Gefangenen vorteilhaft abstach. Es begrüßte uns in fließendem Deutsch.



Die Häuptlingstochter der Hereros berichtet

„Wie heißt Du?" fragte der Oberkommandierende.

„Ich heiße Amanda! Mein Vater ist der Kapitän Zacharias von Otjimbingue."

„Wo hast Du denn so gut deutsch sprechen gelernt, Amanda?"

„In der Mission, Herr."

Wir fragten, warum sie nicht weiter in die Omaheke gelaufen sei. Sie gab die charakteristische Antwort, sie habe sich fangen lassen, weil sie wisse, daß deutsche Soldaten den Hererofrauen nichts tun würden.

Dann kam sie auf die Dinge zu sprechen, die uns am wichtigsten waren. Mit leiser, müder, eintöniger Stimme, den Kopf zu Boden geneigt, erzählte sie den ganzen Jammer ihres untergehenden Volkes: Wie sich die verschiedenen Stämme nach dem Gefecht von Waterberg in eiliger Flucht nach der Omaheke gewendet, wie sie die Toten unterwegs begraben hätten, wie sie von Wasserstelle zu Wasserstelle getrieben, wie sie bettelarm geworden seien. Krankheiten und Tod, so berichtete sie, forderten Opfer unter den Menschen, das Vieh verendete am Wege. Nun habe Verzweiflung die Meisten gepackt; die Häuptlinge versuchten sich allein zu retten, nur einzelne, wie ihr Vater, seien bei den Resten des Stammes geblieben. Die Krieger könnten nicht mehr kämpfen, denn es fehle an jeder Leitung, und keiner habe dazu noch den Mut. Das Hererovolk sei vernichtet und gehe dem Dursttod im Sandfeld entgegen. Der Krieg sei zu Ende!

„Warum habt Ihr denn Orlog gegen uns gemacht?"

„Ich weiß nicht", sagte sie ausweichend, — und dann nach einer Pause: „Samuel hat befohlen!" — die übliche Antwort.

Die Aufschlüsse, die wir hier erhalten hatten, waren von größtem Wert, denn sie ergaben, daß der Widerstand des Feindes vollständig gebrochen war; sie zeigten ferner, daß unser Sieg am Waterberg viel größer und nachhaltiger gewesen war, als wir gedacht hatten; und schließlich

bewiesen sie, daß unsere Verfolgung völlig ihren Zweck erfüllt hatte, den Aufstand der Hereros zu einem gründlichen und dauerhaften Abschluß zu bringen.

Dennoch wollten wir auch jetzt noch unseren Vorstoß Eiseb-abwärts fortsetzen, denn wir konnten uns allein auf die Aussagen der Häuptlingstochter nicht verlassen, und überdies hatte Böttlin bei seiner letzten Erkundung nochmals Feuer erhalten.

In der Nacht zum 30. September, 1 Uhr früh, traten wir wieder an. Wir folgten dem Eiseb-Rivier und gelangten am Morgen an eine leere Wasserstelle, die ein Gefangener mit Osombu-Onjatu bezeichnete.

Hier erbeuteten die Bastards eine kleine Rinderherde, deren Hirt uns versicherte, er habe sie nicht weitertreiben können, weil dieses Wasserloch das letzte sei!

Alle Gefangenen bestätigten die Angabe.

Vor uns lag nur noch wasserlose Wüste!

Und an dieser Stelle, wo die Notwendigkeit uns zwang, die Verfolgung abzubrechen, lag, wie für uns hingebaut, ein einzelner Hügel am Rande des Riviers. Wenn noch ein letzter Widerstand vom Feinde gewagt wurde, so mußte er hier erfolgen.

Die Kolonne marschierte auf: Artillerie fuhr auf die Höhe, die Feldkompagnien bogen rechts und links aus, Aufklärer trabten weit voraus und sicherten.

Das Hauptquartier ritt auf den Hügel hinauf, der weite Übersicht bot: Und vor uns lag das Sandfeld! — Das Sandfeld? So weit das Auge reichte, erblickten wir schöne, üppige Weide, grünende Büsche! Ein verwunschenes Land!

Wenn sich einst die Kultur dieser Omaheke annehmen, ihre tief unter der Erde fließenden Wasseradern öffnen wird, so mag sie ein reiches Gebiet, eines der besten unserer Kolonie werden. — Wie wir sie fanden, war sie tot, trotz der gleißnerischen Bewachsung. Nur arme Buschleute wagten sie in der Regenzeit zu betreten, anderen brachte sie Verderben.

Weit gegen Osten sahen wir eine Staubwolke am Horizont verschwinden. Der Hirt zeigte darauf hin und sagte: „Samuel Maharero!" Dort zog er hin, der Oberhäuptling eines vernichteten Stammes. Mit wenigen Begleitern und ohne Besitz rettete er sich auf vier Tage langer Durststrecke hinüber auf englisches Gebiet, wo er von unseren Nachbarn in loyaler Weise entwaffnet und am Ngami-See festgesetzt wurde.

Ein Teil der Kolonne v. Estorff ritt unter Hauptmann v. Oertzen noch ein Stück weiter östlich in die Wildnis hinein, mußte aber dann,

ebenso wie wir, nach Osombo-Windimbe zurückkehren, denn er fand keine Spur von Wasser mehr vor.

Das Sandfeld hatte die Trümmer des Hererovolkes aufgenommen. Ein kleiner Teil vermochte sich auf englisches Gebiet zu retten, einige Wenige schlugen sich seitlich nach weit entfernten Wasserstellen durch oder kehrten westwärts um und suchten ihr altes Land zu erreichen. — Viele aber verschmachteten in der weiten, dürren Omaheke unter den glühenden Strahlen der Sonne.

Entsetzliche Szenen müssen sich in den nächsten Tagen hier abgespielt haben, als die Flüchtlinge, von Durstqualen gefoltert, mit der letzten Kraft nach ein paar Tropfen Wasser im Erdreich der Steppe gruben, — der dürren Steppe, die nur Sand und Steine den Verzweifelten gab! Dann mögen die Sterbenden planlos herumgeirrt sein und hinter den armseligen Hecken nach schützendem Schatten vor dem sengenden Sonnenbrande gesucht haben, bis wohltätiger Wahnsinn sie betäubte und ihnen das klare Bewußtsein raubte.

Zuletzt hielt der Tod seine Ernte und erlöste erbarmend die qualdurchbebten Körper von aller irdischen Pein.



Siebzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Windhuk.



Der Hererofeldzug war in eine neue Phase getreten. Größere Unternehmungen der völlig aufgelösten Stämme schienen nicht mehr möglich; dagegen war es nicht ausgeschlossen, daß die einzelnen Banden eine räuberische Guerrilla begannen.

Wir rechneten damit, daß kleinere Hererotrupps den Versuch machen würden, aus dem Sandfeld wieder in ihr früheres Land zurückzukehren!

Dementsprechend erließ General v. Trotha am 1. Oktober in Osombo-Windimbe „Direktiven für die demnächstige Verwendung der Truppen im Schutzgebiet", welche im Wesentlichen folgendes anordneten:*)

Abteilung Volkmann rückt nach Grootfontein, besetzt Otjituo, und sperrt den Omuramba von Osondema bis Otjituo. Eine stärkere Besatzung wird nach Namutoni vorgeschoben.**)

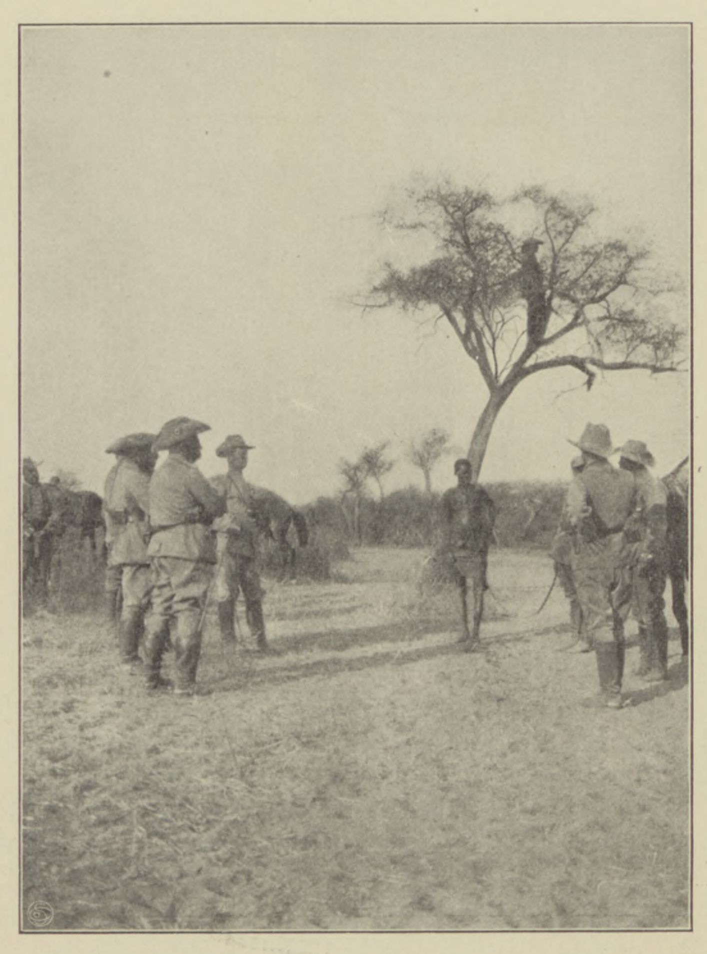
Abteilung v. Fiedler sperrt mit 8. Komp. F. R. 1 und Halbbatterie

*) Siehe Skizze Seite 178.

**) Wacht an der Ovambo-Grenze.

v. Winterfeld den Omuramba von Okahitua bis Osondema; 6. Komp. F. R. 1. und 2. Batterie bleiben am Waterberg.

Abteilung v. Mühlenfels besetzt die Wasserstellen in der Linie Okowindombo-Okosondusu und bei Otjosondjou.



Ein Gefangener wird verhört. — Oben im Baum sichert der Posten

Abteilung v. Estorff sperrt die Linie Ombu-Atogo — Owinaua-Naua — Epata. Detachement v. Winkler*) tritt zu ihr über.

Abteilung v. Heydebreck bleibt bei Ombakaha und Klein-Okahandya.

*) Oberleutnant Becker hatte dessen Führung inzwischen übernommen.

Abteilung Deimling besetzt mit dem I. Bataillon Epukiro, Okowarumende, Eware, Okatjekuri. Eine Kompagnie und die 7. Batterie rücken nach Otjimanangombe und Ganas!

Das II. Bataillon, die 5. Batterie und die Halbbatterie Stuhlmann marschieren nach Gobabis und warten dort weitere Befehle für die Verwendung im Süden ab!

2. Kompagnie F. R. 1 (die alte Kompagnie Frankes, jetzt von Oberleutnant Ritter geführt) begleitet das Hauptquartier auf seinem Marsche nach Okahandya.

Epukiro sollte mit Gobabis und Windhuk durch eine neue Signallinie verbunden werden. Die Funkenabteilung, deren Stationen dringend der Reparatur bedurften, wurde nach Okahandya zurückgeschickt. Die neue Feldtelegraphenabteilung hatte Otjosondu mit Otjimbinde durch eine Kabelleitung zu verbinden und die Linie Owikokorero-Otjosondu auszubauen.

9 Feldlazarette wurden verteilt, und die Magazinorte für jede Abteilung bestimmt.

Die letzte Ziffer des umfangreichen Befehls aber lautete:

„Ich begebe mich zunächst mit dem Hauptquartier nach Epata, von da über Epukiro (woselbst ich Oberst Deimling zu sprechen wünsche) nach Okahandya.

Der Kommandeur:

gez. v. Trotha."

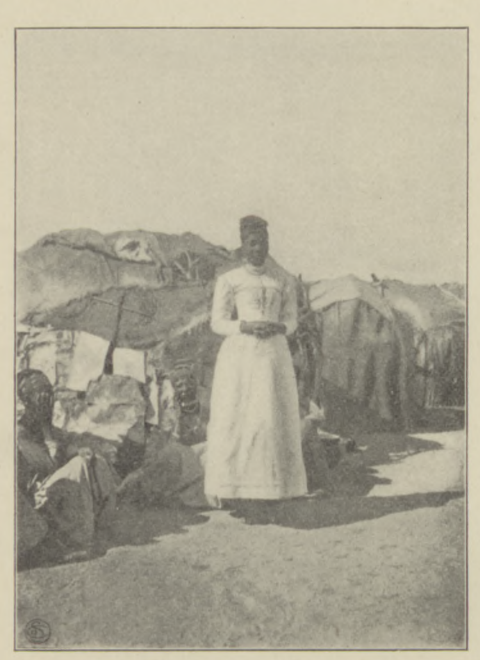
Da größere Gefechte und Entscheidungen im Norden nicht mehr zu erwarten waren, erschien es zweckmäßig, das Hauptquartier an einen Ort zu verlegen, wo es mit allen Teilen der weit auseinandergezogenen Truppen Verbindung halten und gleichzeitig auch über die Vorgänge im Süden rascher benachrichtigt werden konnte, als dies bisher der Fall war.

Überdies erleichterte es die allgemein wenig günstige Verpflegungslage, wenn das Hauptquartier, das in seiner Gesamtheit eine nicht unerhebliche Kopfstärke besaß, näher an die Operationsbasis zurückgezogen wurde.

An der Bahnlinie war also jetzt der zweckmäßigste Platz für unseren Stab; nur machte es die Lage später nötig, ihn nach Windhuk statt nach Okahandya zu verlegen.

Noch einen Tag blieben wir in Osombo-Windimbe. Es liefen immer mehr Gefangene zu. Prinzeß Amanda hatte bei einer Batterie Anstellung als Wäscherin gefunden; — die umgekehrte Madame Sansgêne. Die Soldaten waren sehr freundlich zu ihr, „doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit."

Zwei Orlogleute waren mit der Waffe in der Hand aufgegriffen worden; sie hatten, um als arme Ovambandjerus (Feldhereros) zu gelten, ihre Kleider ausgezogen, bevor sie unseren Soldaten in die Hände fielen; doch verriet ihre tadellos glatte Haut, die beim Feldherero von Dornen tausendfach zerrissen und mit Narben bedeckt zu sein pflegt, die ungewöhnliche Kriegslist.



Prinzeß Amanda von Otjimbingue

Es wurde ein Kriegsgericht abgehalten, das sie von Rechtens zum Tode durch den Strang verurteilte. Die Hinrichtung fand alsbald statt. Vielleicht hat manchem von uns, die wir zum ersten Male einer solchen Exekution beiwohnten, das Herz stärker gepocht, als den beiden Verurteilten, die eine unnatürliche Apathie zur Schau trugen. Die Henker, Eingeborene unserer Truppe, darunter auch ein Herero, schienen die Sache mehr als Kurzweil zu betrachten, denn sie befanden sich in bester Laune. Sie mochten von ihrem Standpunkt aus nicht begreifen, warum wir zu der einfachen Angelegenheit, ein paar Menschen ins Jenseits zu befördern, eines solchen Apparats von Richtern und Zeugen bedurften und so viele Umstände machten. Für diese Heiden hatte die Verkürzung eines Menschendaseins nicht die Bedeutung, die wir ihr nach unseren Anschauungen geben mußten.

An einem starken Baumast hing der Strick mit der Schlinge, darunter standen zwei alte Kisten.

Der erste Herero war ein finsterer, häßlicher Kerl, mit einem falschen lauernden Blick. Die Arme waren ihm an den Ellbogen hinter dem Rücken zusammengebunden worden. Als die Vorbereitungen getroffen schienen, ging er auf den Richtplatz los, stieg dreist auf die Plattform, steckte seinen Hals in die weite Schlinge und schob sie durch Halsbewegungen so lange zurecht, bis sie ihm richtig zu sitzen schien. Dann gab er selbst ein Zeichen, — die Kisten wurden fortgestoßen, ein kurzer Ruck, und das Urteil war vollstreckt.

Der zweite Orlogsmann benahm sich ähnlich. War das heldenhafter Todesmut oder Gleichgültigkeit gegen das Leben? Jedenfalls glich der Akt in seiner ruhigen Abwicklung wenig dem erschütternden Bilde, das ich mir von einer solchen Hinrichtung gemacht hatte.

Eine halbe Stunde später sah ich, wie einer unserer schwarzen Treiber mehrere elende, abgemagerte Hererokinder, die er soeben im Busch aufgegriffen haben mochte, an den Armen mit sich schleifte. Ein Landwehr-Unteroffizier von Grootfontein schrie ihn wütend an: „Laß doch die Kinder los, du infamer Kaffer, was willst du denn mit denen?"

Ein deutscher Reiter füllte seine Mütze mit Wasser und gab den verdursteten Kleinen zu trinken.

Sie waren nun in guten Händen. Den ältesten Jungen habe ich ein paar Monate später in Windhuk wiedergesehen; er war Bambuse eines Feldwebels geworden und sah unbekümmert, wohlgenährt und frohgemut in die Welt.

* * *

Das Hauptquartier rückte ab.

Der Weg führte zunächst auf der eigenen Spur zurück, über Epata, Okatambaka nach Owinaua-Naua. Von dort drehten wir südlich und kamen an neuen Wasserstellen vorbei, die größtenteils von unseren Signalstationen besetzt waren.

Je mehr wir von der Gegend an der Grenze der Omaheke sahen, um so stärker wurde unsere Überzeugung, einen der zukunftreichsten Teile der Kolonie vor uns zu haben. Hier war Wasser und Weide, hier wuchsen hohe Bäume rings um ausgedehnte Lehmkuhlen und Kalkpfannen, hier war brachliegendes, der Entwicklung fähiges Land. Ich war nicht in der Lage, Messungen ausführen zu können, hatte aber das Gefühl, daß wir in einer ungeheuren Senke marschierten, unter der das Wasser weiter Gebiete zusammenfloß.

Einige unserer Herren, die kaum dem öden Sandfeld entronnen waren, äußerten die Absicht, sich später hier anzusiedeln. Es ist eine der glücklichsten Seiten unserer menschlichen Natur, daß sie so schnell vergangene Leiden vergißt, neue Hoffnungen schöpft und frische Pläne schmiedet.

Am 10. Oktober gelangten wir in ein breites, schwach bewachsenes Rivier, dem wir ostwärts folgten. Von einer Höhe am Talrande leuchtete uns ein größeres Gebäude entgegen; weiter unterhalb stand eine Gruppe hoher Bäume. In der Talsohle fanden wir ein großes Wasserloch, an

dem wir hielten. Wir waren in Epukiro! Die Truppen lagerten weiter östlich am Saume einer Buschsavanne.

Ein Teil der Kolonne Deimling war unter ihrem Führer weiter Rivier-abwärts vorgestoßen, um Otjimanangombe und Ganas zu erreichen! Auf der Karte waren vor diesen Plätzen noch einige Tränkstellen eingezeichnet, die sich aber als leer erwiesen.

Der Abteilung Deimling ist es trotzdem gelungen, die 85 Kilometer lange Durststrecke bis Otjimanangombe glücklich zu überwinden, indem sie sich in Offizierkoffern und sonstigen improvisierten Behältern ein wenig Wasser in die Wüste vorausfahren ließ.

Auch aus diesem äußersten Schlupfwinkel war der Feind mithin vertrieben worden! Weitere Unternehmungen gleicher Art säuberten die Gegend bei Omu-Jamorombora. Oberst Deimling stieß sogar noch 45 Kilometer über Ganas hinaus östlich vor. Er fand dort eine andere kleine Wasserstelle von Flüchtlingen besetzt. Die eilig abziehenden Hereros schossen noch einmal auf ihre unermüdlichen Verfolger, so daß die Artillerie auffuhr und auf weite Entfernung einige Schrapnels in die Sandsteppe sendete. Die Stätte dieses Gefechts erhielt den Namen „Orlogsende."

Zwei Wochen später hat Hauptmann Klein*) von Otjimanangombe aus noch einen weiteren Vorstoß unternommen, der ein außerordentliches Wagnis war. Klein kannte die Entfernung längs des stark gekrümmten Epukiro-Riviers bis Rietfontein nicht, und es schien völlig ungewiß, ob auf dem Vormarsch noch neue Wasserstellen gefunden werden könnten. Trotzdem trat er den Vormarsch an, denn es hatten sich wiederum Hereros bei Orlogsende gesammelt, welche den Patrouillen die weitere Aufklärung verwehrten. Die Kolonne vertrieb den Feind von dort und fand 7 Kilometer östlich davon eine letzte, wenig ausgiebige Wasserstelle, die von den Gefangenen Oz-Ombu genannt wurde.

Mit nur 25 Mann brach Hauptmann Klein von hier auf und drang noch 50 Kilometer vor. Die verdursteten Reittiere konnten sich kaum noch weiter schleppen; da wählte der Führer vier Reiter auf den besten Pferden aus und setzte den Marsch fort! Zwei Pferde stürzten erschöpft zusammen; Klein ritt mit zwei Mann weiter. 30 Kilometer östlich Oz-Ombu machte er auf einem Hügel endlich Halt. Wasser hatte er nicht mehr gefunden, — die weite Steppe vor ihm zeigte sich öde und menschenleer.

Eine Verfolgung „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß"!

Und nun der Rückmarsch! Es bedurfte aller Energie, um die große

*) Am 29. 11. 1904 zu Epukiro am Typhus gestorben.

Strecke nochmals zurückzulegen. Die müden, vor Durstqualen halb wahnsinnigen Reiter netzten den Mund mit dem Blute der gefallenen Tiere. Alle haben Otjimanangombe wieder erreicht; doch viele, wie ja auch der Führer selbst, hatten sich auf dem furchtbaren Zuge den Keim zu todbringender Krankheit geholt! Nun ruhen sie unter dem Sande der Omaheke.

Das Hauptquartier brach am 14. Oktober von Epukiro auf. Die Nachrichten aus dem Süden klangen immer bedenklicher. Morenga hatte Zulauf erhalten und einige Erfolge errungen. Auch unter den Bondelzwarts gärte es; noch konnte der Frieden im Süden leicht wiederhergestellt werden, wenn Hendrik Witboi treu blieb!

Hendrik Witboi, der kluge, vielgewandte Oberhäuptling der Namas, der angesehenste aller Kapitäne im Süden, von dem Hereros, Hottentotten und Weiße mit gleicher Hochachtung sprachen, über den Legenden umliefen, — Hendrik Witboi mußte doch einsehen, daß jetzt, nach Besiegung der Hereros, unsere Hände frei waren. Er mußte doch wissen, daß ein Kampf seines kleinen Volkes gegen uns nur Elend und Not, aber keinen Gewinn bringen konnte! — so dachten und folgerten wir mit europäischer Logik.



Deutscher Reiter und Witboikrieger

Die Nachrichten überstürzten sich inzwischen; überall loderte die Flamme des Aufruhrs empor — und dann kam die entscheidende Nachricht: Hendrik Witboi abgefallen! Er hatte sein Treuwort gebrochen, der Hottentottenaufstand war in seiner ganzen Gewalt entfacht!

Noch waren die Besatzungen im Süden zu schwach, um den Feind bewältigen zu können; was an Truppen verfügbar schien, wurde aus dem Norden herangeholt. Doch zunächst mußten wir dem neuen Kriegsschauplatz näher sein, dann erst konnten wir klarer sehen und danach die wichtigen Entschlüsse fassen. Das Hauptquartier nahm Richtung auf Windhuk und eilte voran.

Wir begegneten zum ersten Male den neuen Proviantkolonnen, die aus deutschen Fahrzeugen bestanden und von Maultieren gezogen waren. Wie leicht, sicher und schnell fuhren die vierrädrigen, feldgrau gestrichenen Wagen daher. Wenn man die alte Art des Treckens mit den schweren Kapwagen und dem 20-Ochsengespann gesehen hatte, konnte man nach dem

ersten Blick nicht zweifelhaft sein, welche Transportart die bessere sei. Doch wog ein Nachteil der Maultierkolonnen fast alle ihre Vorteile auf: Die Maulesel brauchten Hafer — etwa 1 Kilogramm pro Tag — und acht bis zwölf Tiere mußten vor jeden Wagen gespannt werden; das bedeutete einen täglichen Haferbedarf von etwa 10 Kilogramm im Tage, also bei einem Treck von 30 Tagen 6 Zentner. Mit anderen Worten, etwa die Hälfte der ganzen Beladung wurde von den Zugtieren verbraucht. Als Nutzlast, die bis zu den Truppen gelangte, blieb also verhältnismäßig wenig übrig. — Darum sehen wir auch künftig noch, zumal bei größeren Strecken, den alten, bewährten, viel befehdeten und heißgeliebten Kapwagen immer wieder auftauchen: Den alten Burenwagen mit seinen vielen, aber nur von der Weide lebenden Zugochsen und seinem schwerfälligen Gang, wie er mit polterndem Rollen über schweres Gestein unter Lärmen, Geschrei und Peitschenknallen der Treiber durch die Steppe zieht.

Unsere Eingeborenen blickten der rasch vorbeifahrenden, sauberen, frisch geschirrten Maultier-Transportkolonne bewundernd nach. Besonders der Umstand schien ihnen zu imponieren, daß auf dem Bock jedes Wagens zwei Mann mit Gewehren saßen, so daß die Bedeckung eine erhebliche Gefechtskraft hatte. Ein schwarzer Soldat meinte nachdenklich: „Deutscher Kaiser — banje*) Soldaten, banje Soldaten!"

„Der deutsche Kaiser hat viel mehr Grootleute, als du bis jetzt Soldaten gesehen hast, Gottlieb", belehrte ich ihn „und zu jedem Grootmann gehören 30 Soldaten; wenn er aber Orlog macht, hat er noch zehnmal so viel!"

Gottlieb kniff ein Auge zu. Er sagte „Jawohl Mister!" dachte sich aber wohl sein Teil, denn er lachte mich verschmitzt und ungläubig von der Seite an. Wenn ich ihm dagegen erzählt hätte, der Kaiser besitze die größten Rinderherden und die schönsten Wasserstellen im fernen Deutschland, das hätte er mir vielleicht geglaubt.

Für unsere Machtmittel besaßen die Eingeborenen kein Verständnis; woher sollten sie es auch haben? Die alte Schutztruppe war nur 800 Mann stark gewesen, — für ein Gebiet anderthalbmal so groß wie das deutsche Reich! In den drei Kriegsjahren mußten wir den Eingeborenen unsere Macht erst beweisen; die frühere Sparsamkeit war uns teuer zu stehen gekommen, die Erkenntnis, daß eine starke Schutztruppe, die den Eingeborenen die Lust nimmt, einen Aufstand zu wagen, billiger, viel billiger sei als seine Niederwerfung, haben wir uns mit viel Blut und Geld erst erkaufen müssen! Hoffentlich bleibt sie für unsere künftige koloniale Entwicklung unvergessen!

*) banje: viele.

Zweimal liefen uns zur Nachtzeit sämtliche Pferde fort. Auch der große Schimmel des Chefs vergaß sich und galoppierte, trotz der engen Spannfesseln, mit dem ganzen Rudel in die Steppe hinaus. Stundenlang mußten unsere Patrouillen der Spur folgen, bis sie der Flüchtlinge wieder habhaft wurden. Diese wahrscheinlich durch Raubtiere verursachte Störung bedeutete für uns leider einen empfindlichen Zeitverlust.

Mit unserer Verpflegungsstaffel hatten wir große Schwierigkeiten. Die Zugochsen waren durch den unausgesetzten Treck so heruntergekommen, daß sie die Wagen kaum noch von der Stelle zu schleppen vermochten. Mehrere Tiere brachen zusammen und mußten verendend auf der Pad liegen gelassen werden. Die Gespanne wurden immer dürftiger, und die Tagesleistungen immer geringer. Glücklicherweise hatten wir der Staffel von Epukiro aus einen Vorsprung gelassen, so daß sie wenigstens an einigen Tagen zu unserer Verfügung war.

Wenn der transportführende Offizier, oder Wachtmeister Schröder, oder Unteroffizier „Peter Moor" entgegengeritten kamen, um mitzuteilen, daß uns die Wagen mit den Vorräten an einer Wasserstelle unweit am Wege erwarteten, so hob sich die Stimmung zusehends; denn von keiner Hausfrau kann die wichtige Frage „Was kochen wir heute?" eifriger erwogen werden, als von ziehenden Soldaten auf beschwerlicher Pad, bei knurrendem Magen und trockenem Halse. Es ist mir erinnerlich, daß mich im Sandfelde, wenn ich so stundenlang in der Sonnenglut dahinritt, bestimmte kulinarische Gedanken beherrschten, die sich fast zur fixen Idee zu entwickeln begannen; die Vorstellung nämlich, daß ich einmal wieder im Leben in sauberem Anzuge mit reingewaschenen Händen in ein gutes, schattiges, kühles Gasthaus treten möchte, — dann mich hinsetzen, die Speisekarte — welche Musik lag in dem Wort! — verlangen und sagen: „Kellner, bringen Sie ein schönes Stück Braten mit Kartoffeln und grünem Salat!" Und dazu trank ich dann in der Phantasie immer eine schäumende „Berliner Weiße", wohl wegen des großen Gemäßes, das man mit beiden Händen am Munde festhalten mußte, während der breite Strom erfrischender, prickelnder Flüssigkeit in der dorrenden Kehle wohlig hinabrann.

Der Leser wird vielleicht lächeln, — aber diese Vorstellung beschäftigte mich stundenlang, und der sich quälende, von der Sonne erbarmungslos bestrahlte, fieberheiße Körper ließ andere Gedanken nicht aufkommen. Einer von uns hat meist, wenn ihn der Durst zu peinigen begann, von einer umfangreichen, eiskalten Erdbeerbowle geschwärmt; ein anderer dagegen rühmte eine echte Havanna als den höchsten der Genüsse — und qualmte dabei ingrimmig den harten, beißenden Plattentabak aus kurzer Pfeife.

Als wir die ersten Häuser von Windhuk vor uns auftauchen sahen, ging uns das Herz auf. Seit vier Monaten waren die meisten von uns ständig unterwegs gewesen und hatten nur in leichtem Zelt oder am Boden unter Bäumen geschlafen.

Wir hielten zwischen Gärten und Häusern unseren Einzug, mit dem Gefühl von Menschen, denen eine längst entschwundene, halb vergessene Welt neu ersteht.

Neben mir ritt Stabsveterinär Moll, ein liebenswürdiger, ernster Mann von tiefem, reichem Gemüt. Er ließ die Freude, wieder in einer Umgebung zu sein, die uns bessere Zeiten verhieß, voll auf sich wirken; doch kämpfte er stark mit einer Mattigkeit, die ihn schon seit mehreren Tagen befallen hatte. Er kannte Windhuk noch nicht, und ich mußte ihm alles erklären.

„Was ist das für ein großes, schönes Gebäude dort oben auf dem Berge?" fragte er.

„Das Lazarett!"

Er betrachtete es einen Augenblick nachdenklich:

„Dort werde ich mich ausruhen, — ich fühle mich so müde und krank!"

Es war mir schon aufgefallen, daß er sehr bleich aussah und fiebrig glänzende Augen hatte. Das war Typhus, die Folge der großen Anstrengungen und des schlechten Wassers aus elenden, schmutzigen Pfützen!

Am 7. November, drei Wochen später, haben wir von diesem Lazarett aus unseren Stabsveterinär zu Grabe geleitet. Es war ein Tag der Trauer für uns alle im Hauptquartier, die wir ihn hochgeschätzt hatten als einen tüchtigen, edlen Menschen und guten Kriegskameraden!



Achtzehntes Kapitel.

In der Hauptstadt der Kolonie.

Der Quartiermacher wies jedem von uns ein paar saubere Stuben an. Wir besaßen nun ein Heim; welche Wohltat, nach langer Pad!

Die Räume des Schulhauses waren als Geschäftszimmer eingerichtet. Auf halber Bergeshöhe, unterhalb der Feste, befand sich das Quartier des Oberkommandierenden.

Oberst Leutwein hatte zunächst die Operationen gegen die Witbois geführt, war dann aber nach Windhuk zurückgekehrt. Da er krank nach der Heimat reisen mußte, übergab er Ende des Jahres die Gouvernementsgeschäfte an General v. Trotha.

Im Gouverneurshaus wohnte nun der Chef. Dort wurde auch unser Kasino eingerichtet.

Scharfe Bureautätigkeit setzte wieder ein. Wir waren längs der Bahn telegraphisch mit dem Etappenkommando in Okahandya, ebenso auch mit Swakopmund und von dort durch das Unterseekabel mit der Heimat verbunden. Bei Okahandya schloß sich der wichtige Feldtelegraph an, der über Otjosondu nach Otjimbinde gelegt war. Außerdem wurde Windhuk unmittelbar durch eine Signallinie mit Gobabis und durch eine Feldtelegraphenlinie mit Rehoboth verbunden. Neben der letzteren führte eine große Signallinie nach Keetmanshoop, auf der uns die Nachrichten aus dem Süden zugeblitzt wurden. Tag und Nacht liefen ununterbrochen Depeschen beim Hauptquartier ein. Die Anzahl der notwendigen Antworttelegramme betrug bis zu hundert in 24 Stunden.

Die Lage im Süden war in der zweiten Hälfte des November folgende:

Das Kommando aller Truppen, die den Kampf gegen die Hottentotten übernehmen sollten, war Oberst Deimling übertragen, der sich nach Rehoboth begeben hatte.

Von Abteilung Meister standen vier Kompagnien und $2^1/_2$ Batterien auf der Linie Windhuk-Kub, im Begriff nach Kub aufzuschließen. Eine Kompagnie hielt Hoachanas besetzt.

Abteilung v. Lengerke stand mit 2 Kompagnien und $1^1/_2$ Batterien bei Keetmanshoop und Warmbad.

Keetmanshoop, Gibeon, Kub, Nomtsas, Maltahöhe, Rehoboth waren überdies von Reserve- und Landwehrleuten besetzt.



An einer heißen Quelle in Windhuk

Abteilung Manger (der bisherige Führer, Major v. Wahlen, war erkrankt) wurde mit 2 Kompagnien und 2 Batterien aus der Gegend von Epukiro auf Windhuk in Marsch gesetzt, um sich dort wieder zu ergänzen und für die Verwendung im Süden frei zu werden.

In Lüderitzbucht befand sich eine Eisenbahnkompagnie, welche die Ausladung durch Bau eines Landungspiers fördern sollte. Die Leitung der Süd-Etappenlinie, des berüchtigten Baiwegs, hatte, als Nachfolger des Majors Lequis, Major Buchholtz übernommen.

Der Stab und 2 Kompagnien des Eisenbahn-Bataillons, das allmählich aus der Heimat herangezogen war, befanden sich in Swakopmund, ebenso eine Scheinwerferabteilung, die den Strand beleuchtete, um auch nachts die Ausladung zu ermöglichen. Ferner waren eine Ersatz-

batterie und ein Feldvermessungstrupp (unter Hauptmann v. Hahnke) in Swakopmund eingetroffen. Die vom Großen Generalstabe gesandten Topographen und Trigonometer sollten uns bessere Kriegskarten schaffen!

Hendrik Witboi hatte seinen Stammsitz Gibeon verlassen und sich nach Rietmont begeben, wo er seine Orlogleute versammelte. Er versuchte am 22. November Kub zu nehmen, stieß aber bei der Besatzung (Kompagnie Ritter, eine halbe 2. Ersatzkompagnie, eine halbe Gebirgsbatterie) auf energischen Widerstand. Ja, er mußte sich sogar zurückziehen, als ihm die zufällig heranrückende 4. Kompagnie, bei der sich auch Oberst Deimling befand, in die Flanke fiel! Ebenso mißglückte ein Vorstoß der Hottentotten gegen Hoachanas.

Als Oberst Deimling genügend Truppen vereinigt hatte, ging er zum Angriff vor. Er schlug die Witbois am 4. Dezember bei Naris und besetzte am 5. Dezember Rietmont, wo er große Viehherden erbeutete. Hendrik wich südöstlich in die Wüste Kalahari aus.

Der Anfang der kriegerischen Ereignisse war vielversprechend gewesen und führte vorübergehend zu der Ansicht, daß der Widerstand des Feindes durch die Niederlagen bereits gebrochen sei. Es sollte sich indessen bald zeigen, daß die Hottentotten viel zähere Gegner als die Hereros waren.

Hierzu trat, daß die kulturell höher stehende Hottentotten-Nation sich der Bedeutung des Kampfes, den sie ausfocht, durchaus bewußt war.

Hendrik sowohl, wie auch die anderen Namaführer hatten sehr gut begriffen, daß es sich hier um Existenz und Selbständigkeit ihres Volkes handle. Um so mehr muß es wunder nehmen, daß die Kapitäne den ungleichen Kampf begonnen hatten, ohne daß eine zwingende Notwendigkeit dazu vorlag. Kein Mensch hatte Hendrik den Krieg aufgezwungen! Im Gegenteil, — der Bezirksamtmann v. Burgsdorff in Gibeon hatte alles getan, was in seinen Kräften stand, um den Aufstand zu verhindern. Er hat sogar den Versuch, Hendrik von seinem Entschluß abzubringen, mit dem Leben bezahlt.

Wenn man der Frage näher tritt, was eigentlich Hendrik bewogen habe, gerade zu diesem Zeitpunkt loszuschlagen, so kommen verschiedene Ursachen in Betracht, deren jeder eine gewisse Schuld daran beigemessen werden muß, und deren Summe jedenfalls genügte, um den Aufstand zu entfachen.

Zunächst ist es nach allem, was wir später erfuhren, sehr wahrscheinlich, daß Hendrik sich schon seit langer Zeit mit dem Gedanken getragen habe, die Deutschen aus dem Lande zu jagen; als Meister in der Verstellung wußte er indessen diesen Plan vor uns zu verbergen. Er mochte

freilich zu dessen Ausführung ursprünglich einen viel späteren Zeitpunkt in Aussicht genommen haben; denn sonst wäre er doch wohl mit den Hereros gemeinsam wider uns aufgestanden, statt uns auch noch eine Hilfstruppe von etwa 100 Mann gegen diese zu stellen!

Es scheint ferner, daß angebliche Drohungen von Ansiedlern und Missionaren den Kapitän zu der Ansicht gebracht hatten, unsere Truppen würden nach Niederwerfung der Hereros auch das Hottentottenland mit Krieg überziehen.*)

Dazu kam, daß einige Witbois der im Norden auf unserer Seite fechtenden Hilfstruppe, ohne ersichtlichen Grund, nach Gibeon geflüchtet waren. Um ihre Desertion zu entschuldigen, mögen sie dem Kapitän allerlei Lügen über schlechte Behandlung erzählt haben, die diesen gegen uns aufbringen mußten; vielleicht haben sie auch falsche Nachrichten über Mißerfolge der Deutschen verbreitet, die zur Erhebung ermutigten.

Entscheidend für Hendriks plötzlichen Entschluß war aber wohl doch erst das Auftreten eines „Propheten", Sheppert Stuermanns, welcher den religiös-schwärmerischen Wahn des zum Mysteriösen neigenden Hendrik geschickt auszunutzen wußte, um ihn zum Aufstand zu reizen. Es ist später öfters bezweifelt worden, ob es Hendrik mit seiner „göttlichen Sendung" wirklich ernst gewesen sei, und ob er nicht vielmehr den Glauben seiner Berufung als „Retter des Volkes vom Joche der Deutschen" vorgetäuscht habe, um seine Anhänger an sich zu fesseln und zu begeistern. Nach allem aber, was mir darüber bekannt wurde, neige ich der Ansicht zu, daß Hendrik sich tatsächlich in einem krankhaften Zustand religiöser Überspanntheit befunden habe. Nicht nur seine Briefe deuten darauf hin, — das wäre ja kaum Beweis genug, — sondern auch vor allem seine Handlungen. Er ließ es z. B. zu, daß sich Sheppert Stuermann eine „heilige Schar der Unsterblichen" aus den besten Witboikriegern bildete, und er gewährte überhaupt diesem abgefeimten Patron einen unbegreiflichen Einfluß auf die Kriegführung. Um so größer mag Hendriks Enttäuschung gewesen sein, als er später Stuermanns wahres Gesicht erkannte; doch nun war es zu spät, der greise Kapitän konnte nicht mehr zurück, der Abschluß eines Friedens war für ihn nicht mehr möglich, denn sein Leben war durch die Ermordung deutscher Ansiedler und Missionare verwirkt.

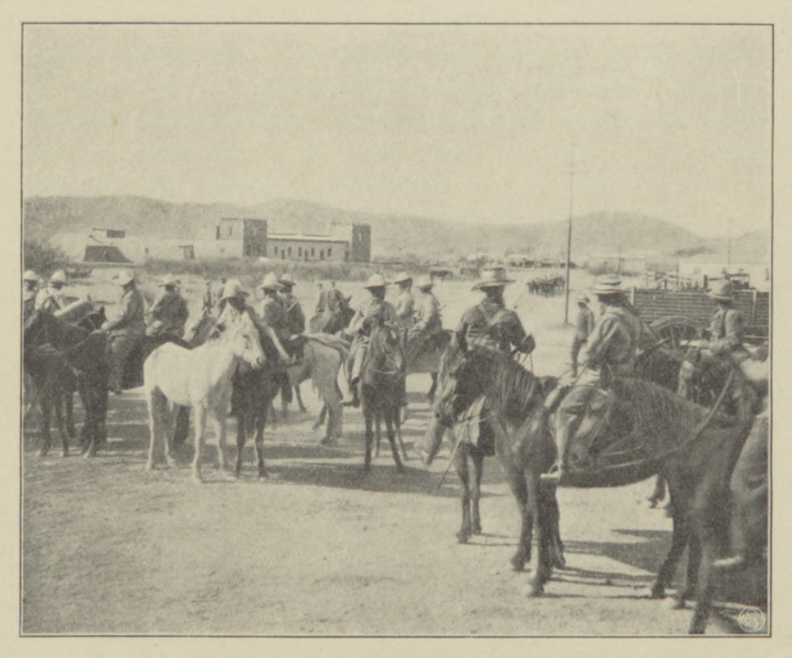
Um das Wesen des Propheten, der den Krieg entfachte, zu kennzeichnen, gebe ich eine Stilprobe aus einem seiner Briefe an den Bezirksamtmann Schmidt von Keetmanshoop wieder:

---

*) Vergl. „11 Jahre Gouverneur" von General Th. Leutwein.

„In dem Beginn war das Wort und das Wort war bei Gott und das Wort war Gott.“

„So diese Dinge, die ich Dir nun bekannt mache, sind von Gott dem König des Himmels und der Erde. Er, derselbe Herr, hat mir, Sheppert Stuermann, die Erkenntnis Gottes gesandt. Durch mich erlöst Gott, der Schöpfer Israels. Das Gesetz des Herrn ist heilig, wie es uns die Bibel verkündigt (nämlich), daß in den letzten Tagen ein König geboren werden soll, und das ist geschehen vom Herrn, auf daß er möge herrschen



Das gefangene Hilfskorps der Witbois

über die ganze Welt; darum gebraucht Gott ihn, um ein Königreich zu zerschlagen; dies ist beschlossen von dem Herrn der Heerscharen.“

„So bin ich geboren unter dem Himmel und war Gott um dieses Werk zu beginnen; so ist der Beginn vom Herrn und auch das Ende vom Herrn.“

Wohl noch eine Seite geht es im gleichen Tone weiter. Dicht vor diesen angequälten Phrasen steht aber ein ganz vernünftig abgefaßtes Schreiben an denselben Bezirksamtmann.

Eine der ersten Folgen der übereilten Kriegserklärung Hendriks war die Gefangennahme des noch im Hererolande befindlichen Witboihilfskorps

durch unsere Truppen. Der Kapitän hatte so überstürzt gehandelt, daß er dieses nicht einmal von seiner Absicht rechtzeitig verständigt hatte. Es wäre sonst dem noch etwa 80 Mann starken Kommando ein Leichtes gewesen, seine wenigen weißen Führer in der Nacht zu überwältigen und dann auf Umwegen nach Gibeon zurückzukehren.

Statt dessen arbeitete diesmal unser Telegraph schneller, als der sonst so prompte Kundschafterdienst der Eingeborenen. Rittmeister Helm in Otjosondu wurde angewiesen, die dorthin aus dem Sandfeld zurückmarschierenden Witbois zu entwaffnen. Da die Etappe nur schwach war, konnte dies nicht mit Gewalt, sondern nur durch Überrumpelung geschehen. Als Leutnant Müller v. Berneck mit den Witbois einzog, wurde er rasch verständigt. Auf seinen Befehl hielt die Abteilung, sattelte ab und führte die Pferde fort zur Tränke. Helm ließ inzwischen die beim Gepäck gelassenen Gewehre von den bereitgehaltenen deutschen Mannschaften einsammeln; als die Hottentotten von der Wasserstelle zurückkehrten, fanden sie die Besatzung schußbereit vor und konnten der überraschenden Erklärung, daß sie nun Gefangene seien, keinen Widerstand entgegensetzen. Sie fügten sich willig; die Mitteilung des Aufstandes überraschte sie völlig. Ihr Führer, Unterkapitän Daniel Pitter, äußerte sogar noch, er glaube nicht daran, das sei sicherlich eine „Story".

Die Gefangenen sind später nach Togo verschifft worden, wo viele dem Klima erlagen. Hendrik hat von den Angehörigen dieser Leute häufig bittere Vorwürfe zu hören bekommen.

Die Nachrichten aus dem äußersten Süden waren im allgemeinen günstig. Ein Angriff der Hottentotten auf Warmbad wurde von der Besatzung abgeschlagen. Dagegen sollte es den Eingeborenen wiederholt gelungen sein, einzelne Patrouillen abzuschießen, sowie mehrere Signalstationen, Transporte und Pferdewachen zu überfallen.

Bei allen diesen Unternehmungen zeichnete sich Morenga durch besondere Unternehmungslust und kluge Nutzung aller Vorteile des Kleinkrieges aus.

Auffällig waren die großen Verluste, die wir schon in diesen ersten Zusammenstößen zu beklagen hatten. Es blieb kein Zweifel: Der neue Feind war zwar an Zahl den Hereros erheblich unterlegen, übertraf sie aber weit an kriegerischen Eigenschaften.

Bei den ungeheuren Schwierigkeiten, die sich der Kriegführung in diesem weiten, jeglicher Hilfsmittel baren Lande entgegenstellten, war eine sorgfältige Vorbereitung jeder Operation notwendig. Jedes unbedachte Drauflosstürmen hingegen mußte sich rächen; denn sehr bald hätte sich eine

Truppe, die ohne genügenden Vorrat an Verpflegung und Hafer zu weit vorstieß, gezwungen gesehen, vor dem Hunger zurückzuweichen.

Die Arbeiten des Hauptquartiers befaßten sich daher zu dieser Zeit vornehmlich mit der Mobilmachung der neu ankommenden Verstärkungen und mit deren Anmarsch (— sei es von Lüderitzbucht durch die Wüste nach Keetmanshoop, sei es von Swakopmund mit der Bahn nach Windhuk und dann auf Kub —); ferner mit der Auffüllung der Magazine, sowie mit der Heranschaffung von Munition und Sanitätsmaterial.

Die ungeheuren Entfernungen gaben diesem Bestreben das Tempo an. Ein Transport von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop dauerte etwa drei Wochen, von dort nach Warmbad wiederum drei Wochen. Wir mußten uns in Geduld üben. Der Heimat ging es damals nicht schnell genug — uns auch nicht! Wenn wir die Bahn von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop gehabt hätten — ja wenn!

So aber mußte, um die nötige Anzahl der Transporte aufzustellen, mit vollen Händen in der Kapkolonie aufgekauft werden: Burenwagen, Treckochsen, Maultiere, Pferde, Hafer, Proviant; ja, wir sahen uns sogar gezwungen, Wasser dort zu kaufen und nach Lüderitzbucht schaffen zu lassen, weil anderenfalls die ausgeladenen Zug- und Reittiere elendiglich verschmachtet wären! Unser damaliger Generalkonsul in Kapstadt v. Lindequist und sein Vertreter Dr. Jacobs, hatten einen schweren Stand; wenn es trotz aller Hemmungen dennoch gelang, die Aufgaben zu bewältigen, so ist das mit in erster Linie der unablässigen, aufopfernden Mühe dieser beiden Herren zu danken.

Ein Dampfer nach dem anderen traf mit Truppen und Verpflegung vor Swakopmund und Lüderitzbucht ein und wurde, mit Aufbietung aller Kräfte, in Tag und Nacht dauernder Arbeit entladen.

Ende November wünschte General v. Trotha sich selbst von dem Stande der Ausladungsarbeiten zu überzeugen und unternahm zur Besichtigung der Bahn-Etappenlinie eine Reise nach der Küste. Ich sollte ihn begleiten.

Drei Tage dauerte die Fahrt.

Als wir uns Swakopmund näherten, war es schon finstere Nacht. Plötzlich flammte ein breiter Lichtstreifen quer vor uns auf. Es sah aus, als rage der glänzende Schweif eines ungeheuren Kometen über den Horizont. Doch bewegte sich der Leuchtkegel rasch im Bogen, so daß er abwechselnd nach rechts und nach links gegen die Wolkenwand stieß. — Die Scheinwerferabteilung ließ zum Willkommen ihre Lichter spielen!

Vor der offenen Rhede lag S. M. Schiff Vineta von der amerika-

nischen Station. Kommodore Schröder lud uns am nächsten Tage ein, und wir genossen eine Gastfreundschaft, wie sie nur ein solches Kriegsschiff zu bieten vermag.

Der General prüfte die Landungseinrichtungen. Die Pioniere hatten für die versandete Mole einen hölzernen Pier keck in die Brandung hinausgebaut. Pessimisten prophezeiten ihm eine kurze Lebensdauer, doch unbeschadet dieser absprechenden Urteile trotzte er allen Unbilden der Witterung. Er war so konstruiert, daß die anprallenden Wogen möglichst wenig Widerstand fanden, selbst der obere Bretterbelag wies aus diesem Grunde Lücken auf. Jahrelang hat dieser Pier in Wind und Wetter fest gehalten und eigentlich fast allein das Fortbestehen der nördlichen Verpflegungslinie von Swakopmund aus gesichert; denn die Brandungsboote waren wenig leistungsfähig und die großen Flöße wenig zuverlässig, weil sie die Dünung durchqueren und unmittelbar am Strande landen mußten. Bei starkem Winde war daher nur der Pier zu gebrauchen; bei sehr schlechtem Wetter versagte allerdings auch dieser, denn er war schließlich doch kein vollwertiger Ersatz für einen Hafen. — Die englische Walfischbai war für Kriegsgüter gesperrt.

Zu dieser Zeit ging die russische Flotte im Redford-Hafen bei Lüderitzbucht vor Anker. Sie fuhr nach Ostasien, nach Tsuschima! Das Interesse der Welt war einige Tage lang auf unseren abgelegenen Erdenwinkel gerichtet, — dann folgte es im Kielwasser der Panzer!

* * *

Die fortwährend aus allen Teilen des Schutzgebiets einlaufenden wichtigen Kriegsdepeschen und Berichte gaben dem an sich einförmigen Leben des Hauptquartiers in Windhuk den Reiz größter Spannung. Wir trugen auf großen Karten die Bewegungen der Truppen und Transporte ein; alle Möglichkeiten wurden erwogen, und die gefaßten Entschlüsse in Befehle umgesetzt.

Der Heimat wurde häufig von den Ereignissen durch lange Telegramme Mitteilung gemacht. Jedes amtliche Depeschenwort kostete 1,75 Mark; die Aktien der englischen Kabelgesellschaft stiegen.

Dem Vaterlande waren wir in Windhuk wesentlich näher gerückt. Postsendungen hatten zwei bis drei Monate gebraucht, um uns im Sandfeld zu erreichen. Nun erfuhren wir das Neueste schon nach vier Wochen. Kreuzbänder und Pakete hatten uns bisher nur selten erreicht; bei unserem Eintreffen in Windhuk fanden wir einen mächtigen Postsack vor, der

uns schon lange hier erwartet hatte. Das Studium der zwölf von uns gehaltenen Zeitungen, das mir ressortmäßig oblag, zeigte, daß sich die Heimat allgemach mehr für die Ereignisse in Südwestafrika zu interessieren begann. Auch unsere trefflichen deutschen Witzblätter, brachten uns in der Karikatur — endlich! Denn so lange sich Humor und Satire einer Sache nicht bemächtigen, ist sie nicht volkstümlich.



Burenfamilie

Die Post stand während des Krieges vor einer schweren Aufgabe. Die Zahl der Eingänge war groß, und die Möglichkeit, die Postsäcke den Truppen nachzuschaffen, gering. Von Ende Januar 1904 bis Ende Januar 1905*) trafen 371 Briefbeutel mit 11923 Kilogramm Gewicht ein, welche 495000 Briefe und Postkarten, 31400 Zeitungen und 823 Postanweisungen enthielten. Abgeschickt wurden in der gleichen Zeit: 298 Briefbeutel mit 5378 Kilogramm Gewicht, in denen sich 960000 Briefe und Postkarten, sowie 13600 Postanweisungen befanden. Im Ganzen wurden

*) Beiheft 8 zum Amtsblatt des Reichspostamts 1905.

also anderthalb Millionen Briefsendungen befördert, von denen 16 Proz. allein auf den Januar 1905 entfielen.

Von Ende März 1904 bis Ende Januar 1905 trafen in 2253 Säcken 22270 Feldpostpakete ein. 28½ Proz. davon waren Weihnachtssendungen.

Um sämtliche Feldpostpakete und Briefe, die im Dezember 1904 ankamen, gleich zur Feldtruppe zu befördern, wären nach meiner Berechnung 15 große Burenwagen mit 300 Zugochsen und 45 Treibern nötig gewesen. Wie sollte das Etappen-Kommando, das Mühe hatte, den Truppen den notwendigsten Bedarf an Lebensmitteln nach dem weit entlegenen Kriegsschauplatz zu schleppen, so viele Gespanne verfügbar machen?

Jedem Transport wurden jedoch einige Postsäcke mitgegeben, denn wir wußten wohl, was den Soldaten das Eintreffen der ersehnten Nachrichten von den Lieben in der fernen Heimat bedeutete.

Bei dem fortgesetzten Herumziehen der Truppen und bei dem starken Wechsel im Personalbestande (durch Verluste, Krankheiten, Abkommandierungen, Ergänzungen) mußte mancher Brief eine lange Wanderschaft unternehmen, bevor er seinen Adressaten fand. Wer die Schwierigkeiten nicht übersah, räsonierte; wer sie kannte, staunte über die musterhafte Organisation unserer Reichspost, die selbst diese Schwierigkeiten allmählich meisterte.

Durch Telegraphieren einer Nummer konnte man seinen Angehörigen mitteilen, daß man wohl und munter sei. Eine davorgesetzte Zahl, die bei jedem verschieden war, bezeichnete die Adresse. Das Verfahren war einfach, praktisch und billig. Mir ist nur ein Fall zu Ohren gekommen, in dem die sogenannte „Heimatsdepesche" zu einem tragischen Vorfall Anlaß gab. Die Angehörigen eines an Typhus verstorbenen Reiters erhielten plötzlich von dem tiefbetrauerten Sohne, einen Monat nach seinem Ableben, mit richtiger Adresse und Unterschrift das überraschende Telegramm: „Vollkommen gesund! Gruß!" Man kann sich die Aufregung denken, die diese Depesche verursachte. Die Behörden wurden benachrichtigt, Anfragen gingen beschleunigt über den Ozean, und wir mußten leider mitteilen, daß der Reiter trotz des Telegramms nicht unter den Lebenden weile. Doch nach einem Monate meldete der Tote den Seinigen wieder, daß er vollkommen gesund sei. Nochmals wurden alle Instanzen in Bewegung gesetzt; der Fall war sehr ärgerlich; die von neuem vergeblich in Hoffnung versetzten Eltern waren sehr zu bedauern, da sich abermals herausstellte, daß auch nicht der geringste Zweifel über die Richtigkeit der Todesnachricht bestehen könne. Durch einen Zufall wurde nun ermittelt, daß der Reiter einen zur Etappenlinie abgerückten Kameraden gebeten hatte, für ihn an jedem Ersten des Monats das genannte Telegramm an die Eltern zu

schicken. Er dachte wohl, das gehe schneller und sei sicherer. Bald darauf starb er; doch der andere wußte davon nichts und führte den Auftrag getreulich weiter aus.

Die Arbeit im Bureau wurde durch drückende Hitze sehr erschwert, die in der dünnen Höhenluft, — Windhuk liegt rund 1500 Meter über dem Meeresspiegel — besonders stark empfunden wurde. Jeden Morgen um 11 Uhr legten wir dem Chef die Bearbeitung der Eingänge vor; dann zogen wir alle zusammen den steilen, sandigen Weg zur Wohnung des Oberkommandierenden hinauf, um ihm Vortrag zu halten. Entscheidungen allgemeiner Natur, wie z. B. Organisationsfragen, wurden meistens zu dieser Zeit vom General getroffen, operative Entschlüsse hingegen, je nach Eingang der Depeschen, unbekümmert um die Tages- oder Nachtstunde, sofort erledigt.

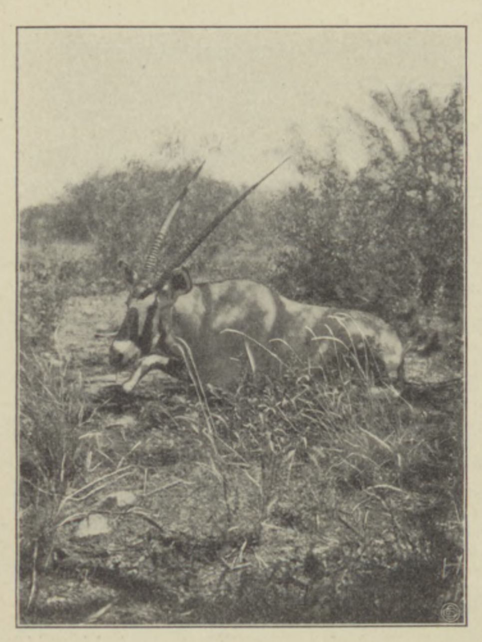
Unsere Erholungszeit war der späte Abend; dann saßen wir im Kasino beim einfachen Mahl, das uns ein Schutztruppler, Metzger von Beruf, bereitete. In diesen Abendstunden pflegten meistens die Depeschen vom Auswärtigen Amt und vom Großen Generalstabe einzutreffen. Es gehörte zu meinem „Ressort“, sie zu dechiffrieren. Es war eine beschwerliche, aber sehr interessante Arbeit, aus dem Zahlen- und Zeichentext allmählich den richtigen Wortlaut zu entwickeln. Die Art des Verfahrens ist geheim und der Inhalt der Depeschen gleichfalls, doch darf ich wohl sagen, daß die obere Leitung in der fernen Heimat nicht nach Art des einstigen Wiener Kriegsrats in die Einzelheiten eingriff, sondern dem Kommandeur größte Freiheit des Handelns ließ.

Nach Tisch saßen wir meist plaudernd zusammen. Es wurde viel Schach gespielt. Wenn die Stimmung es zuließ, setzte sich einer von uns an das Gouvernementsklavier und entlockte dem selten gestimmten Instrument allbekannte Weisen; durch die geöffneten Fenster drangen die Akkorde in die dunkle Nacht hinaus.

Vom Lichte angezogen, sammelte sich allerlei Getier und ballte sich zu scheußlichen Klumpen auf dem weißgedeckten Eßtisch: Lange, braune Muttergottesanbeterinnen, stachliche Käfer, Motten und allerlei Großflügler mit wunderlicher Mimikry, bald wie ein Blatt, bald wie ein Stück Holz geformt und gefärbt, harmlose Insekten von unbekannter Art; — wenn aber die langbeinigen, dicken, schwarzbehaarten, giftigen Taranteln eilig herangelaufen kamen, machte der Chef ostentativ seine Schlafzimmertüre zu. —

Durch die Ansammlung von Truppen und durch die Schwierigkeit der Zufuhr war in Windhuk Teuerung eingetreten. Eine Flasche Bier

kostete zwei bis drei Mark, drei Brötchen 25 Pfennige, drei Zigarren eine Mark, eine kleine Cervelatwurst sechs bis acht Mark. Für Kartoffeln wurden Phantasiepreise bezahlt, ebenso für Butter und Eier. Hin und wieder erhielten wir aus den Gärten von Klein-Windhuk etwas frisches Gemüse, das als Delikatesse gebührend gewürdigt wurde. Im schönen Gouvernementsgarten wuchsen herrliche, süße Trauben, dort standen auch Palmen und andere tropische Pflanzen in üppigstem Wachstum, ein Beweis dafür, daß der Boden, wenn ihm genügend Wasser zugeführt wird, von hoher Fruchtbarkeit ist. — Wild war reichlich vorhanden.



Gemsbock

Und die Wasserfrage? Der Himmel löste sie in verschwenderischster Weise. Die Regenzeit war angebrochen; fast jeden Tag gegen 9 Uhr zogen finstere Wolken zusammen, die sich eine Stunde später unter Donnerkrachen entluden; doch mit welch elementarer Gewalt! Kein Regen war das zu nennen, das war ein Wolkenbruch, ein Gewittersturz, eine Sintflut; in dicken Strahlen, wie aus Kübeln, goß es vom Himmel. Von den unbewachsenen Berghängen rauschten die Wassermassen brausend talabwärts und füllten die Schluchten mit einer tosenden, schäumenden Flutwelle.

Vor meinem Hause führte ein Miniaturrivier vorbei, durch dessen trockenen, steinigen Untergrund ich täglich zum Kasino gehen mußte. Eines Tages, nach einem solchen Regen, fand ich den Weg durch einen wild dahinströmenden Gießbach versperrt. Wir holten Bretter, Taue, Stangen und bauten einen Brückensteg. Kaum war er fertig, als die Wasserflut ebenso plötzlich nachließ, wie sie eingesetzt hatte. Eine Stunde später konnte man durch das Rivier gehen, ohne sich den Fuß zu netzen!

Am gleichen Tage stand vor dem Eingange des Kasinos ein Reiter, der dem Kommandanten meldete, daß ein mit Hafersäcken vollbeladener Wagen beim Durchfahren eines trockenen Flußbetts plötzlich von der

meterhoch anströmenden Wasserwelle gepackt und mitgerissen worden sei. Die ganze Ladung war verdorben und verloren, der Wagen beschädigt, und von den Maultieren waren einige ersoffen. Mit knapper Not hatten sich die Begleitmannschaften vor dem Ertrinken gerettet, — im wasserlosen Südwestafrika!

Am Weihnachtsabend waren wir im Kasino versammelt. Eine Aloë stand als Christbaum geschmückt auf dem Tisch; der Schnee, durch Watte



Weihnachten deutscher Reiter im Felde

„markiert", schien angesichts der tropischen Temperatur nicht sonderlich glaubwürdig. Wenn man sich aber genügend weit wegstellte, die Augen etwas zukniff und ein wenig Phantasie besaß, sah die mit Kerzen besteckte, schmalgeblätterte Aloë genau wie ein Tannenbaum aus, — wie einer von den silberbehangenen, strahlenden Tannenbäumen, um welche an diesem Abend im lieben Vaterlande frohe, selige Menschen standen. Unsere Gedanken gingen auf Wanderschaft; doch ließen wir es uns nicht merken, und jeder bemühte sich, ein recht fröhliches Gesicht zu machen, um den anderen die Stimmung nicht zu verderben. Allerlei Liebesgaben waren als Geschenke aufgestapelt. Eine große Firma hatte Wein gestiftet, eine

andere Zigarren, und eine dritte hatte die Herren des Hauptquartiers mit einer großen Sendung Manoli-Zigaretten überrascht. Auch die Partitur zu einem südwestafrikanischen Kriegsmarsch lag auf dem Weihnachtstisch des Hauptquartiers; der Komponist hatte sich sogar bereit erklärt, ihn für volles Militärorchester zu setzen. Wir verfügten indessen leider nur über einen Trompeter.

Da wir uns gegenseitig nichts schenken konnten, hatten einige von uns den Pegasus bestiegen und allerlei Neckerei in Verse eingekleidet. General v. Trotha erhielt eine apokryphe, gereimte Zuschrift von Samuel Maharero aus dem Sandfeld, worin es hieß:

„Euer Exzellenz

möcht ich nur sagen — der Orlog liegt mir schwer im Magen. — Hätt' ich gewußt, daß so das Ende, — dann wüsch' in Unschuld ich die Hände, — anstatt in Blut bei Raub und Mord — und lebt' in Okahandya fort . . . Da ging's mir gut, ich hatte alles — Tabak, Schnaps, Weiber und den Dalles — Und blieb, Herr Voigts ist ja geduldig, — die ganzen Ochsenherden schuldig."

„Nun sitz' ich hier und bitte dich: — Mach unter alles einen Strich. — Ich hab' gemordet und geklaut, — wie's Sitte beim Hereromann, — weil, wer in dunkelfarb'ger Haut, — das Stehlen niemals lassen kann. — Doch nun genug, ich tu's nicht wieder! — Ich will, zum mindesten zehn Jahr, — wie alle die Hererobrüder, — bezahlen fortan nur in bar! — Will überhaupt mich so betragen, — daß alle in Europa sagen; — ‚Nein, dieser schwarze Gentle-Lehmann — ist doch ein braver oller Seemann, — so treu, so ehrlich und stets bieder.' — Und morden? will ich niemals wieder! — Ich hab darin ein Haar gefunden! — Drum tu' mir doch den Galgen stunden! — Ich träume davon immerzu — und habe tags und nachts nicht Ruh, — und sehe mich bereits im Traum — hoch baumeln an dem höchsten Baum; — es schnürt im Geist sich mir die Kehle, — denn Angst hat auch die Kaffernseele . . . Darum entlaste mich der Pein und laß mich Gauner wieder rein — und geh mit mir nicht ins Gericht — das bischen Morden zählt doch nicht!"

„Doch wenn dereinst, was Gott behüte, — in zwanzig Jahr das Land in Blüte, — und lohnt es wieder aufzustehn, — dann bleib ich treu, das sollst Du sehn. — Mein Wort darauf, nach Kaffernbrauch, — so treu wie Hendrik — bin ich auch! — — Drum schicke schnell mir den Befehl, — zur Wiederkehr

Dein Samuel."

Oberkriegsgerichtsrat Dr. Volley mußte natürlich juristischen Ulk über sich ergehen lassen: „... Justitia die blinde — ist seine einzige Braut, — sie trägt ja eine Binde — um ihre Bindehaut!...“

Generaloberarzt Dr. Schian, der „große Medizinmann“, erhielt ein Epos auf die Anopheles-Mücke, deren Weibchen den Malariaparasiten verpflanzt: „... Siehst du solch ein Tierchen da — im deutschen Südwestafrika, — so fange es und trag es hin — zur Generalober-Medizin. — Und frage ihn, er sieht's genau, — ob männlich dieses, oder Frau. — Sollt' er: ‚Das ist ein Männchen,‘ sprechen — dann lasse ganz getrost dich stechen!...“

Auch machten wir am Schluß dieses Gedichts unserer geringen Freude an der eingeführten Chinin-Prophylaxe, die uns zwang, aller acht Tage ein Gramm dieses abscheulich schmeckenden, Ohrensausen erregenden Mittels zu schlucken, in folgender Weise Luft: „... So nimm als Gegenmedizin — allwöchentlich ein Gramm Chinin. — Wirst du dann herz- und magenkrank, — so ruf zum Himmel: ‚Gott sei Dank! — Zwar, mir ist hundemäßig schlecht, — auch essen kann ich nicht mehr recht, — ich kann nicht kriechen mehr, noch gehn, — nicht liegen, sitzen oder stehn, — der Schädel brummt, als ob er bricht, — — doch, — die Malaria hab ich nicht!‘“

Einige Stunden saßen wir bei Scherz und Kurzweil zusammen. Dann kamen Depeschen.

Wir gingen nach Hause, jeder still für sich. Die Weihnachtsengel hatten den ganzen Himmel mit glitzernden Sternen geschmückt: Dann wollten sie auch ihr Lied vom Frieden auf Erden singen; doch als sie hinunterblickten auf das große, verwüstete, von kämpfenden Menschen erfüllte Land, da schüttelten sie traurig die Köpfchen — und schwiegen!

* * *



Andreas, mein Bambuse, konnte das gute Leben in der Stadt nicht vertragen. Zwar hatte ich ihn häufig ermahnt, sich ein wenig Geld zu sparen, auch war es streng verboten den Eingeborenen, zumal solchen halbwüchsigen Jungen, Schnaps zu verkaufen; doch war die Tatsache nicht zu bestreiten, daß der kleine Hottentott wiederholt in einem Zustande auf der Straße liegend gefunden wurde, für welchen das Wort „betrunken“ viel zu milde erscheint. Ich sprach

ihm ins Gewissen, machte ihm die Folgen klar, zeigte ihm seinen schmierigen Rock, drohte — Dreckspatz versprach hoch und heilig sich zu bessern. Ich schenkte ihm einen neuen Anzug, doch war auch dieser drei Tage später zu Fetzen umgewandelt; der Musterknabe hatte sich wieder einen schweren Anfall akuter Alkoholvergiftung zugezogen. Ich kündigte ihm. Es tat mir leid, an seine kleine, braune Person knüpfte sich ein Stückchen Erinnerung an schwere, ereignisreiche Zeiten. Ich hatte mir auch mit dem Jungen viel Mühe gegeben, ihn gut behandelt, es hatte ihm nie an etwas gefehlt.

Zum Dank dafür ließ er mich beim Abschied einen Blick in sein Hottentottenherz tun.

„Also, Andreas, du mußt mich nun verlassen!"

Vergnügtes Grinsen.

„Hast du mir noch irgend etwas zu sagen?"

„Jawohl Mister — kriege Geld!"

„Dort liegt's! Das Gehalt für den vollen Monat. Hast du sonst nichts zum Abschied zu sagen?"

„Schenken mir Mister mehr Geld."

„— Mach, daß du raus kommst!"

Fünf Minuten später tollte er mit seinen gleichaltrigen Gefährten fröhlich draußen herum.

Trotz dieser Erfahrung wollte ich meine Geschicklichkeit im Verbreiten der Kultur an einem anderen Hottentotten erproben. Ich ließ mir den Kapitän der Swartbois holen, der den Namen „Schafskopf" offiziell führt. Er brachte und empfahl mir seinen Sohn Gottfried Schafskopf, der eine Perle des ganzen Stammes sei, als künftigen Bambusen. Um den Pakt zu besiegeln ließ ich jedem der beiden einen Schnaps kommen und erzählte dem Alten, wie es mir mit Andreas ergangen sei. Der Kapitän hörte mir mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheus bedächtig zu, trank seinen Schnaps aus, dann den seines Sohnes und erklärte mit Überzeugung, der Alkohol sei überhaupt die Wurzel alles Übels. — Gottfried ist nicht lange bei mir geblieben.

* *
*

Die Kriegslage im Süden nahm Ende Dezember eine plötzliche Wendung. Erkundungen hatten ergeben, daß Hendriks Streitmacht keineswegs aufgerieben war, sondern sich nur zurückgezogen hatte und kampfbereit in der Gegend von Gochas am Auob stand. Die Stärke des Feindes

war noch eine so beträchtliche, daß Oberst Deimling die Abteilung Meister allein für zu schwach hielt, um die Witbois zu bewältigen. Er zog daher auch noch die Abteilungen v. Lengerke und Ritter heran. Alle drei Kolonnen sollten konzentrisch auf Gochas marschieren, und zwar:

Abteilung Meister von Kalkfontein über Groß-Nabas Auob-abwärts.

Abteilung Ritter von Gibeon über Goamus.

Abteilung v. Lengerke von Koes über Persip Auob-aufwärts.

Der Abmarsch war so geregelt, daß sich die drei Kolonnen etwa am 4. Januar südlich Gochas vereinigen mußten. Wo der Gegner den Angriff annehmen würde, ließ sich indessen vorher nicht beurteilen. Die Entfernung der Abteilungen voneinander war beim Abmarsch sehr groß; daher mußte damit gerechnet werden, daß die Hottentotten durch eine Vorwärtsbewegung nach irgend einer Richtung die Lage verschieben konnten; doch blieb nach wie vor ein wichtiger Gesichtspunkt des Operationsplans bestehen, nämlich, daß jeder bedrängten Abteilung von den beiden anderen Unterstützung geleistet werden sollte. Warf sich aber der Gegner zwei oder allen drei Abteilungen entgegen, so war auch er zur Teilung seiner Kräfte gezwungen.

Als Hendrik von dem Anmarsch Kenntnis erhielt, beschloß er, sich mit seiner Hauptmacht auf die von Norden anrückende Abteilung Meister zu werfen, die westliche und südliche Kolonne dagegen nur mit geringen Kräften zu beschäftigen und aufzuhalten.

Der Zusammenstoß der verhältnismäßig schwachen Abteilung Meister (223 Mann, 4 Geschütze) mit dem stark überlegenen Orlog der Hottentotten, dem sich sogar noch ein Hererohilfskorps unter Samuels Sohn Friedrich angeschlossen hatte, führte zu einem der schwersten Kämpfe des ganzen Krieges.

Am 2. Januar traf beim Hauptquartier eine in der Nacht vom 1. zum 2. aufgegebene Depesche Meisters ein, in welcher dieser meldete: „6^{0} abends bei Stamprietfontein 500—600 Hottentotten gesehen. Leisten energischen Widerstand. Heutiges Gefecht bis 9^{30} abends. Nacht über Biwak in Schützenlinie. Stoße morgen energisch vor. Hauptmann Krüger, Leutnant Trenk, Leutnant Rietzsch verwundet und, soweit zu übersehen, 2 Reiter.“ *)

Die Entfernung von Stamprietfontein bis Kub, der nächsten Sta-

*) In Wirklichkeit waren, außer den genannten Offizieren, 2 Unteroffiziere und 2 Reiter verwundet.

tion, beträgt etwa 150 Kilometer, bis Windhuk rund 350 Kilometer auf der Pad!

Es war also nicht möglich, der kämpfenden Abteilung Hilfe zu bringen, oder ihr Verstärkung zuzuführen!

In jenen ersten Tagen des Januar 1905, als wir mit äußerster Spannung von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag auf Nachrichten warteten, die uns über das Schicksal der Abteilung Meister und der anderen Kolonnen aufklären sollten, mußte ich oft an die Worte eines Etappen-Kommandanten denken, der mir, als ich von den Kämpfen am Waterberg erzählte, bitter zur Antwort gab: „Im Gefecht zu liegen, das mag sehr schwer sein; aber hier hinten zu stehen, von den Taten der Kameraden zu hören, oder sie in Bedrängnis zu wissen und nicht einmal nach vorn eilen, mitmachen und helfen zu können, das ist einfach unerträglich!"

Neunzehntes Kapitel.

Gefechte gegen Hendrik Witboi und Morenga.

Nach den vorbereitenden Kämpfen bei Stamprietfontein (31./12. 04) hatte am 2. Januar jenes heiße Ringen der Abteilung Meister bei Groß-Nabas begonnen, das trotz der Ungunst des Geländes, trotz der überlegenen Stärke des Feindes nach 54 stündigem Gefecht durch einen Sturmanlauf unserer Leute zum Siege verwandelt wurde.

Aus dem Bericht eines Mitkämpfers, des Leutnants Nath, möchte ich einzelne Stellen wiedergeben.

31. Dezember 1904 abends (nach dem Gefecht von Stamprietfontein):

„Es hatte immer mehr angefangen zu blitzen und zu wetterleuchten. Der ganze Himmel war schwarz; da fielen plötzlich einige Tropfen, und dann setzte ein Wolkenbruch unter Donnern und Blitzen ein, wie er eben nur in Afrika möglich ist. Im Nu waren wir bis auf die Haut durchnäßt, vorübergehend war der ganze Himmel ein Flammenmeer, dann zogen wieder, Feuerschlangen gleich, lange Blitzsäulen über den ganzen Horizont, denen sofort ein betäubender Donner folgte. Angesichts des Feindes mußte, der Blitzgefahr wegen, der Befehl gegeben werden von den Geschützen zurückzutreten. Das Unwetter tobte etwa eine Stunde, dann hörte es plötzlich auf, und nach kurzer Zeit erschien der südliche Sternenhimmel unseren Augen. Inzwischen war es zwölf geworden, das neue Jahr hatte begonnen, Glückwünsche wurden ausgetauscht, und die ermüdeten, durchfrorenen und durchnäßten Lebensgeister durch einen Schluck Rum wieder angeregt. Eine Stunde Schlaf auf den harten Klippen stärkte mich für den kommenden Tag . . .“

„Um die Eigenart des afrikanischen Krieges zu charakterisieren, möchte ich noch mitteilen, daß der linke Flügel der 5. Kompagnie den Hottentotten auf fünf Schritt die ganze Nacht gegenüber lag. Wir alle hatten die Entfernung für größer gehalten. Sturmversuche waren vorher gescheitert.“

2. Januar (Gefecht von Groß-Nabas):

„Es war Mittag; die afrikanische Sonne stand senkrecht über uns. Nirgends Schatten; die vorhandenen Büsche waren klein und blätterlos, mit Tausenden von spitzen Dornen besetzt. Die harten und scharfen Steine rissen uns die Haut blutig und waren schon so heiß, daß man beim Anfassen Brandblasen bekam. Der Durst machte sich fühlbar, aber wo Wasser hernehmen? Die gefüllten Wassersäcke waren ausgetrunken oder an die Verwundeten abgegeben, die Wasserstellen noch in Händen des Gegners. Doch vorläufig hieß es, die Zähne zusammenbeißen und aushalten. Dabei fielen jetzt auch noch im Rücken Schüsse, ein Zeichen für uns, daß wir von allen Seiten umstellt seien. Außerdem fing die Munition an knapp zu werden und es wurde äußerste Sparsamkeit befohlen. Neue Sturmangriffe der Hottentotten wurden abgewiesen. Mit Sehnsucht erwarteten wir die Nacht, deren Kühle doch wenigstens etwas den Durst lindern konnte. Endlich wurde es dunkel."

3. Januar:

„Mittags wurde die Lage bedenklich. Der fürchterliche Durst nahm die Leute entsetzlich mit. Mehrere wurden plötzlich wahnsinnig, sprangen auf und liefen in die Linie der Witbois, von denen sie einfach niedergeschossen wurden. Andere lagen teilnahmslos da und ließen ab und zu ein fast tierisches Brüllen hören. Wieder andere tranken ihren eigenen Urin und sogen begierig das Blut der Verwundeten ein. Viele konnten nur durch energisches Eingreifen von Kameraden am Selbstmord verhindert werden. Mehrere Offiziere wurden ohnmächtig zurückgeschafft, einer wurde tobsüchtig. Bei alledem steigerten sich die Verluste in unheimlicher Weise. Das Stöhnen und Schreien der Verwundeten, die teilweise fünf Schritt vor der eigenen Linie lagen und des heftigen Feuers wegen nicht zurückgeschafft werden konnten, war einfach entsetzlich."

„Inzwischen hatte mich auch die Nachricht vom Tode des Majors v. Nauendorf und des Leutnants v. Bockelberg erreicht. Die Leutnants v. Kleist, Neubronner, Lauteschläger und Donner waren bereits verwundet. Leutnant Helmich wurde gerade, durch die Brust geschossen, vorbeigetragen. Die 7. Kompagnie hatte überhaupt keine Offiziere mehr. Oberleutnant Grüner und Leutnant Klewitz waren besinnungslos fortgeschafft worden. Beim linken Flügelzug der Batterie war nur ein einziger Unteroffizier als Bedienung. Die ganze Batterie hatte pro Geschütz noch 5 Granaten und 2 Kartätschen. Da kam der Befehl, die Geschütze zurückzubringen oder unbrauchbar zu machen. Alles, was ein Gewehr noch tragen konnte, sollte in die vorderste Linie. Doch dazu war es zu spät. Die Hotten-

totten versuchten jetzt mit solcher Gewalt zu stürmen, daß die Infanterie zurückweichen mußte. Die Witbois folgten und kamen auf dem linken Flügel bis auf etwa 10 Schritt an die Geschütze heran, die sie unter „Hurrah“ nehmen wollten. In diesem kritischen Moment zog der Unteroffizier Köhler ab, und 24 Schwarze lagen von der Kartätsche zerrissen am Boden. Gleichzeitig war der am Tage vorher schwer verwundete Leutnant Semper, seiner Wunde nicht achtend, vorgestürmt mit den Worten: ‚Ich will bei meiner Kanone sterben‘. Er kam gerade zur rechten Zeit, um das alleinstehende Geschütz abzuziehen. Der Angriff stockte, und die Hottentotten gingen zurück. Doch Leutnant Semper erhielt einen Schuß in den Oberschenkel. Das Blut spritzte etwa einen halben Meter hoch, und nach etwa einer Stunde war er eine Leiche. Noch im Sterben kommandierte er, dicht hinter dem Lafettenschwanz liegend, einem hinzugeeilten Kanonier: ‚Mit Kartätschen geladen, Feuer!‘ Als der Mann nicht gleich abzog, weil das Geschütz beim Rücklaufen Semper überfahren mußte, rief dieser: ‚Zum Donnerwetter Kerl, ziehen Sie ab, ich bin doch gleich tot!‘ Zum Glück kam in diesem Moment Leutnant v. Seuther mit 5 Mann, die den Sterbenden zurückzogen und später die beiden Geschütze zu den Ochsenwagen brachten. . . .“

„Von der 7. Kompagnie lagen rechts rückwärts der Artillerie nur noch etwa 10 Mann, als ich den Befehl erhielt, zurückzugehen. Bei meinem rechten Flügelgeschütz, hinter dem ich lag, waren nur noch drei Mann. Wir alle griffen jetzt in die Räder. Doch innerhalb weniger Sekunden lagen zwei tot, der dritte schwer verwundet neben dem Geschütz. Ich warf mich sofort hin und konnte nur noch den beiden Befehlsüberbringern entgegenrufen: ‚Zurück, unmöglich!‘ Im nächsten Augenblick wurde mir von einem aufprallenden Geschoß ein Stein an den Kopf geschleudert, der mir das Bewußtsein nahm. Als ich nach etwa einer Stunde erwachte, war ich mit meinem Geschütz und den beiden Toten allein. Der Verwundete war weggetragen worden, mich hingegen hatte man wohl als tot liegen lassen. . . . Da endlich, etwa nach drei Stunden, kamen sieben Mann der 4. Kompagnie zu meiner Hilfe heran. Ich erfuhr, daß der Angriff abgeschlagen und sogar von Schwarzen geholtes Wasser in Aussicht stände. Doch schon der Name Wasser gab mir genügend Kraft, mich, nachdem ich die Bewachung des Geschützes den Infanteristen übergeben, nach der Batterie, deren Führung ich schon seit einigen Stunden übernommen hatte, umzusehen. . . .“

„Endlich, gegen Abend, kam ein Mann und brachte einen Wassersack zur Hälfte gefüllt mit einer dicken, schlammigen Masse. Seit 48 Stunden

wieder Wasser! Die Leute waren halb unsinnig vor Freude, und alle Anstrengungen und Entbehrungen waren vergessen. . . .“

„In der Nacht begab ich mich zu den Ochsenwagen, um nach den Verwundeten zu sehen und für meine Leute irgend etwas Genießbares zu erhalten. Mit großer Mühe gelangte ich durch den dichten Busch endlich an den richtigen Platz. Doch wie sah es hier aus! Die Ochsenwagen waren dicht zusammengefahren, die Tiere zum größten Teil totgeschossen oder infolge des Durstes verendet. Ein widerlicher Geruch von verwesendem Fleisch erschwerte das Atmen und raubte uns fast die Besinnung. Über mehrere Kadaver stolpernd, gelangte ich zu den Verwundeten, die unter und neben den Wagen lagen. Über 50 waren hier dicht nebeneinander untergebracht. In das Brüllen der vom Durst gepeinigten Tiere mischte sich das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten, sowie das Schreien der Wahnsinnigen und Tobsüchtigen. Dazwischen schlugen des öfteren einzelne Geschosse zwischen und in die Wagen ein. . . . Die Toten wurden sofort neben den Wagen ohne weitere Zeremonien begraben.“

4. Januar. Der Sturmangriff wird befohlen:

„Ein Gefühl der Erleichterung und ein lautes Hurrah ging durch die ganze Linie hindurch. Mit Aufbietung der letzten Kraft stürzten sich die Kompagnien unter Hurrah-Rufen auf den Feind, der ein heftiges, aber ungezieltes Feuer abgab, dann aber nicht mehr zu halten war.“

„Die Nachricht von der Eroberung der Wasserstelle ging wie ein Lauffeuer durch das Detachement. Deutlich hörte man, trotz Gewehr- und Geschützfeuer, die Leute den Choral ‚Nun danket alle Gott‘ singen.“

Der Sieg war schwer erkauft worden, 9 Offiziere, 60 Mann — über 30 Proz. der Kolonne — lagen tot oder verwundet auf dem Gefechtsfelde! Major Meister blieb einen Tag an der erkämpften Wasserstelle und kehrte dann mit seiner erschöpften Abteilung nach Stampriet-fontein zurück.

Oberst Deimling war am 1. Januar mit Ritter von Gibeon aufgebrochen. Erst am Auob stieß er (3. 1. 05) auf Feind, der geworfen wurde. Am 4. Januar vereinigte er sich bei Haruchas mit der Abteilung Lengerke. Zu seiner Überraschung war Meister weder eingetroffen, noch hatte er eine Meldung geschickt. Deimling befahl daher am 5. den Vormarsch auf Gochas, schlug einen Hottentottenorlog, der sich ihm hier entgegenstellte, und setzte am 6. den Marsch Auob-aufwärts fort. Immer noch fehlte jede Nachricht von der Abteilung Meister! Die Besorgnis um das Schicksal der Kameraden trieb die Kolonne

Deimling vorwärts. Am 7. stieß sie auf die von Groß-Nabas zurückgehenden Witbois. Diese hatten sich gedeckt in einem weiten Bogen hinter Dünen aufgestellt und wollten dadurch die anmarschierende deutsche Abteilung beiderseits überflügeln. In geschickter Weise vermied der Führer, in die ihm gelegte Falle zu laufen und griff statt dessen, indem er ausbog, den Gegner selbst flankierend an. Das Gefecht von Zwartfontein endete mit der völligen Niederlage der Hottentotten. Als schließlich die Artillerie



Oberst v. Deimling vor der Front einer Feldkompagnie

auf 6000 und 7000 Meter die Werften und Wagen beschoß, ließen die Witbois all ihre Habe in Stich und flohen in die Kalahari!

Durch diese Reihe von Gefechten war die Kriegslage im Norden des Namalandes zu unseren Gunsten entschieden. Oberst Deimling befahl nunmehr:

Abteilung Meister sperrt die Auob-Linie Kalkfontein-Stampriet-fontein und besetzt Hoachanas;

Abteilung v. Lengerke besetzt anschließend die Linie Zwartfontein-Gochas-Persip;

Abteilung Ritter marschiert abermals nach dem Hudup und greift die Nordbethanier an.

Oberst Deimling selbst wollte nach Keetmanshoop reiten, um mit der inzwischen dort gebildeten

Abteilung v. Kamptz gegen Morenga vorzugehen, denn dieser stand noch unbesiegt in den steilen, wildzerklüfteten, schier unersteiglichen Karasbergen!

* *
*

Eine ungewöhnlich starke Regenzeit hatte eingesetzt. Vielfach wurden die Kabelverbindungen durch Kurzschluß gestört; der Bahnbetrieb erlitt große Verzögerungen, auch die Ochsenwagen-Transporte blieben in den Rivieren stecken und hatten noch geringere Tagesleistungen aufzuweisen, als in den Zeiten der Dürre. Viele neue Wasserstellen entstanden; sie erleichterten den Eingeborenen die Kriegführung, weil sich die feindlichen Banden jetzt ungehinderter bewegen und leichter verbergen konnten.

Die Arbeitslast des Hauptquartiers wuchs durch das Eintreffen neuer Verstärkungen immer mehr an. Die Zahl der Proviantkolonnen nahm der Truppenvermehrung entsprechend zu, und das Netz der Signal- und Telegraphenlinien erweiterte sich von Tag zu Tag.

Bei unserem Chef, Major Quade, stellten sich infolge der ungeheuren, auf ihn eindringenden Anforderungen starke Herzbeschwerden ein, die sich allmählich verschlimmerten. Lange kämpfte er erfolgreich mit aller Willenskraft dagegen an; schließlich aber mußte er sich dem Zwange der Natur fügen; so verließ uns auch der zweite Generalstabschef in diesem Kriege, als ein Opfer der aufreibenden Tätigkeit seiner Stellung. Durch außerordentliche Arbeitskraft war er uns stets vorbildlich gewesen.



Major v. Redern

Auch Generaloberarzt Dr. Schian, dessen Krankheit gleichfalls durch Überanstrengung verursacht war, verließ uns leider zu dieser Zeit. So riß der Krieg eine schmerzlich empfundene Lücke nach der anderen in die Reihen des Hauptquartiers.

Major v. Redern trat an die Stelle des Chefs. Durch seine bisherige Verwendung als Etappen-Kommandeur kannte er am besten die gewaltigen Schwierigkeiten, welche die Mobilmachung und Verpflegung

so zahlreicher Truppen bereiteten. Oberst Dame wurde Etappen-Kommandeur.

Wir erhielten einen neuen Generalstabsoffizier in der Person des Majors Gräser. Er wurde sofort als Nachrichtenoffizier nach Keetmanshoop zu Oberst Deimling entsendet.

Anfang Februar waren auch die Funkenstationen wieder verwendungsfähig und rückten nach dem Süden ab. Eine zweite Funkenabteilung vermehrte bald unseren Bestand um drei weitere Wagen, so daß wir im ganzen deren sechs besaßen.

Es zeigte sich übrigens, daß die Hottentotten viel besser, als die Hereros, die Wichtigkeit unserer rückwärtigen Verbindungen begriffen hatten. Fortgesetzt machten sie Versuche, Transporte anzufallen, Stationen anzugreifen, schwache Abteilungen abzuschießen und die Nachrichtenlinien zu stören. Sie verfuhren dabei mit großer List, indem sie mitunter die Kabel durchhieben und die beiden Drahtenden unter Steinen so verbargen, daß die Stelle kaum zu entdecken war; oder sie schnitten kilometerweit den Draht heraus und nahmen ihn mit; oder sie hackten den Draht durch und warteten im Hinterhalt mit schußbereitem Gewehr das Eintreffen der Telegraphen-Patrouille ab, die ihn ausbessern sollte!

Ende Februar waren die Truppen im Süden folgendermaßen verteilt:

Abteilung Meister und Abteilung v. Lengerke standen noch in ihren Stellungen am Auob. Eine neue Abteilung v. Zwehl, die durch Verstärkung der Abteilung Ritter entstanden war, marschierte von Gibeon nach dem Hudup. Abteilung v. Kamptz befand sich bei Keetmanshoop, und Abteilung v. Koppy stand in Warmbad.

Oberst Deimling leitete die Operationen von Keetmanshoop aus.

Hoachanas, Oas, Aminuis, Nomtsas, Maltahöhe, Kub, Gibeon, waren stärker besetzt worden.

Von Norden aber rückte Abteilung v. Estorff über Epukiro-Gobabis nach dem Süden heran!

Nach den Auobgefechten war es die Absicht des Oberkommandierenden, erst alle Truppen heranzuziehen, dann selbst nach dem Süden zu rücken und mit einer erheblichen Übermacht die Operationen gegen Morenga so zu leiten, daß sie eine völlige und entscheidende Niederwerfung dieses gewandten Hottentottenführers zur Folge haben mußten. Hierzu erachtete General v. Trotha die völlige Sicherung des Verpflegungsnachschubs als notwendige Voraussetzung.

Oberst Deimling glaubte hingegen den Zeitpunkt zum Vormarsch gegen Morenga schon jetzt gekommen, denn er besorgte, der gewandte Gegner

werde nicht so lange in den Karasbergen ausharren, bis alle Truppen herangeholt waren. Nach den ihm zugegangenen Nachrichten hatte er auch den Eindruck, als erhielte Morenga fortwährend Zuzug und als verringere sich dadurch die Aussicht, ihn aus seiner Felsenfeste zu werfen.

Aus dieser Überzeugung faßte Oberst Deimling den Entschluß, bald anzugreifen.

Im Kriege kritisieren sich Auffassungen und Handlungen von selbst durch die Ereignisse. Erfolg oder Mißerfolg sind entscheidend für die Frage, ob eine Maßnahme richtig war oder nicht. Es wäre daher müßig, bei einem Widerstreit der Ansichten ein doktrinäres Urteil zu fällen.

Betrachten wir statt dessen den Gang der Operationen.

Oberst Deimling griff in drei Kolonnen an:

Mit Abteilung Kirchner (120 Gewehre, 2 Geschütze, 2 Maschinengewehre) von Norden.

Mit Abteilung v. Kamptz (400 Gewehre, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre) von Westen auf Wasserfall-Kraikluft.

Mit Abteilung v. Koppy (300 Gewehre, 4 Geschütze) von Süden.

Abteilung v. Lengerke hatte mit 170 Gewehren, 4 Geschützen bei Kouchanas im Osten zu sperren.

Der Gegner war bei Narudas, einer Wasserstelle mitten in den großen Karasbergen, gemeldet. Die Kolonnen wurden so angesetzt, daß sie diesen Ort am 11. März erreichen sollten.

Die Abteilungen v. Kamptz und v. Koppy fanden nur geringere Kräfte sich gegenüber und konnten, trotz lebhafter Gegenwehr des Feindes, bis zu dessen Werft vordringen. Sie machten eine Anzahl Gefangener und erbeuteten eine ansehnliche Rinderherde.

Morenga war über das Vorrücken der deutschen Angriffskolonnen vorzüglich unterrichtet gewesen. Er hatte beschlossen, sich mit seiner Hauptmacht auf die schwächste Abteilung (Kirchner) zu stürzen und die beiden anderen Abteilungen zunächst nur aufzuhalten. Er beabsichtigte dann, nach Vernichtung der ersteren, sich nacheinander auf die beiden anderen Kolonnen zu werfen und auch diese zu schlagen.

Dieser ausgezeichnete Kriegsplan einer „Operation auf der inneren Linie“ war von einem Hererobastard ausgedacht, der zwar keine taktische Ausbildung genossen hatte, dem aber die unschätzbare Gottesgabe eines gesunden Menschenverstandes in die Wiege gelegt worden war.

Das Gefecht zwischen den weit überlegenen Hottentotten und der kleinen Nordkolonne führte zu keiner Entscheidung; doch waren die Verluste der Deutschen so groß, daß sie zwar das Kampffeld behaupten, aber nicht weiter

vorrücken konnten. Morenga erhielt dadurch die Hände frei, ließ von Kirchner ab und wandte sich gegen Koppy. Dieser war indessen rascher vorwärts geeilt, als Morenga vermutet haben mochte, und so kam letzterer zu spät. Damit war die Lage für die Hottentotten unhaltbar geworden; sie mußten die Karasberge räumen.

Zweifellos war dies ein Sieg, aber keine endgültige Entscheidung. Morenga war geschlagen, aber nicht vernichtet. Denn noch fast zwei Jahre hat er gegen uns im Felde gestanden.

Indessen: „Es war immerhin ein Erfolg errungen worden, wie er zu diesem Zeitpunkt und mit den vorhandenen Kräften überhaupt nur möglich war, und die deutschen Truppen konnten auf das Ergebnis der heißen und

†



Morenga † mit seinen Unterkapitänen

entbehrungsvollen Kämpfe, in denen es ihnen wiederum vergönnt war, hohe Leistungen treuer Hingabe und kriegerische Tüchtigkeit an den Tag zu legen, mit Stolz und Befriedigung zurückblicken.“ *)

Morenga liebte es, sich als den „Dewet des Namalandes“ zu bezeichnen. Ebenso wie dieser berühmte Burenführer hat er durch meisterhafte Kreuz- und Querzüge, durch geschickte Überfälle, und vor allem durch den Einfluß seiner überragenden Persönlichkeit auf seine Anhänger, den Krieg in die Länge gezogen und uns dadurch unberechenbaren Schaden zugefügt.

Viele Züge beweisen überdies, daß Morenga auch menschlich gute Eigenschaften besaß. Verschiedentlich hat er gefangene Soldaten und An-

*) Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes. 4. Heft.

siedler wieder frei gelassen. Er war also nicht schlankweg ein Räuber, ein gewissenloser Desperado; in ihm steckte vielmehr ein edlerer Kern. Seine Kriegführung hat etwas Großzügiges und steht in ihrer Art hoch über der sämtlicher anderen eingeborenen Kapitäne. Alles in allem: Ein hervorragender Soldat, dem auch wir als Gegner unsere Achtung nicht versagen wollen.

Hendrik Witboi hatte sich mit seinem geschlagenen Orlog an den Nossob zurückgezogen. Unsere Patrouillen machten übermenschliche Anstrengungen durch die unwirtliche Kalahari vorzudringen und den Feind zu erreichen. Da sie die Gegend nicht kannten, und Führer fast gar nicht vorhanden waren, tappten sie beinahe völlig im Dunkeln.

Der Kampf wurde überdies durch den Umstand außerordentlich erschwert, daß wir keine eingeborenen Truppen auf unserer Seite hatten!

Mögen auch unsere Soldaten im Gefecht durch ihre Disziplin und durch die Vorliebe für den Angriff besser zu brauchen sein, so sind uns doch in der Erkundung und Aufklärung die Eingeborenen erheblich überlegen.

Hereros und Hottentotten kämpften gegen uns. Die Bastards zogen wir gegen die Namas absichtlich nicht heran, weil uns von größtem Wert war, das Bastardland als neutrales Gebiet von Kriegsgefahr frei zu wissen. Die „treu gebliebenen" Hottentottenstämme, vor allem die Bersebaer, konnten wir nicht veranlassen, gegen ihre Landsleute ins Feld zu ziehen. Es trat der seltene und unerwünschte Zustand ein, daß ein Kolonialkrieg ohne jede eingeborene Hilfstruppe durchgeführt werden mußte. Zweifellos ist dies einer der Gründe, wegen deren sich die Niederwerfung des Aufstandes später so sehr in die Länge zog, als nicht mehr entscheidende Schläge zu führen waren, sondern der listenreiche Kleinkrieg begann.

Oberst Deimling hatte sich durch Sturz mit dem Pferde ein schmerzhaftes Knieleiden zugezogen, das ihm das Reiten unmöglich machte und ihn daher zwang, die Kolonie zu verlassen.

Im Nordosten war die Absperrung des Sandfeldes aufgegeben, und wir hatten Stationsbesatzungen über das Hereroland verteilt, bei denen sich die umherziehenden Reste des Volkes in Massen ergaben. Das Damaraland war unterworfen!

Damit verschob sich das Operationszentrum nach dem noch im vollen Aufruhr befindlichen Süden; General v. Trotha beschloß daher, sein Hauptquartier nach dem Namalande zu verlegen!

Zwanzigstes Kapitel.

Das Hauptquartier rückt nach dem Süden.

Wenn sich einmal in späterer Zeit ein Kriegsgeschichtsforscher der Arbeit unterziehen wollte, die Züge jedes einzelnen Truppenteils in Südwestafrika auf einem Plane einzuzeichnen, so würde das Ergebnis seiner Mühen ein wirrer Knäuel von Kreuz- und Querstrichen, Wellenlinien, Haken und Bogen sein, die sich über das ganze Kartenbild verbreiten, aber an einzelnen Stellen — bei den großen Karasbergen, am Oranje, am Auob und im Bethanierlande — zu einem dichten Netz verstricken.

Dieses Umherziehen unserer Truppen wurde durch die eigentümliche Taktik des Feindes verursacht.

Der Gegner hielt seine Streitkräfte geteilt; scheinbar vermochten sich die verschiedenen Kapitäne nicht zu einigen. Hendrik Witbois Kriegsmacht war aus Witbois, Gochaser Hottentotten und der Roten Nation zusammengesetzt. Morengas Anhang bestand größtenteils aus Bondelzwarts und Feldschuhträgern, doch trennten sich die Kapitäne Johannes Christian und Morris öfters von ihm, um Kriegszüge nach eigenem Ermessen zu unternehmen. Die später abgefallenen Nordbethanier kämpften unter Elias, die Südbethanier unter Cornelius. Damit ist die Reihe der feindlichen Abteilungen noch lange nicht erschöpft. Fast nach jedem Gefecht wuchsen der Hydra neue Köpfe. Je weiter der Krieg vorschritt, um so kleiner wurden die feindlichen Banden, aber auch um so beweglicher und gefährlicher.

Große Gefechte wurden immer seltener, dagegen mehrten sich die Überfälle und Räubereien. Der Krieg artete in Guerrilla aus. Der Feind stellte sich nur zum Kampfe, wenn er nicht anders konnte oder sich weit überlegen glaubte; andernfalls zog er sich in unbekannte Schlupfwinkel zurück, deren das zerklüftete Land so viele bot.

Der Fechtart des Feindes entsprechend, mußten auch wir unsere Kräfte

verteilen und vielfältig gliedern, und dies erschwerte die Leitung der Operationen zu jener Zeit für das Hauptquartier ganz außerordentlich. Am einfachsten läßt sich dies aus der nachstehenden Liste der zahlreichen Truppen beweisen, welche Mitte März an Hunderten von Wasserstellen auf das ganze, große Land verteilt waren. Die Stärken der einzelnen Besatzungen schwankten zwischen zwei Mann, auf abgelegenen Signalstationen, und 300 Mann, an den entscheidenden Plätzen dem Feinde dicht gegenüber.

Im Norden standen die Abteilungen v. d. Heyde, Wilhelmi, v. Oertzen, Freiherr v. Wangenheim, Freiherr v. Welck — insgesamt mit 10 Feldkompagnien, 10 Geschützen und 2 Maschinengewehren.

Auf deren Verpflegungslinien befanden sich: 2 Etappen-Komp., 2 Eisenbahn-Komp., 2 Ersatz-Batt.,*) 1 Feldtelegraphen-Abt., 1 Scheinwerfer-Abt., 1 Feldvermessungstrupp, 1 Fuhrparkkolonnen-Abt., 1 Proviantkolonnen-Abt., 1/2 Sanitäts-Fuhrpark, 1 Pferdedepot und die Signalstationen.

Im Süden standen die Abteilungen v. Estorff, Meister, v. Lengerke, v. Zwehl, v. Kamptz, v. Koppy, Baumgärtel — mit 17 Feldkompagnien, 31 Geschützen, 2 Maschinenkanonen und 10 Maschinengewehren.

Auf deren rückwärtigen Verbindungen befanden sich: 1 Etappen-Komp., 1 Ersatz-Komp., 1 Eisenbahn-Komp., 1/2 Batterie, 1 Maschinenkanonen-Abt., 1 Feldtelegraphen-Abt., 2 Funkentelegraphen-Abt., 1 Scheinwerfer-Abt., 2 Proviantkolonnen-Abt., 1 Fuhrparkkolonnen-Abt., 1/2 Sanitäts-Fuhrpark und die Signalstationen.

Später trafen noch 2 Etappen-, 29 Transport-Kompagnien und mehrfache Verstärkungen der verschiedenen Spezialwaffen aus der Heimat ein.

Die Anzahl und Zusammensetzung der kämpfenden Kolonnen änderte sich sehr rasch. Wenn der Feind in irgend einer Gegend auftauchte, so wurden meistens, unbekümmert um ihre sonstige Zugehörigkeit, die nächstgelegenen Truppenteile zusammengefaßt, einem gemeinsamen Führer unterstellt und mit einer besonderen Aufgabe betraut. Auf diese Weise wurden fortgesetzt neue Abteilungen gebildet und nach Erledigung ihrer Aufträge wieder aufgelöst. Leider wurde auch häufig einer der älteren Offiziere durch die Strapazen des Feldzuges oder durch eine feindliche Kugel gezwungen, seinen Platz zu räumen. Da nach dem Kriegsgebrauch die Abteilungen mit dem Namen ihrer Kommandeure bezeichnet wurden, so wechselten auch die Benennungen der Kolonnen, wenn ein Führer ausschied.

* * *

*) Ohne Geschütze. — Etappen- und Ersatz-Truppenteile waren im übrigen den Feldtruppen gleichwertig.

Bevor ich mich den Erlebnissen des Hauptquartiers wieder zuwende, möchte ich kurz und nur in großen Zügen die kriegerischen Begebenheiten der nächsten Monate schildern.

Morenga war aus den Karasbergen vertrieben. Oberst Deimling hatte die wichtigsten Wasserstellen in dem eroberten Gebirge und an dessen Rande besetzen lassen. Ferner wurden längs der Grenze diejenigen Orte mit Truppen belegt, an denen wir den feindlichen Schmuggel unterbinden und die vom Kaplande für uns zugelassenen Transporte decken konnten.

Gegen Ende April traf bei uns die Nachricht ein, daß Morenga die Absicht habe, sich zu ergeben. Es wurde ihm daraufhin vom Oberkommandierenden mitgeteilt, daß ihm das Leben zugesichert werden könne, hingegen müsse er unbedingt die Waffen abliefern. Bevor aber diese Verhandlungen zu einem Abschluß gediehen, zog der überaus mißtrauische Kapitän wieder ab; Kamptz folgte ihm mit zwei Kolonnen.

Am 19. Mai gelang es Hauptmann Siebert, Morengas Lager ganz dicht an der Grenze, bei Leukopf, zu überfallen. Der überraschte Gegner setzte sich zur Wehr, wurde aber zurückgedrückt. Vor weiterem Schaden bewahrte ihn jedoch die Kappolizei, die mit geschwungenen Union Jacks darüber wachte, daß die Grenze nicht verletzt werde. Das Gefecht, bei dem es Tote und Verwundete gegeben hatte, endigte dadurch gerade so, wie wenn bei uns im friedlichen Manöver „das Ganze halt“ geblasen wird. Beide Parteien standen sich schließlich mit Gewehr bei Fuß gegenüber: Unsere Soldaten mißmutig, da sie um den Siegespreis gebracht waren, die Hottentotten mit höhnischen Gesichtern. Die drei Kappolizisten erklärten den Morengaleuten, daß sie Gefangene wären; doch langten von den 150 Hottentotten nur 5 im englischen Gefängnis an, — die übrigen waren unterwegs entwichen und auf Umwegen in deutsches Gebiet zurückgekehrt, um den Krieg fortzusetzen.

Morenga zog wieder nach den östlichen Karasbergen und sammelte seine Anhänger um sich.

Die Zahl unserer Gegner war noch um einen Herero vermehrt worden, dem es nach dem Ruhm eines Dewet und Morenga gelüstete. Der neue Damara-Bandenführer hieß Andreas und nannte sich selber „König der Hereros“. Auf ihn schienen sich die letzten Hoffnungen der untergehenden Nation tatsächlich vereinigt zu haben. Keiner der einstigen Großkapitäne hatte den Mut besessen, die Reste des versprengten Volkes um sich zu scharen und kämpfend unterzugehen; — ein geringerer Häuptling trat deren Erbe an. Er bekam von allen Seiten Zulauf und zog mit seiner Schar nach den Schluchten des Komashochlandes. Das Hauptquartier

erhielt schon damals die bezeichnende Nachricht, daß Andreas beabsichtige, nötigenfalls lieber vor unseren Truppen nach der Walfischbai zu flüchten, als sich zu ergeben. Die Nähe des schützenden, neutralen Gebiets wurde auch hier zur Rückenstärkung unserer Gegner.

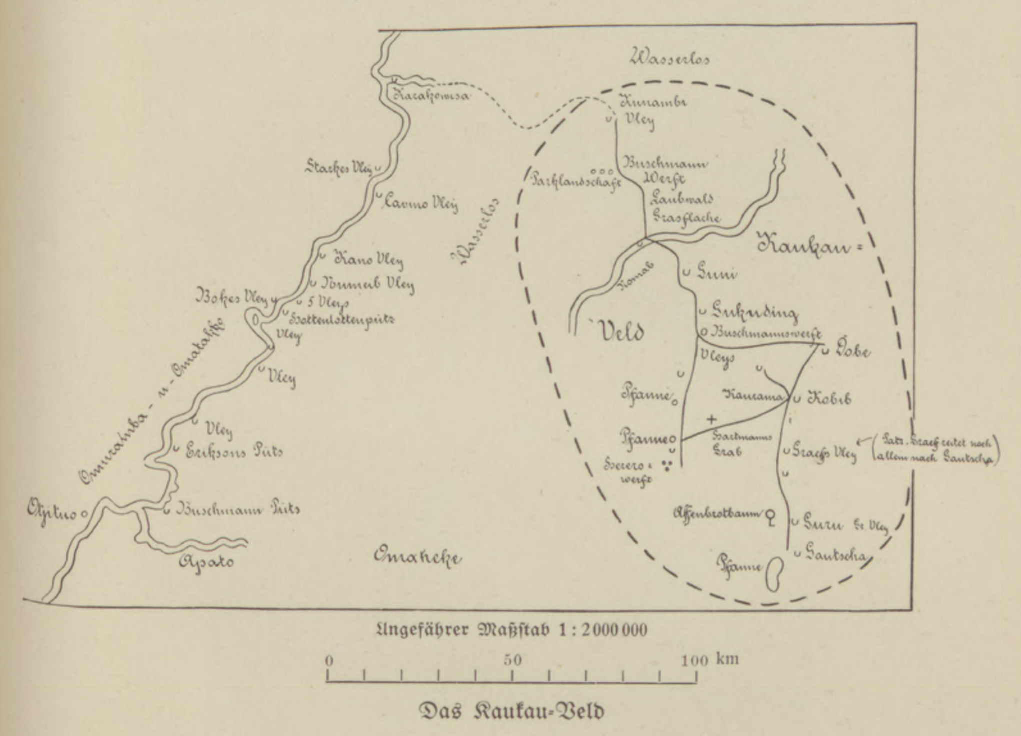
Zwei mit zu schwachen Kräften gegen den Hereroführer unternommene Angriffe (Ende März, Mitte April) hatten keinen Erfolg. Dann drang, nach umfassenden Vorbereitungen, Major Maercker Ende Mai in drei stärkeren Kolonnen vor. Andreas wollte diesem überlegenen Stoß deutscher Truppen durch Flucht nach Südosten ausweichen, hatte hierbei aber das Unglück, bei Atis zwischen drei starke deutsche Patrouillen (unter Leutnant Stübel, Hauptmann Wunsch und Hauptmann Krüger) zu geraten, die ihn umstellten und aufrieben. Unter Zurücklassung zahlreicher Toten, aller seiner Rinder und der gesamten Habe flüchtete Andreas nach Westen. Ein Teil seiner Leute ging nach der Walfischbai und ließ sich zur Arbeit in der Kapkolonie anwerben; Andreas selbst schloß sich mit dem Rest seines Anhangs den Hottentotten an.

Cornelius befand sich mit den Nordbethaniern am Kutip. Eine konzentrische Operation wurde gegen ihn angesetzt. Es gingen vor: Abteilung v. Zwehl von Norden, Abteilung Täubler von Osten, Abteilung Rappard von Süden, eine vereinigte Abteilung Baumgärtel-Dewitz von Westen; den Befehl über letztere hatte der Kommandeur der Südetappe, Major Buchholtz, selbst übernommen.

Rappard ging mit der 1. Etappen-Kompagnie im Gauachabtal vor; am 8. Mai stieß er auf den Feind, der ihm entgegengerückt war und sich in guter Stellung befand. Die Kompagnie konnte gegen die Übermacht nichts ausrichten und zog sich zurück. Rappard und vier Mann, die verwundet waren, blieben unter geringer Bedeckung auf dem Gefechtsfelde. Als die Kompagnie später wieder vorrückte, um ihre Verwundeten zu holen, fand sie diese bereits durch deutsche Truppen geborgen: Major Buchholtz war in 46stündigem Gewaltmarsch quer über Berge und Täler herangeeilt, hatte das Lager des Cornelius überfallen, diesem erhebliche Verluste beigebracht und ihn zur Flucht gezwungen. Cornelius wich nach Süden aus. Bei Überschreitung des Baiwegs stieß er auf einen Transport leerer Wagen, den er vernichtete. Bei seinem Weiterritt kam er in die Nähe der Abteilung v. Koppy, die sich damals bei Inachab befand. Koppy nahm sofort die Verfolgung auf und holte Cornelius am 26. Mai an der Mündung des Gachab-Riviers ein. Der Überfall gelang vollständig. Fast alle Kochgeräte, die Decken, Pferde und die Viehherden fielen unseren Leuten in die Hände.

Im Norden des Schutzgebiets waren die deutschen Abteilungen mit Erfolg bemüht, durch Absuchen des Landes die kleinen, herumziehenden Hererobanden aufzuheben.

Schon zur Zeit unserer Verfolgung der Hereros war wiederholt der Gedanke aufgetaucht, ob nicht vielleicht die legendenhafte Nachricht etwas Wahres enthalte, wonach im Sandfelde, nördlicher als die eigentliche Fluchtrichtung des Feindes, mitten in der Omaheke sich eine große Oase, **Kaukau-Veld** genannt, befände, in die sich Trümmer des Feindes



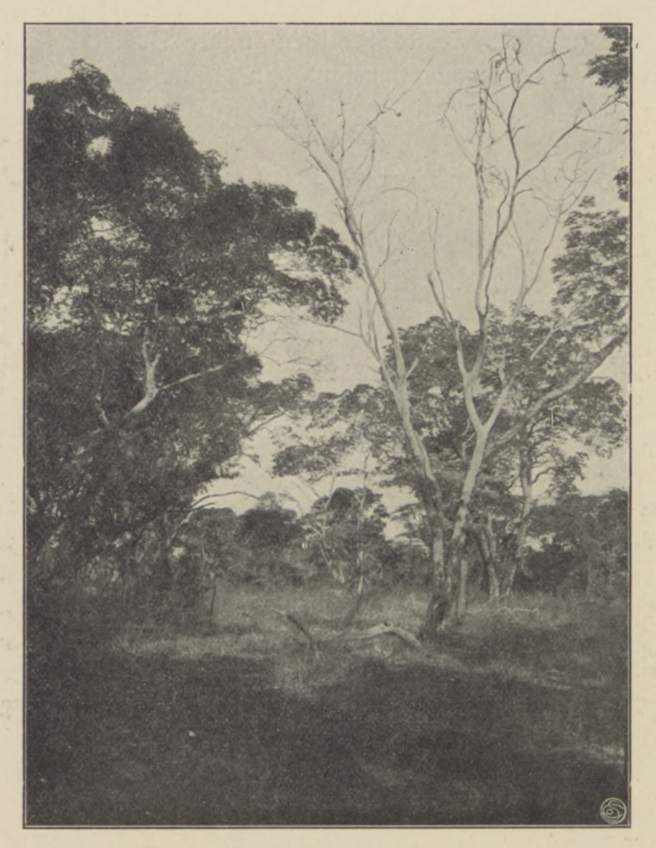
Das Kaukau-Veld

retten könnten.*) Die Landeskundigen waren verschiedener Ansicht. Einige blieben hartnäckig dabei, daß diese Oase tatsächlich vorhanden wäre, und behaupteten, sie müßte einer der fruchtbarsten und herrlichsten Striche der ganzen Kolonie sein. Wir vermochten zunächst an ein solches Dorado nicht zu glauben. Doch hielt sich die Legende hartnäckig, auch wies in der Heimat der bekannte Reisende Dr. Passarge auf dies Gebiet als die

*) Näheres in meiner Artikelreihe „Südwestafrikanische Kriegsbilder", Kolonialzeitung 1906.

letzte Zufluchtsstätte der Hereros hin. So wurde die Entsendung einer starken Patrouille unter Oberleutnant Graeff und Stabsarzt Dr. Werner nach dem Kaukau-Veld beschlossen.

Über diesem Zuge in ein unbekanntes, halb sagenhaftes Land liegt ein Schimmer der Romantik. Die kleine Reiterschar war des Schicksals,



Die Märchen-Oase

das ihrer harren mochte, völlig ungewiß. Der Dursttod in entsetzlichster Gestalt konnte sie erwarten, oder Kämpfe mit verzweifelten Kriegshaufen; — doch auf der anderen Seite winkte die Hoffnung, ein reiches, jungfräuliches Gebiet zu durchforschen; Wissensdurst und jene tiefe Sehnsucht, die alle Entdecker in die Welt hinaustreibt, hielt sie im Bann.

Die Patrouille versuchte zunächst vom Omuramba-u-Omatakko aus im Flußbett des Apato vorzudringen, mußte aber den Versuch aufgeben,

da das Rivier nach 14 Kilometern völlig verflachte und Wasser nirgends gefunden wurde. Die Reiter kehrten wieder um und bogen weiter nordöstlich aus. Von Karakowisa, am unteren Omuramba, zogen sie kühn und auf ihr Glück bauend quer südöstlich durch die Wüste.

Am 31. März stießen sie auf eine Buschmannswerft, deren Männer in der ersten Bestürzung nach den vergifteten Pfeilen griffen, um sich zu wehren. Doch gelang es schnell, die wilden Gesellen zu beruhigen. Die Freundschaft mit ihnen trug gute Früchte. Sie führten die Patrouille



Baum im Kaukau-Veld

zum Wasser und wiesen ihr den Weg zu einer Hererowerft. Es kam zum Gefecht, bei dem der Feind überwältigt wurde. Ein deutscher Reiter fiel. Sein Grab liegt weit draußen im sagenumsponnenen Kaukau-Veld.

Das neu gefundene Land übertraf alle Erwartungen. Die Patrouille fand gute, reichliche Wasserstellen, sie ritt tagelang durch eine parkartige Landschaft mit herrlichen, hohen Bäumen von eigenartigem Wuchs, durch prächtige Weide und mannshohes Gras; selbst von Palmenhainen weiß Werner in dem Tagebuch zu berichten, dem ich diese Angaben entnehme.

Das Wild war überaus zahlreich und so harmlos unbekümmert, daß

unsere Reiter die Antilopen mit Steinen von den weidenden Pferden wegjagen mußten.

Der Kapitän der Kungbuschleute suchte Graeff auf. Er wurde von seinem Sohn begleitet und hatte einen Diener und zwei Hunde bei sich. Er erzählte, daß das Kaukau-Veld seiner Ansicht nach den Buschleuten gehöre; auch Betschuanen dehnten ihre Jagdzüge bis hierher aus. Von einer deutschen Oberhoheit war ihm nichts bekannt. Über das Eintreffen einzelner Hererobanden, die er als unbefugte Eindringlinge betrachtete, schien er wenig erbaut; daher versprach er willig seine Unterstützung.

Als eine Verstärkung unter Hauptmann v. Oertzen und Graf Saurma im Kaukau-Veld eintraf, wurde der Vormarsch auf Gautscha, im Herzen der Oase, angetreten. Dort hatte noch eine größere Hererobande gesessen; doch zeigte sich, daß der Feind, wohl durch den früheren Überfall Graeffs erschreckt, das Weite gesucht hatte. Damit war auch selbst jener entlegene Teil der Kolonie vom Feinde gesäubert.

Die Landungsschwierigkeiten in Swakopmund waren immer noch nicht gehoben. Der Pier blieb unser Hauptausladungsmittel. Versuche, die versandete Mole durch einen Bagger wieder in Betrieb zu setzen, blieben ohne Erfolg. Da rissen, in einer stürmischen Nacht, dem braven Bagger die Geduld und auch die Kette, an der er festgemacht war. Er führte einen wilden Tanz im alten Hafen auf und bohrte zwei Barkassen in den Grund. Zufrieden, endlich etwas fertig gebracht zu haben, schaukelte er am nächsten Morgen unversehrt auf den Wogen und ließ sich wieder einfangen.

Die kleine Eisenbahn Swakopmund-Windhuk war leistungsfähiger geworden und vermochte Ende Mai schon zwei Züge täglich in jeder Richtung zu bewältigen.

* *
*

Das Hauptquartier war am 21. März von Windhuk abgerückt. Ein Zug der 3. Ersatz-Kompagnie unter Oberleutnant Wilm hatte uns als Bedeckung begleitet.

Am 23. mittags trafen wir in Rehoboth, der Hauptstadt des Bastardlandes, ein. Vor der Bürgermeisterei empfing uns Kapitän Hermanus van Wyck und der versammelte Rat des Volkes*) feierlich und mit selbstbewußter Würde.

In Rehoboth rasteten wir zwei Tage.

---

*) Der „Rat“ bestand aus einem Unterkapitän und sechs Ratsleuten. Nach dem Tode des Kapitäns Hermanus van Wyk (spr. van Weik) haben die Bastards, auf Vorschlag der Regierung, keinen neuen Kapitän gewählt.

Die Bastards sind eine Mischrasse, Abkömmlinge von Weißen und Eingeborenen, und zwar zumeist von Buren und Hottentotten. Alle Farbentöne der Haut sind vertreten, vom Weiß des Europäers, bis zum Dunkelbraun des Bantus.

Der tüchtige alte Missionar Heidmann, dessen Bekanntschaft wir hier machten, war in den siebziger Jahren mit den Bastards über den Oranje bis in diese Gegend gezogen. Koranna-Hottentotten hatten sie aus ihrer alten Heimat vertrieben. Durch außerordentliches Verständnis für die Viehzucht war die Nation im Laufe der Jahre zu Wohlstand gekommen.



Das Hauptquartier im Namaland

Im Bastardlande standen Rinder und Fettschwanzschafe im Wert von Millionen; einzelne Reiche besaßen über 20 Pferde, und die Bastards vermochten etwa 80 bespannte Ochsenwagen zu stellen, deren jeder, einschließlich der Zugtiere, während des Krieges einen Wert von rund 10000 Mark hatte. All dieser Besitz ist auf dem Boden unserer Kolonie von Leuten erworben worden, die zwar ihr Vieh mit großer Liebe und Sachkenntnis pflegen, aber doch im Vergleich zu den tätigen Ansiedlern nicht als fleißig gelten können. Der häufig auftauchenden Behauptung, daß unsere Siedlungskolonie Südwest ein wertloses Land sei, muß man die Tatsache einer bereits auf ihrem Boden wohlhabend gewordenen Nation von etwa 2000 Seelen als schlagenden Gegenbeweis vorhalten.*)

*) Näheres: Die Nation der Bastards. Bayer, Hauptmann im Großen Generalstabe. Berlin, Wilhelm Süßerott.

Die Bastardnation war in früheren Jahrzehnten oftmals stark gefährdet, da ihr Viehbesitz die Habgier der mächtigeren Nachbarn reizen mußte. Es wiederholte sich aber hier das in der Geschichte oft beobachtete Spiel, daß ein kleineres Volk der Eifersucht zweier mächtigerer Völker sein Weiterbestehen verdankt. Weder die nördlich sitzenden Hereros, noch die südlich angrenzenden Hottentotten haben den Bastards den Frieden gestört. Geschickte Politik des Kapitäns tat ein übriges zur Erhaltung des status-quo. Er vermied es, einem der beiden Volksstämme gegen den anderen Gefolgschaft zu leisten.

Nur uns haben sich die Bastards willig angeschlossen. Schon 1894 unterstützten sie uns im Naukluftkriege, 1896 kämpften sie an unserer Seite gegen die Hereros, 1903 halfen sie uns gegen die Bondelzwarts, und ihre Leistungen im Hererofeldzug sind schon verschiedentlich hervorgehoben worden.

Wir schulden der kleinen, tapferen Nation Dank!

Als wir am 25. März weiterritten, begleitete uns Böttlin mit der Bastardabteilung. Einige Stunden lang führte der Weg durch lichten Wald und Busch dahin. An einer Biegung der Pad sahen wir den ganzen Boden auf weite Strecken mit braunen Heuschrecken bedeckt, die gierig alle Blätter und Gräser abnagten. Langsam floß der lebende Strom dahin. Wenn einer von uns durch den dichten Insektenhaufen trabte, so flogen die kleinen Tiere rechts und links etwa mannshoch zur Seite und ließen sich wieder fallen. Es sah aus, als wenn beim Reiten durch Morast der Schlamm nach allen Seiten aufspritzt. Eine Viertelstunde zogen wir durch den Heuschreckenschwarm. „Hier müßte eigentlich der Wendekreis des Krebses irgendwo quer über der Pad liegen“, meinte einer, „aber wahrscheinlich haben die gefräßigen Bestien den auch vertilgt!“

Wir treckten vier Tage und biwakierten vier Nächte. Am 29. März erreichten wir Kub. Da schlugen wir die Zelte auf und richteten uns zu längerem Aufenthalt ein; die Kriegslage gebot dem Hauptquartier, nur allmählich nach dem Süden zu rücken, so daß wir die Gegend rechts und links des Weges in breiter Front absuchen und von feindlichen Banden säubern lassen konnten.

In Kub fanden wir eine Etappenstation und ein großes Lazarett. Hier war und wurde viel gearbeitet und gebaut. Da es an jeglicher Art vorbereiteten Materials fehlte, hatte sich der findige Kommandant die Felsstücke der Umgegend und das Holz der mageren Büsche nutzbar gemacht. Leere Kisten und Proviantsäcke wurden sorglich verwendet. So entstanden Verschanzungen und gepflegte Wege, Häuser und Hütten, Tische und Stühle, Bettgestelle und Matratzen, Bänke, Sessel und

viele andere Dinge, die der Kulturmensch nun einmal braucht, um sich wohl zu fühlen. Die Kunst, aus nichts etwas zu schaffen, feierte hier Triumphe. Über einem kleinen Steinhause prangte die stolze Inschrift: Kaiserlich deutsche Reichspost. Ein Gästehaus war im Entstehen; die Mauern ragten schon, und jeden Tag wurde ein Wagen mit Feldsteinen angefahren, um die Pracht zu mehren; acht Fenster sollte es erhalten, wo aber die Scheiben und das Dach dazu herkommen sollten, war vorläufig noch ein Rätsel.

Im nahen Flußbett stand viel Pfützenwasser, in dem wir dicke Fische fingen. Sie schmeckten etwas schlammig, waren uns aber eine willkommene Abwechselung zwischen Rindfleisch und Hammelfleisch, die unsere Speisekarte umschichtig zierten. Einige Tage nach unserer Ankunft kam das Rivier ab. Der Wasserschwall schoß in braunen, schmutzigen Wogen pfeilschnell dahin. Hätte man doch einen Bruchteil von diesem Reichtum stauen und dem dürstenden Lande nutzbar machen können! Nach dreimal vierundzwanzig Stunden war das Flußbett abermals trocken bis auf einige tiefere Stellen, die uns wieder mit Fischen versorgten.

Unser Vertreter der Jurisprudenz nahm hinter den Klippen am Flußufer Sonnenbäder in einem Kostüm, das jeder lex Heinze spottete. Die Anopheles-Weibchen ließen sich die dargebotene, breite Operationsbasis nicht entgehen, und bald lag unser Oberkriegsgerichtsrat mit schwerer Malaria im Lazarett. Er konnte uns nicht folgen, als wir später weiterritten, und so schied wieder einer aus den Reihen des Hauptquartiers. Das war für uns ein stark empfundener Verlust, denn Volley hatte uns durch seine unverwüstliche gute Laune, die allen Schwierigkeiten und Fährnissen trotzte, über manche schwere Stunde hinweggeholfen.

Das Lazarett wurde durch Stabsarzt Dr. Franz und seine Assistenten, Dr. Goldammer und Dr. Barthels, musterhaft in Ordnung gehalten, so weit es die wenigen zur Verfügung stehenden Mittel überhaupt zuließen. Immer und ständig sah man die drei Herren und die Schwester des Roten Kreuzes um die zahlreichen Verwundeten und Kranken bemüht.

Unsere Ärzte! — Nicht nur in ihrem Berufe haben sie mit äußerster Hingabe gewirkt und dadurch sehr vielen von uns Leben und Gesundheit wiedergegeben, sondern auch im Gefecht, wenn es galt, Verwundete zu bergen, oder mitzukämpfen, wacker ihren Mann gestanden. Sie haben der Schutztruppe in Südwestafrika große Dienste geleistet!

Im Lazarett lag ein bei Groß-Nabas schwer verwundeter Offizier: „Als bei dem Sturmangriff der Infanterie-Leutnant Donner durch schweren Schuß in den Oberschenkel gefallen war und zwischen den beiden Schützen-

linien liegen blieb, liefen ein Fähnrich und nacheinander drei Mann vor, um ihn zurückzutragen. Der Fähnrich und ein Mann wurden tödlich, die beiden anderen schwer verwundet, worauf der Kompagnieführer, Hauptmann Richard, selbst vorsprang und den Verwundeten zurückzog." *)

Donner litt schwere Schmerzen, doch hielt ihn die Hoffnung, wiederhergestellt zu werden, noch aufrecht. Jeden Tag saßen einige von uns neben ihm, und jeden Tag sahen und fühlten wir, wie er schwächer und schwächer wurde. Stets fragte er uns, ob ein Transport eingetroffen sei. Bejahten wir, so drängte er: „Gehen Sie, bitte, gleich hinauf und holen Sie mir meine Post!"

Am 14. April brachte ich ihm noch einen Brief. Er nahm ihn in die zitternde Hand; lesen konnte er ihn nicht mehr, aber auf seinem Gesicht lag ein glückliches Lächeln. Es war seine letzte Freude auf dieser Erde. Am nächsten Tage ist er gestorben.

Das Hauptquartier brach am 18. April seine Zelte ab und marschierte nach Gibeon, wo es am 21. eintraf.

Wir lagerten dort am trockenen Fischflußrivier. Der Oberkommandierende bezog das Haus des ermordeten Bezirksamtmanns v. Burgsdorff. Dessen Nachfolger Gelshorn bewohnte nur einen der Räume und hatte dem Hauptquartier die übrigen abgetreten. Das größte der Zimmer neben der Küche wurde als Kasino eingerichtet.

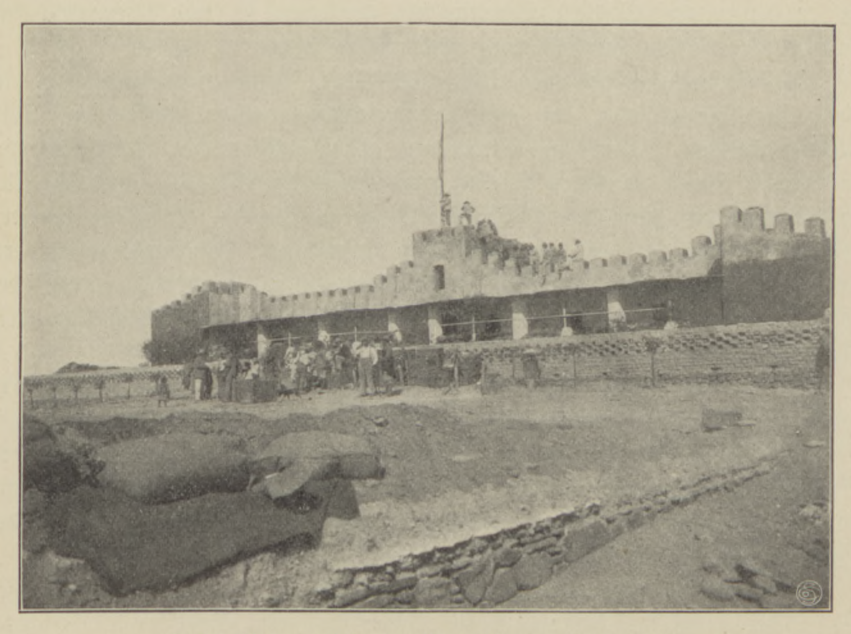
Der Ort Gibeon machte keinen besonders erfreulichen Eindruck. Die Häuser liegen weit zerstreut um einen Hügel, der durch eine burgartig gebaute „Feste" gekrönt wird. Die Vegetation ist sehr ärmlich, nur unten im Rivier stehen Bäume und Büsche in größerer Zahl. Die Umgegend starrt in leerer Öde; einige spärliche Grasbüschel wachsen zwischen dem Steinmeer, das Hügel und Täler so dicht bedeckt, als habe es Felsen geregnet.

Auf der Nordseite ragten die Trümmer zweier zerstörter Gebäude empor: Das Haus Hendriks und die Eingeborenenkirche. Die Ansiedler hatten sich bei Beginn des Aufstandes in die Feste zurückgezogen und deren Mauern, die nichts weniger als kugelsicher waren, mit Sandsäcken verstärkt. Sie fürchteten einen Angriff der Hottentotten und sprengten das Haus Witbois und die Kirche in die Luft, und zwar in dem Augenblick, als auf den nächsten Höhen der Feind erschien. Gleichzeitig rollte der Donner und zuckten die Blitze eines heftigen Gewitters. Hendrik,

*) Meine Erlebnisse während des Feldzuges gegen die Hereros und Witbois. H. Auer v. Herrenkirchen. R. Eisenschmidt, Berlin.

von abergläubischem Schrecken vor den Zeichen des Himmels erfaßt, stand von dem Angriff ab. So erzählt man in Gibeon.

Unser Lager im Talgrunde war nachts sehr frostig, doch lag es geschützt gegen die heftigen Winde, die häufig unvermittelt einsetzten. Unzählige Insekten, vor allem zudringliche Fliegenschwärme, machten in den heißen Tagesstunden den ruhigsten Menschen nervös. Wollte man schlafen, so konnte das nur unter einem dichten Schleier geschehen, doch nützten die kleinen Plager gewandt die geringste Lücke und Falte aus, um zu ihrem



Feste Gibeon wird zur Verteidigung eingerichtet

Ziel zu gelangen. Die Pferde wurden von Bremsen und Neuntötern entsetzlich gequält; Hals und Weichen saßen voll von den blutsaugenden Peinigern.

Viele Schlangen bevölkerten den Busch. Unsere Leute erschlugen täglich mehrere davon und bewahrten die Häute als Erinnerung auf. Für viele Reiter ist dies das einzige Andenken geblieben, welches sie aus Südwestafrika mitgenommen haben. Obwohl wir mitunter einige der unsympathischen, ringelnden, kriechenden Geschöpfe in den Zelten und zwischen unseren Sachen fanden, ist doch keiner unter uns von Schlangen gebissen worden. Für einen solchen Fall stand immer eine gute Kognakflasche

als Gegengift bereit; sie blieb aber unbenutzt — mein Schreiber meinte: „leider!"

* * *

Gefangene und Überläufer sagten zu dieser Zeit wiederholt aus, daß ein Teil der Hottentotten bereits kriegsmüde sei; besonders tauchte immer wieder die Nachricht auf, daß sich Samuel Isaack, der die Stellung eines „Orlog-Kapitäns" bei den Witbois einnahm, von Hendrik getrennt habe, da er durch den Einfluß Stuermanns verärgert sei und überhaupt den ganzen Kampf für zwecklos und verderblich halte.

Wir gedachten den Grundsatz „divide et impera" anzuwenden und diejenigen Hottentotten, die nicht mehr fechten wollten, auf unsere Seite herüberzuziehen, indem wir ihnen das Leben zusicherten. Ausgeschlossen von dieser Gnade mußten freilich alle Namas bleiben, die friedliche Ansiedler ermordet, oder den Befehl dazu gegeben hatten. Auf die Ergebung Hendriks selbst konnten wir hiernach nicht rechnen. Dadurch verminderte sich die Aussicht auf den Erfolg der Kundgebung erheblich, weil bei den Hottentotten, wie bei den Hereros, die Stämme fast blindlings ihren Kapitänen Gefolgschaft leisteten.

Immerhin mußte der Versuch gemacht werden, den Frieden auf diese Weise herzustellen.

Es wurde am 22. April 1905 eine Proklamation aufgesetzt, in drei Sprachen*) umgedruckt und in Massen an alle Truppen im Süden mit dem Auftrag verteilt, das Schreiben „auf jede mögliche Weise" den Hottentotten in die Hände zu spielen.

Der deutsche Text begann mit den Worten:

„Der große, mächtige deutsche Kaiser will dem Volk der Hottentotten Gnade gewähren und hat befohlen, daß denen, die sich freiwillig ergeben, das Leben geschenkt werde. Nur solche, welche bei Beginn des Aufstandes Weiße ermordet, oder befohlen haben, daß sie ermordet werden, haben nach dem Gesetz ihr Leben verwirkt."

„Dies tue ich Euch kund und sage ferner, daß es denjenigen, welche sich nicht unterwerfen, ebenso ergehen wird, wie es dem Volk der Herero ergangen ist, das in seiner Verblendung auch geglaubt hat, es könne mit dem mächtigen deutschen Volke erfolgreich Krieg führen. Ich frage Euch: Wo ist heute das Volk der Hereros, wo sind heute seine Häuptlinge? . . . Nicht anders wird es dem Volk der Hottentotten ergehen, wenn es sich

*) Deutsch, kapholländisch, nama.

nicht freiwillig stellt und seine Waffen abgibt. Ihr sollt kommen mit einem weißen Tuch an einem Stock mit Eueren ganzen Werften, und es soll Euch nichts geschehen . . .“

Es dürfte von Interesse sein auch einen Teil des Namatextes kennen zu lernen, der einen Begriff dieser außerordentlich schweren und seltsamen Sprache geben mag.

Bevor ich aber an den Leser das Ansinnen stelle, sich am Hottentottenidiom die Zunge zu zerbrechen, möchte ich einige grammatikalische Bemerkungen vorausschicken.*)

Die Namasprache kennt kein f und l. Nasallaute und Diphthonge sind zahlreich. Die Vokale können in drei verschiedenen Tonhöhen ausgesprochen werden.

Dasselbe Wort, mit hoher Stimme ausgesprochen, bedeutet etwas ganz anderes, als wenn man es mit mittlerem Ton oder tief ausspricht! Artikel sind nicht vorhanden. Hauptwörter werden nur im Nominativ, Akkusativ und Vokativ dekliniert; außer dem Plural können sie auch noch einen Dual bilden. Zeitwörter werden nur im Präsens, Imperfektum, Perfektum und Futurum konjugiert. Durch Anhängung bestimmter Silben an das Verbum läßt sich eine Wunschform (ich möchte töten) eine Kauselform (ich lasse töten) eine rückbezügliche Form (sich töten) und eine gegenseitige Form (einander töten) bilden. Häufig wird ein neues Zeitwort durch Zusammensetzung zweier Verbalstämme gebildet, wie überhaupt die Sprache durch Kuppelung und Verdoppelung der Wörter an vielartiger Schwierigkeit zunimmt.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Hottentottensprache sind aber die Schnalzlaute.

Der Schnalzlaut | wird gebildet, indem man die Zungenspitze gegen die Zähne preßt und dabei die Luft einsaugt — so etwa wie ein Weinkenner beim Proben einer guten Flasche;

beim Schnalzlaut || wird die Zungenspitze von den Backzähnen abgestoßen — so etwa wie Kutscher beim Antreiben ihres Pferdes schnalzen;

beim Schnalzer ! wird die Zunge hinten am Gaumen abgestoßen, als wolle man das Geräusch einer entkorkten Flasche nachahmen;

beim Schnalzlaut ǂ wird die Zunge am vorderen Gaumenrand abgeschnellt. Im Deutschen pflegen wir durch diesen Laut mitunter anzudeuten, daß uns etwas sehr fatal sei.

---

*) Vergl. Nama. A. Seidel. A. Hartlebens Verlag, Leipzig.

Wer die vier Schnalzer heraus hat, der mag nun seine Fertigkeit am nachstehenden Text der Hottentotten-Proklamation beweisen:

„Ne gei ǀgeisa duitsch !haus gyera naman !hausiba !khomohasibabma, tsi ordersa ra ma masenina, ne hoaraga khoin !naga ni masena, gye nira uiba ǀkheihe.“

„Nen hia gye tsoa-tsoas !na !uri khoina !gamn, tsi gye ordersa na !uri khoini !game !keisa, ǁnan gye ǂhanub dawa ǂei ǁkha tama uin ni !keisa.“

„ǁnasa da gyera ǂan ǂandu tsida ra !aru- ǀi mi:

Ne id !naga masen tama i, gye ni ǁkadi gomacha — dama khemi ni ibake. ǁna !haus tsin gye gye ǁein ti gisib cha gye ǂei, ǁna ǀgeisa duitsche !haus tsi gei duitsche !hausib doroba ti ǁkha tsi ni ne doroba dan.“

So, wie der Leser das eben geschnalzt hat, ist es aber noch nicht ganz richtig: Erstens werden die Schnalztöne weich gegeben, und zweitens stehen sie nicht für sich, sondern werden mit den darauffolgenden Konsonanten eng verbunden, was nur geschickten Zungen gelingt. Falsch bleiben dann noch die Tonhöhen und die verschiedenen Nasallaute, die man nur durch ein Heer von Hilfszeichen andeuten könnte, ohne damit die wirkliche, lebende Sprache zu erreichen. Nama ist so schwer, daß es kaum einem Weißen, der ständig unter den Hottentotten lebt, nach jahrelanger Übung gelingt, die Sprache wirklich völlig zu beherrschen.

Man möchte versucht sein die Schnalzlaute als etwas ungemein häßliches anzusehen. Ein Hottentott, dem ich diese Eigentümlichkeit seines Idioms vorhielt, meinte lachend, die deutsche Sprache sei auch nicht schöner; und um mir das zu beweisen, stieß er hart und trocken unsere Zisch- und Fauchkonsonanten: z, sch, ch, chs, tsch heraus! Sein weiches Schnalzen hatte hübscher geklungen.

Eine Patrouille hatte den Auftrag, eine Anzahl solcher Proklamationen von Gibeon quer durch das Gebirge nach Maltahöhe zu bringen.

Am Abend des nächsten Tages, als ich beim Essen saß, kam eine Ordonnanz und teilte mir leise mit, es warte draußen ein Mann, der eine dringende Meldung zu machen habe. Als ich vor das Haus trat, stand dort ein Schutztruppler in voller Ausrüstung. Hut, Gesicht und Anzug waren dicht mit Staub und Schmutz bedeckt. Die Züge waren aschfahl und eingefallen, die Augen flackerten unruhig und wurden von tiefen, bläulichen Ringen umschattet.

„Ich bin von der Patrouille, die nach Maltahöhe reiten sollte — die ganze Patrouille ist tot!“ meldete er.

„Wie kam das? Wo ist das passiert?“

„Wir sind überfallen worden, acht Reitstunden von hier.“

Acht Reitstunden entfernt! Es war dunkle Nacht, jede Möglichkeit Hilfe zu bringen schwand!

Der Mann wankte totmatt. Die Ordonnanzen packten ihn, setzten ihn in der Küche auf einen Stuhl und reichten ihm warme Suppe, die gerade bereit stand. Als er mir wieder vernehmungsfähig schien, frug ich ihn aus.

Er habe mit zwei anderen Reitern die Spitze der Patrouille gehabt, berichtete er; plötzlich hätten sie auf wenige Schritte Entfernung Schüsse erhalten: Sein Nebenmann sei mit einem Schrei vom Pferde gestürzt, der dritte Mann habe sich verwundet nach vorn auf den Pferdehals gekrümmt; dann habe er ihn aus den Augen verloren. Er selbst sei von der Abteilung abgekommen und auf die nächste Erhöhung geritten, um sich zu orientieren; dann habe er heftiges Feuer der Patrouille gehört, dann Geschrei und Rufen und mit einem Male sei alles still gewesen. Auf der eigenen Spur zurückreitend, habe er den Weg verloren, schließlich sei sein Pferd zusammengebrochen; einen Tag lang sei er so herumgeirrt — ohne Nahrung und Trank. Da habe er die Lichter von Gibeon erblickt . . .

„Wieviel Leute haben Sie tatsächlich fallen sehen?“ fragte ich ihn.

„Einen“, sagte er zögernd und nachdenklich — „aber die anderen sind sicher auch alle tot, sonst hätten sie doch weitergeschossen!“

Drei Tage später meldete Maltahöhe das Eintreffen der Patrouille von Gibeon! Sie habe unterwegs ein Gefecht gehabt, ein Reiter sei dabei gefallen, einer werde vermißt. — Der Vermißte war unser Gewährsmann.

Der Vorfall war eine Studie zur Frage, wie Kriegsgerüchte entstehen und anwachsen; denn bevor die offizielle Nachricht des unbedeutenden Patrouillengefechts veröffentlicht werden konnte, hatte sich schon längst das Gerücht von der Niedermetzelung einer starken deutschen Abteilung mit Windeseile in der Kolonie verbreitet und war, lawinenartig sich vergrößernd, über Kapstadt in die Welt geeilt.



Einundzwanzigstes Kapitel.

In Keetmanshoop.

Wir brachen am 28. Mai von Gibeon auf und zogen südwärts weiter. Die Kompagnie Ritter begleitete und sicherte das Hauptquartier.

Statt der engen Dornbüsche des Hererolandes lag offene Steppe um uns her. Bäume wurden immer seltener, nur in den Flußtälern drängten sie sich als schmale Waldungen zusammen. Uns zur Rechten ragte der hohe Spitzkegel eines erloschenen Vulkans empor, der Groot-Brukkaros. Obgleich wir scharf ritten, sahen wir in der dünnen, klaren Luft drei Tage lang seinen steilen Gipfel am Horizont.

Links der Pad war die Fernsicht durch die hohen, senkrechten Hänge des Tafelgebirges begrenzt; öde, kahle Felsen, verwittertes Gestein, mächtige Blöcke erhoben sich über die braune Sandsteppe. Die Gegend hatte etwas unsagbar Trauriges, sie schien eine vergangene, versunkene Welt.

Am 3. Juni lagen die weißblinkenden Häuser von Keetmanshoop vor uns. Sie waren in weiten Abständen und scheinbar ohne jedes System so verteilt, wie es den Besitzern gerade in den Sinn gekommen war. Straßen gab es nicht. Alle Anlagen deuteten auf Raumverschwendung hin; der Quadratmeter Sand schien billig zu sein. Denn Sand sah man, nichts als Sand, man watete von Haus zu Haus beschwerlich in ihm herum, er wehte zu den Fenstern herein und durch die Ritzen der Türen, er lag in dünner Schicht auf allen Gegenständen, er mischte sich in die Speisen und knirschte beim Essen auf den Zähnen.

Südlich von Keetmanshoop lag die Werft eines treu gebliebenen Hottentottenstammes. Die Frauen und Mädchen gingen, da es gerade Festtag war, aufgeputzt und mit hochrot geschminkten Backen umher, wie es bei ihnen der herrschende Geschmack verlangt. Die Hottentottinen zeichnen sich durch

übermäßige Entwickelung eines gewissen Körperteils aus, was weder ästhetisch noch schön anmutet.

Die Männer dieser Werft standen größtenteils als Treiber in unseren Diensten. Zahlreiche Kinder liefen im Orte herum und machten sich durch kleine Hilfsleistungen nützlich. Sie besuchten die deutsche Schule, in der die Tochter des Missionars Fenchel ihnen im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geschichte, Geographie und Religion Unterricht erteilte. Einige der braunen



Hottentotten-Hochzeit

Jungen schienen sehr geweckt zu sein und gaben in leidlichem Deutsch gute Antworten.

In der Mitte des Ortes stand die von Herrn Fenchel mit eigenen Händen erbaute, geräumige, massive Steinkirche, in der sich die Eingeborenen am Sonntag zum Gottesdienst vereinigten. Der alte, ehrwürdige Missionar hielt eine deutsche Predigt, die ein neben ihm stehender Hottentott Satz für Satz sofort in die Namasprache übertrug. Die ruhige Sprache des Weißen kontrastierte stark mit dem hastigen, schnalzenden Zungenschlag des Eingeborenen, der jedes Wort mit einer lebhaften Hand- und Armbewegung begleitete. Doch schien der Vortrag durch diese Wechselwirkung an Eindruck eher zu gewinnen und erinnerte an die vor deutschem Publikum

gehaltenen englischen Predigten des greisen Generals Booth, des Begründers der in ihren Mitteln so seltsamen und in ihrem menschenfreundlichen Wirken so großen Heilsarmee.



Feste Keetmanshoop

Hendrik Witboi hatte sich, wie berichtet, nach den Gefechten am Auob tiefer in die Kalahariwüste zurückgezogen. Er kannte dort noch Stellen, wo er für den Rest seiner Leute und für das Vieh genügend Wasser fand. Ein Teil der Witbois stillte den Durst kümmerlich mit Tschammas, einer Wassermelonenart, die strichweise in der Wüste vorkommt.

Die Tschammasfelder spielten in der späteren Kriegführung eine nicht unbedeutende Rolle. Mit Hilfe dieser Früchte konnten Hottentottenpatrouillen tagelang Durststrecken der Wüste durchqueren, um dann überraschend vor unseren Linien aufzutauchen. War der beabsichtigte Anschlag gelungen, so kehrten die Orlogleute über die Tschammasfelder zu ihren verborgenen Werften zurück. Da uns aber die Plätze, wo die Melonen wuchsen, nicht bekannt waren, und wir auch nicht ohne Nachteile unseren Durst dauernd mit Wassermelonen stillen konnten, so boten sie nur dem Feinde ein Mittel zur Fortführung des Krieges.

Dem Gegner lag noch aus einem anderen Grunde daran, sich möglichst lange in der Kalahari zu halten: Durch die Nähe der englischen Grenze vermochte er sich von dort immer wieder mit Proviant, Waffen und Munition zu versehen. Eine Hehler- und Schmugglergesellschaft unter einem gewissen Scotty Smith (alias Lennox) brachte bei diesem einträglichen Handel ihr Schäfchen ins Trockene. Für diese Zustände mache man keine bestimmte Nation verantwortlich; unter dem Grenzgesindel befanden sich auch Deutsche. Gewissenlosigkeit war von jeher Kosmopolitin.

Anfang April verriet ein Buschmann die Stelle in der Kalahari, wo Hendrik mit dem größten Teile seines Stammes saß, und führte Abteilung Manger dorthin. Es kam zum Gefecht, die Vley wurde von unseren

Truppen besetzt, und die Witbois zogen sich abermals tiefer in die Einöde zurück.

Später indessen mehrten sich die Anzeichen, daß auch dem Feinde der Aufenthalt in der Kalahari unmöglich geworden sei, und daß er deshalb die Wüste zu verlassen beabsichtige. Nach Aussagen der Gefangenen sollten die Tschammas abgeerntet, und das Wasser der spärlichen Tümpel verbraucht sein.



Buschleute

Wohin mochte sich Hendrik nun wenden?

Das Hauptquartier wurde mit Nachrichten überschwemmt, die sich später als leere Gerüchte erwiesen, denen aber doch zunächst immer wieder Beachtung geschenkt werden mußte. Denn im Kriege gegen einen solchen unberechenbaren Feind durfte nichts als unmöglich betrachtet werden.

Endlich lüftete sich Mitte Juli der Schleier: Hendrik war aus der Wüste durch einen Gewaltmarsch nach dem Hudup westlich Gibeon gezogen!

Das Hauptquartier holte alle verfügbaren Truppen zu einem großen Kesseltreiben heran. Fieberhaft arbeiteten Telegraphen, Signallinien und Funkenstationen. Tagelang und bis spät in die Nacht hinein saß der Chef, Major v. Redern, über Karten gebeugt, schrieb Befehle und verfolgte die Züge der Angriffskolonnen.

Im späteren Verlaufe dieser Operation ist es den Abteilungen Maercker und v. Lthmann gelungen, einen Teil der Hottentotten unter Elias in der Haruchas-Schlucht bei Nubib zu stellen und aufzureiben.

Hendrik selbst entkam dem heranziehenden Gewitter durch eilige Flucht und zog noch einige Zeit unstät im Lande umher. Am 29. Oktober überfiel er eine Karre, wurde aber dabei schwer verwundet und starb bald darauf. Seine letzten Worte waren eine Botschaft des Friedens: „Es ist genug. Mit mir ist es vorbei. Die Kinder sollen jetzt Ruhe haben!"

Er hatte sein Unrecht mit dem Tode gesühnt. Betrachtet man sich darüber hinaus sein Wirken und Handeln, so muß man die Persönlichkeit Hendriks als hoch über dem Durchschnitt stehend bewerten. Zwar, nach unserer Denkart können wir nicht anders, als am Bilde des Treubruchs, den er an uns begangen, festzuhalten. Wir müssen sagen, daß Hendrik in der Wahl der Mittel auf Abwege geraten war, die Möglichkeit

eines Gelingens seiner Pläne falsch beurteilt und seine Macht überschätzt hatte.

Wenn wir uns aber in seine Denkweise hineinversetzen und die Liebe zum eigenen Volke, sowie einen, wenn auch irr gehenden religiösen Glauben als Ursache seines Handelns annehmen, so folgte er den höheren Idealen. Dann wird aus dem „Verräter“ ein Mann von edler Sinnesart, der das Beste seines Volkes wollte; dann fällt auf sein Grab ein Strahl des Ruhmes, der denen zu Teil wird, die ihr Leben einer großen Idee opfern; und von diesem Standpunkte aus verstehen wir wohl den Ehrentitel, den ihm General Leutwein gegeben: „Der letzte Nationalheros einer dem Untergange geweihten Rasse.“

* *
*

Zur Zeit, als wir noch auf Hendriks Rückkehr aus der Kalahari warteten, spielte Morenga eine zweideutige Rolle. Er ließ durch sein Verhalten der Vermutung Raum, daß er geneigt sei, Frieden mit uns zu schließen, ging aber den Offizieren, die nach Weisungen des Hauptquartiers mit ihm verhandeln sollten, aus dem Wege oder speiste sie mit Ausflüchten ab. Mehrmals wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen, und erbitterte Kämpfe in den Schluchten der Karasberge geführt.*)

Als sich Morenga die Schlupfwinkel im Gebirge allmählich verlegt sah, zog er südwärts an den Oranje. Oberstleutnant van Semmern folgte ihm mit der Abteilung v. Koppy und stieß am 24. Oktober bei Hartebeestmund auf die in umfassender Stellung befindlichen Hottentotten. Das verlustreiche Gefecht führte nicht zum bündigen Siege, da unsere im Flußtal kämpfenden Truppen gegen die auf steilen Bergkuppen eingenisteten Morengaleute nichts auszurichten vermochten. Erst fünf Monate später, nach langwierigen Vorbereitungen und unzähligen Kreuz- und Querzügen, wurde Morenga durch Erckert geschlagen; das Gefecht fand gleichfalls am Oranje unweit Hartebeestmund statt und endigte mit dem vollen Rückzuge des Gegners, nachdem im kritischen Augenblick auch noch Abteilung v. Hornhardt eingegriffen hatte.

Morenga verlor durch diesen Mißerfolg fast seinen ganzen Anhang. Er flüchtete nach der Grenze und wurde am 4. Mai 1906 durch Haupt-

*) Hierbei hat sich der gegen Simon Kopper gefallene Hauptmann v. Erckert, einer unserer besten Afrikaner, besonders ausgezeichnet. Er überfiel Morengas Werft am 15. Juni 1905 und befreite am 17. desselben Monats die Abteilung v. Kamptz aus schwieriger Lage.

mann Bech auf englischem Gebiet (bei van Rooisvley, unweit Klipdam) überrascht. Fast der ganze Rest seiner Bande wurde dabei erschossen. Morenga selbst entkam, stellte sich aber der englischen Polizei, die ihn festnahm. Als er jedoch nach längerer Zeit wieder aus dem Gefängnis entlassen war, wandte er sich von neuem der Grenze zu, mit der Absicht, das alte Flibustierleben wieder zu beginnen. Kappolizei unter Major Elliot setzte ihm nach, holte ihn nach langem Ritt durch wasserloses Gebiet ein, und griff ihn mit großer Tapferkeit*) an. Dabei fiel Morenga.

* *
*

Auch Cornelius schien im Juni 1905 zum Frieden geneigt! Der Oberkommandierende wünschte alles zu tun, was einen raschen, günstigen Abschluß der Feindseligkeiten herbeiführen konnte. Er schickte daher seinen Neffen, Leutnant d. R. v. Trotha in das Lager der Bethanier. Der junge Offizier hatte sich schon wiederholt durch seinen Wagemut ausgezeichnet, besaß stählerne Nerven neben einer ungewöhnlichen Bedürfnislosigkeit, beherrschte das von den Hottentotten verstandene Kapholländisch und kannte Cornelius persönlich, da dieser ihm mit dem kleinen Bethanier-Hilfskorps während des Hererokrieges unterstellt gewesen war. Ein besserer Unterhändler als Leutnant v. Trotha konnte garnicht gewählt werden.

Dennoch sagte er mir, er sei vom Erfolge seiner Mission durchaus nicht überzeugt. Er mußte u. a. Abgabe der Waffen verlangen, und es schien ihm zweifelhaft, ob ein so stolzer Gegner, wie Cornelius, darauf eingehen werde.

Als Trotha abritt, versuchte ich den Pessimismus, der ihn befallen hatte, zu verscheuchen und versprach ihm scherzend, ein paar schöne „Bockis“ für seine künftige Farm, falls er uns Cornelius bringe. Trotha lachte fröhlich auf. Die Hoffnung, sich später im Lande anzusiedeln, war mit allem, was damit zusammenhing, sein Lieblingsgedanke. Er hielt mir die Hand hin: „Abgemacht!“ Dann trabte er davon; kurz bevor seine geschmeidige Gestalt hinter den Felskuppen verschwand, drehte er sich noch einmal um und schwenkte den Schlapphut zum letzten Gruß!

Die Verhandlungen Trothas mit Cornelius verliefen zunächst über Erwarten günstig. Der alte Kapitän schien tatsächlich des Krieges müde zu sein, vermochte aber, wie es nun einmal im Volkscharakter der Hottentotten liegt, weder von seinem Mißtrauen zu lassen, noch sich ohne langwieriges Parlamentieren zu einem Entschluß aufzuschwingen. Wichtig war

*) Bericht des Augenzeugen, Generalstabshauptmanns v. Hagen.

jedoch vor allem, daß er den Gedanken einer Ergebung unter so harten Bedingungen nicht gleich von sich wies, sondern nur die Entscheidung darüber auf den nächsten Tag verschob.

Der Zufall — oder nennt es Schicksalsfügung — bereitete der Verhandlung ein jähes Ende! Eine kleine deutsche Abteilung, die von Trothas Auftrag nicht hatte verständigt werden können, griff die Hottentotten plötzlich an. Zu spät erfuhr sie, daß in dem Lager, das sie beschoß, ein deutscher Unterhändler in friedlicher Mission wäre. Die Hottentotten glaubten sich verraten, und einer von ihnen jagte dem Leutnant v. Trotha einen tödlichen Schuß in die Schulter. Der Verwundete brach jäh zusammen und hauchte bald seinen Geist aus.

Cornelius war außer sich. Er beklagte den Tod des von ihm verehrten Offiziers, aber er sah auch die Möglichkeit eines Friedens schwinden, da er sich nach einem solchen Vorfall nicht mehr in unsere Hände zu liefern getraute.

Also mußte wieder gekämpft werden! Major Gräser, der zwei Monate lang in Keetmanshoop das Hauptquartier vertreten hatte und nach dessen Eintreffen als erster Generalstabsoffizier dem Stabe angegliedert worden war, wurde mit der Operationsführung gegen die Bethanier beauftragt.

Bevor Gräser angriff, machte er nochmals einen Versuch zur friedlichen Unterhandlung; doch vergebens. Cornelius war jetzt nicht mehr zur Übergabe zu bewegen. Er mochte sich auch in den abgelegenen, engen Schluchten des unteren Fischflusses, in die er sich zurückgezogen hatte, vor unseren Truppen sicher wähnen.

Abteilung Gräser ging in zwei Kolonnen vor; die östliche stieß zuerst auf den Feind*) und hatte erhebliche Verluste. Hauptmann Pichler, der das Gefecht leitete, fiel. Als die andere Kolonne heranrückte, wich Cornelius Rivier-abwärts zurück. Major Gräser verfolgte. Das Bett des Fischflusses ist in jener Gegend etwa 100 bis 150 Meter breit und von steilen Felsgebirgen begrenzt, die etwa 200 bis 600 Meter hoch fast senkrecht aufsteigen. Die Abteilung konnte sich nicht auf den Höhen vorbewegen, da diese wild zerklüftet und vielfach unersteigbar waren. Es blieb daher nichts übrig, als im Flußbett zu marschieren; aber auch hier kam die Kolonne kaum voran. Die ganze Talsohle war mit Felsentrümmern besät; kein Pfad führte hindurch. Kletternd und rutschend bahnten sich die Verfolger ihren Weg, das Nachführen der Geschütze verursachte unsägliche Mühe. Die Reitpferde wurden zurückgelassen; die Wagen konnten nicht

*) Gefecht bei Keidorus, 27. 6. 05.

folgen. Dabei mußten die Deutschen fortgesetzt eines Feuerüberfalls von den Felsenwänden gewärtig sein.

Langsam bewegte sich die Kolonne weiter und trieb in kleinen Gefechten den Feind vor sich her. Täglich konnte etwa eine deutsche Meile zurückgelegt werden. Da der Fischfluß sich in großen Windungen durch die Felskuppen zwängt, dauerte der Marsch von Kanibes bis zur Fischflußmündung zehn Tage. „Sendet Stiefel, Hufeisen, Nägel, Strümpfe!", hieß es in einem Heliogramm des Majors Gräser an das Hauptquartier.

Das Ergebnis der Unternehmung war die Vertreibung der Bethanier aus einer Stellung, die für unangreifbar galt. Außerdem hatte der Gegner nicht geringe Verluste gehabt und fast all sein Vieh eingebüßt.

Doch erst im März 1906 hat sich Cornelius, nach einer zähen Verfolgung durch Volkmann, mit seinem ganzen Stamme ergeben und die Waffen abgeliefert.

Major Gräser war durch die schwere Arbeit bei Leitung der Operationen im Süden und durch die Anstrengungen bei der Fischflußexpedition herzkrank geworden; er mußte das Kommando an Major Träger abgeben und zu unserem Bedauern die Kolonie verlassen.

Generaloberarzt Dr. Schian war gleichfalls, wie schon erwähnt, krank aus den Reihen des Hauptquartiers geschieden. Sein Nachfolger, Dr. Sedlmayr, der bald nach seiner Ankunft in Keetmanshoop zu einer Erkundungsreise abgeritten war, fand auf dieser den Tod. Man fand ihn hinterrücks erschossen auf der Pad!

* * *

Ein Hottentottenstamm, der bei Berseba seinen Sitz hat, war uns treu geblieben. Wenn er sich nicht gleichfalls durch den Kriegstaumel zum Aufstand gegen uns hatte hinreißen lassen, so war das in erster Linie dem Kapitän Christian Goliath zu danken, der richtiger als andere Häuptlinge die Folgen eines Abfalls beurteilte.

Der kluge Kapitän hatte seinen eigenen Landsleuten gegenüber einen schweren Stand. Hendrik drängte ihn öfters, sich dem Orlog anzuschließen, auch war der Stamm der Bersebaer in zwei Parteien gespalten: In die „Alten", die der Vernunft Gehör liehen und den Frieden wahren wollten, und in die heißblütigen „Jungen", die den Krieg wünschten. Das bedächtige, verständige Alter behielt die Oberhand; doch hing die Streitaxt an einem Faden. Zweimal schon waren die jungen Hitzköpfe in den Orlog geritten und konnten nur mit Mühe zurückgeholt werden, zweimal war

der Bezirksamtmann Schmidt in Berseba gewesen und hatte Vernunft gepredigt.

Zum eisernen Bestande der umlaufenden Gerüchte gehörte natürlich auch die Nachricht, daß die Bersebaer aufgestanden seien. Glücklicherweise hat sie sich nie bewahrheitet, sonst hätte sich die Zahl unserer Feinde um 200 gut berittene und gut bewaffnete Krieger vermehrt.

Nach einer neuen Gärung in seinem Stamme wünschte Christian Goliath persönlich den Oberkommandierenden seiner Treue zu versichern.



* Christian Goliath von Berseba mit seinen Grootleuten

Er mußte sich hierzu nach dem Standort des Hauptquartiers begeben und fuhr mit seinen Grootleuten auf einem flotten, sechsspännigen Jagdwagen in Keetmanshoop ein.

Der Kapitän machte den Eindruck eines einsichtigen, gereiften Mannes und überraschte durch den guten Gebrauch, den er von der deutschen Sprache zu machen wußte. Er redete bedächtig und wohlüberlegt und schien unserem Gedankengang besser folgen zu können, als ich es sonst bei Eingeborenen gefunden hatte.

Ich traf Goliath vor dem Hause des Oberkommandierenden und fragte ihn, welchen Zweck die Fortdauer des Krieges für die Witbois noch haben könne.

„Nichts als Elend und Tod“, sagte er ernst, „Hendrik muß Frieden machen, sonst werden noch alle Hottentotten erschossen.“

„Ihr habt wohl nicht geglaubt, daß wir soviel Soldaten haben, — sonst hätten die Namas wohl keinen Orlog gemacht?“

„Ich habe es gewußt, daß der deutsche Kaiser sehr stark ist, und ich habe es den Kapitänen oft gesagt, aber sie haben nicht auf mich gehört!“

Der Kotau vor Seiner Exzellenz fand in den einfachsten Formen statt. Dann ließen sich — wie in Europa — die Gesandten photographieren.

* * *

Die Kapstädter Presse überraschte uns öfters durch Sensationsnachrichten, die sich nach genauer Untersuchung als unrichtig erwiesen. Ich glaube nicht, daß diese Enten in den Redaktionsstuben ausgebrütet worden sind, sondern vermute, daß die Fabrik für Kriegsgerüchte nicht weit von der Grenze gestanden habe und die Herren Schmuggler deren Aktionäre gewesen seien. — Schon während des Hererokrieges, September 1904, ließ sich eine deutschfeindliche Zeitung, irgendwo in Europa, von Kapstadt melden, daß die Hereros, aus dem Sandfeld kommend, nach schwerem Kampf den deutschen Kordon durchbrochen und viel Vieh erbeutet hätten. Die Deutschen, so hieß es weiter, töteten Frauen, Kinder und Greise.

Im Juni 1905 wurde behauptet, die Bondelzwarts unter Abraham Morris hätten Warmbad genommen und die Gefangenen befreit; die deutschen Offiziere wären geflohen. — Als des Pudels Kern stellte sich heraus, daß der Kommandant von Warmbad die Proklamation des Oberkommandierenden mißverstanden und den gefangenen Bondelzwarts deshalb ihre Freiheit geschenkt hatte.

Zu gleicher Zeit konnte man auch lesen, daß eine deutsche Signalstation von Hottentotten überfallen und niedergemetzelt worden sei. — Das Ergebnis der eingezogenen Erkundigungen war: Paviane hatten einen Bergzipfel erklettert, dort die Instrumente der Signalstation gefunden, und, nach Affenart, sich damit vergnügt, die Gestelle in Kleinholz zu verwandeln. Die wasserholenden Signalisten fanden bei ihrer Rückkehr einen Trümmerhaufen vor. Nur der Signalspiegel soll gefehlt haben. „Den hat sicher das Weibchen mitgenommen“, meinten die ungalanten Schutztruppler.

Ein andermal wurde uns die Kapstädter Meldung übermittelt, daß Hendrik Witboi einen „langen deutschen Convoi“ angegriffen, dessen Begleitmannschaft überrascht und fast völlig niedergemacht habe. Dabei seien

ihm 1000 Stück Vieh, 122 Wagen (!), davon mehrere mit Munition beladen, und eine Anzahl Gewehre in die Hände gefallen. — Diese Tataren-Nachricht war recht mäßig erlogen; einen Transport von 122 Wagen kann es in Südwest überhaupt gar nicht geben; denn ein solches Monstrum von einer Kolonne, das mindestens die Länge einer deutschen Meile und annähernd 2500 Zugochsen als Bespannung haben müßte, würde sich weder leiten, noch bedecken, noch mit Wasser versorgen lassen.

Bei diesen Beispielen mag es sein Bewenden haben. Erwähnen muß ich aber noch, daß die deutsche Presse fast nie auf diese Meldungen hineinfiel, sondern sie entweder überhaupt nicht brachte, oder sie mit einem unzweideutigen Kommentar versah, der sie als das stempelte, was sie waren.

Zumal im Hinblick auf solche, eben angedeutete, kleine Unfreundlichkeiten Einzelner empfanden wir es als einen Akt loyaler Liebenswürdigkeit der Englischen Regierung und Seiner Großbritannischen Majestät, daß dem Hauptquartier in der Person des Oberstleutnants Trench ein Vertreter der Englischen Armee beigegeben wurde. Der neue Militär-Attaché meldete sich bei Generalleutnant v. Trotha in Keetmanshoop, und wurde unserem Stabe eingereiht, in dem er sich bald heimisch fühlte.

Trench war eine ungemein sympathische Persönlichkeit. Er sprach fließend deutsch und verfügte über eine große Kenntnis aller der Dinge, die man in Südwest brauchte, da er auf dem gleichartigen Boden Südafrikas den Burenfeldzug im Stabe des Lord Roberts mitgemacht hatte. Er war einer von den seltenen Männern, die jeder Stellung gewachsen sind, und seine herzliche Art hat ihm in der Schutztruppe nur Freunde erworben.

* *
*

Zur Zeit, als sich das Hauptquartier zum letzten Ritt gegen Hendrik rüstete, versagten mir die Kräfte. Schon seit Monaten hatte ich an Herzbeschwerden und Atemnot gelitten und war dadurch sehr matt und schwach geworden. Eines Tages begann ich zu fiebern. Stabsarzt Dr. Hummel ließ mich ins Lazarett bringen; ich hatte den Typhus.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Hauptquartier.

Nach dem täglichen Leben des leitenden Stabes bin ich oft gefragt worden. Man hat sich hiervon vielfach ebensowenig ein richtiges Bild machen können, wie von der Art und dem Umfange der Arbeiten, die er leisten mußte.

Es mag daher von Interesse sein, einen Blick in die kleinen Einzelheiten des Triebwerks zu tun.

Wenn das Hauptquartier allein in Feindesland marschierte, so ritt die Stabswache unter Führung eines Offiziers auf Sehweite voraus und sicherte gegen Front und beide Flanken. Die Spitze bestand aus zehn, jede Seitenpatrouille aus zwei bis drei Mann.

Vorn in der Kolonne ritten die Offiziere in zwanglosen Gruppen, wie sie Laune und Sympathie zusammenführte. Dann kam ein Reiter, der die Kommandoflagge hoch an einer Lanze trug.

Dahinter folgten, zu zweien, die Schreiber und Burschen. Alle Rollen waren genau verteilt, die Pferdehalter bestimmt, so daß beim Einschlagen von Geschossen das Hauptquartier in einer Minute gefechtsbereit sein konnte.

Unser Wagentroß wurde in zwei Staffeln gegliedert, und zwar folgte die erste Staffel dem Stabe möglichst unmittelbar, die zweite etwa mit einem Abstand von einem halben Marschtage.

Die Gesamtstärke des Hauptquartiers betrug 13 Offiziere, 64 Mann und 35 Eingeborene.

Die erste Staffel bestand aus acht kleineren Wagen und Karren. Diese waren mit je sechs bis zehn Pferden oder Maultieren bespannt und daher beweglich genug, um uns unmittelbar folgen zu können, falls wir nur wenig trabten. Ritten wir rascher voran, so blieb auch die erste Staffel zurück, und wir mußten von dem leben, was wir am Sattel mitführten.

Die zweite Staffel bestand aus vier Ochsenwagen und führte das weniger dringende Gepäck, sowie den größten Teil der Verpflegung mit.

Bei dem langsamen Gang der Zugochsen erreichte uns diese Staffel nur, wenn wir einige Tage lang an derselben Wasserstelle hielten.

An Reit- und Zugtieren brauchte das Hauptquartier 107 Pferde, 62 Maulesel und 90 Treckochsen. Im Vergleich zu diesen hohen Ziffern war die Anzahl der verfügbaren Mannschaften gering, so daß die Offiziere überall mit zufassen mußten.



Eine Karre des Hauptquartiers. *Hauptmann v. Bosse

Eine Verminderung des Trosses war leider nicht möglich. Wir sollten bei jeder Witterung schreiben können und brauchten daher Zelte, Tische und Feldstühle; wir mußten uns auch selbst die volle Verpflegung nachführen, um die der Truppen möglichst wenig in Anspruch zu nehmen. Auf beiden Staffeln ließ sich Proviant für etwa vier Wochen laden.

Wenn wir hielten, um zu ruhen, suchten wir uns einen weithin sichtbaren Baum an der Pad aus, unter dem der Oberbefehlshaber sein Nachtlager aufschlug. Der nächste größere Baum oder Strauch gehörte dem Chef.

Von uns anderen wählte sich nun jeder rasch einen Busch und ritt darauf los, um von ihm förmlich Besitz zu ergreifen.

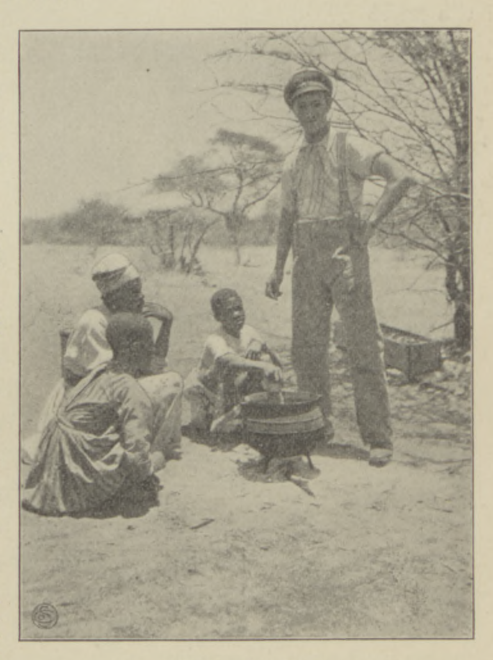
Neben dem Reisewagen fuhr die Küchenkarre auf. Es wurde Holz geholt, und bald flackerten die kleinen Feuer an der Erde. Gleichzeitig führte ein Teil der Leute die Pferde zur Tränke; dann wurden die Tiere, mit Spannfesseln gekettet, auf die Weide getrieben. Einige Leute bewachten sie und hielten sie zusammen, andere sicherten das Lager.

Stand die Sonne noch hoch im Norden, so breiteten wir Decken über die Büsche, um Schatten zu erhalten. War ein Telegraphenkabel in der Nähe, so wurde das Telephon eingeschaltet.

Unser Kasino war einfach: An der Seite des Reisewagens konnten wir ein breites Segeltuch ausspannen. Darunter wurde ein langer Tisch gestellt, der aus einem breiten Brett und zwei Fußböcken bestand.

An den Karren wurde Proviant ausgegeben, die Kochgeschirre waren inzwischen am Wasserloch gefüllt worden.

Tischtücher und Servietten besaßen wir nicht. Das Geschirr war aus emailliertem Blech, für jeden zwei Teller und eine Tasse ohne Untersatz. Das Besteck entsprach dem Geschirr.



Kochunterricht

Es wurde gemeinsam gekocht: Suppe und ein Gang; manchmal fiel auch eins von beiden fort. Frisches Kalbfleisch gab es nicht häufig auf der Pad, Schweinefleisch nie; meistens lebten wir von Hammel- und Büchsenfleisch. Auch amerikanisches Corned-beef wurde viel gegessen; im Sandfeld hatten wir lange Zeit nichts anderes. Ich kann nicht sagen, daß es von schlechter Beschaffenheit gewesen wäre, aber man aß es sich sehr schnell über. Unser Hauptnahrungsmittel war der Reis; er wurde mit Wasser ohne Zutaten gekocht. Durch Konserven wurde manchmal etwas Abwechselung erreicht. Gab es nur Büchsenfleisch und Büchsengemüse, so sträubte sich der Magen nach einiger Zeit dagegen; das half ihm aber nichts.

Zumal im Sandfeld war zuweilen Schmalhans Küchenmeister. Bald fehlte es an diesem, bald an jenem. Manchmal ging das Salz aus. Oft fehlte das Mehl, dann hatten wir kein Brot. Die Konservenbutter war nicht schlecht, aber sie floß wie Honig, wenn die Sonne auf die Büchse geschienen hatte. Gedörrte Kartoffeln waren eine große Leckerei. Von frischem Gemüse oder Eiern konnte keine Rede sein. Milch gab es fast nie. Tee oder Kaffee waren die Hauptgetränke. Das schlammige Wasser aus den Pfützen wurde möglichst vor Gebrauch gekocht. Tat man etwas Alaun hinein, so sank der Schmutz zu Boden.

Am Sonnabend erhielt jeder, vom Oberkommandierenden bis zum Reiter, „Genußmittel" (falls etwas da war): Eine Drittelflasche Rum, 3 Platten Tabak oder 7 Zigarren, und 2 Schachteln Streichhölzer.

Manchmal bekamen wir auch Liebesgaben, wie jede andere Truppe. Reich flossen gütige Spenden in der Kolonie ein. Schade, daß es uns häufig an Transportmitteln fehlte, um sie bis zur Feldtruppe zu schaffen. So blieb Manches notgedrungen an den Hauptlinien der Etappe. Aber Vieles gelangte auch bis zu den äußersten Posten. Das Rote Kreuz machte sich um Verteilung der Gaben sehr verdient. Ich wünschte, die deutschen Frauen, welche unserer Schutztruppe mit gebender Hand gedacht, hätten die Freude, die sie dadurch erregt haben, mit eigenen Augen betrachten können. Der Heimat herzlichen Dank!

War das Abendbrot aufgetragen, so setzten wir uns auf Feldstühlen an den langen Tisch. Am oberen Ende war der Platz des Oberkommandierenden, rechts und links von ihm saßen der Chef und der Generaloberarzt, dann reihten, nach Rang und Würden, wir übrigen uns an. Zwei trübe Laternen mit flackernden Kerzen beleuchteten die Tafelrunde. Wir sprachen wenig; jeder war mit seinen Gedanken vollauf beschäftigt und überdachte die Meldungen und Ereignisse des Tages. Ernste Nachrichten von gefallenen und verwundeten Kameraden beeinflußten die Stimmung. Das Gefühl schwerer Verantwortung lastete auf jedem. Alles Interesse vereinigte sich auf die militärische Lage des Augenblicks. Auch Müdigkeit nach anstrengender Arbeit und nach langem Ritt machte sich wohl fühlbar. Die Nachtkühle kam, wir hüllten uns in die grauen Reitermäntel, zogen die Kragen hoch, rückten näher an das wärmende Kochfeuer und schauten in die zuckenden Flammen. Die Unterhaltung schlief langsam ein. Wozu auch reden? Jeder hatte auf langer Pad die Gedanken der anderen schon kennen gelernt. Man wird wortkarg in der Steppe. — Dann suchten wir unser Lager am Busch auf, legten das Gewehr neben uns und schliefen, bis vor Tagesanbruch der Posten weckte.

Die Stärke des Hauptquartiers an Offizieren und Beamten hatte in der Heimat Erstaunen erregt, weil man die Arbeitsmenge nicht übersah. Mit dem Hauptquartier der Zukunftskriege, das im Panzerautomobil über die Schlachtfelder rast, dem alle Hilfsmittel moderner Technik zur Verfügung stehen, um auf zivilisiertem Boden in immerhin begrenztem Raume große Truppenmassen zu leiten, ließ sich dieser Stab nicht vergleichen. — Unsere 15000 Mann Schutztruppen waren auf ein Gebiet, so groß wie Deutschland mit der Schweiz, Belgien und der Niederlande, in kleinen Kolonnen und Stationen verteilt. Der Troß aber entsprach dem einer



Das Hauptquartier in Keetmanshoop

Von links nach rechts: sitzend: Hptm. v. Lettow, Adjutant. — Hptm. Bayer, Generalstab. — Oberst Trench, Mil.-Att. — General v. Trotha. — Lt. v. Goßler, Ord.-Off. — Intendant Nachtigall. — Major v. Redern, Chef d. Stabes. — Hptm. v. Bosse, Adjutant; — stehend: Oblt. v. Trotha. — Stabsveterinär Rakette. — Oblt. Gundel, 2. Tel.-Abt.

großen Armee. Nur fehlten uns die Straßen und Bahnen, die Städte und Dörfer, die Kanäle und Flüsse, die Getreidefelder und Gärten. Wir operierten in einem menschenleeren, armen Lande!

Der engere Stab setzte sich nur aus sechs Offizieren zusammen: Aus dem Oberkommandierenden, dem Chef, den zwei Generalstabsoffizieren und den beiden Adjutanten. Außerdem waren selbstverständlich die obersten Vertreter der Intendantur, des Sanitäts-, des Veterinärwesens und des Signaldienstes beim Hauptquartier. Hierzu kamen noch der Kommandant

und ein Ordonnanzoffizier. Bald fehlte dieser, bald jener und mußte von den anderen vertreten werden, die nun doppelte Arbeit hatten.

Dem Chef wurden alle Meldungen, Befehle und Arbeiten vorgelegt. Er sichtete sie und bestimmte, welche Dinge sich zum Vortrag beim Oberbefehlshaber eigneten. In weniger wichtigen Fragen entschied er selbständig.

Der erste Generalstabsoffizier bearbeitete die Operationen und den Nachschub; der zweite Generalstabsoffizier leitete den Nachrichtendienst, die Signal-, Telegraphen- und Funkenlinien und schrieb das Kriegstagebuch. Der erste Adjutant führte die Personalien der Offiziere, der zweite Adjutant die der Mannschaften.

Noch viel anderes war zu erledigen: Ersatz der Pferde, Maultiere, Rinder, Wagen; Nachschub an Munition, Waffen, Bekleidung und Ausrüstung; Meldungen an die Heimat, Mitteilung aller wichtigen Ereignisse an die Nachbarkolonnen, Regelung des Landungsbetriebes, Verkehr mit den Gouvernements- und Etappenbehörden, politische Maßnahmen.

Den ganzen Tag arbeiteten Telegraph, Telephon und Signallinien. Den Tiefen der Postsäcke entstiegen Berge von Dienstbriefen. Die Höhen der Journalnummern wurden schwindelerregend; was gelangte nicht alles an den leitenden Stab!

Öfters trafen Briefe und Ansichtskarten aus verschiedenen Ländern mit der Adresse Hendrik Witbois ein. Nach dem Kriegsgesetz lieferte die Post diese Schriftstücke an das Hauptquartier ab, zumal der „Adressat unbekannt verzogen" war. Meistens kamen die Karten von Stammtischen und trugen die unverkennbaren Zeichen der nicht alkoholfreien Stimmung an sich. Einer der Briefe war hingegen von Interesse. Er kam aus dem im vollen Kriege befindlichen Japan. Der Schreiber erteilte Hendrik in mangelhaftem Englisch den Rat, er solle, gleich den Japanern, die Herrschaft der Weißen brechen und den Kampf bis zum Äußersten fortsetzen. Als wichtigstes Mittel zum kriegerischen Erfolge wurde den Hottentotten Geheimhaltung aller Maßnahmen empfohlen! Die farbigen Rassen müßten gegen die Arier zusammenhalten, hieß es; — Völker Europas . . .!

Neben 15 anderen Geschäften gehörte auch „die Presse" zu meinem Ressort. Daß ich, der Einzelne, nur wenig zur Orientierung unserer Heimat beitragen konnte, bedarf keiner Erklärung. Hin und wieder fand ich Zeit zu einem Artikel, doch was bedeutete das im großen deutschen Blätterwalde?

Offizielle Berichterstatter hatten wir leider nur wenige. Bei unseren schwierigen Verkehrsverhältnissen konnten auch diese ihre Redaktionen nur selten mit Telegrammen versehen. Es war Mangel an berufenen Federn,

die durch Berichte Interesse und Verständnis für die Eigenart unseres Krieges wecken und verbreiten konnten.

Die Bedeutung der Presse ist in den letzten Jahrzehnten so sehr gestiegen, daß ihr bei künftigen Kriegen eine besondere Beachtung im leitenden Hauptquartier geschenkt werden muß. Unbedingte Zurückhaltung ihr gegenüber paßt nicht mehr in die heutigen Zeiten. Besser ist der Gesichtspunkt einer weitherzigen Publizität, die nur da eingeschränkt werden muß, wo die Mitteilung einer Begebenheit dem Feinde dienen kann, und wo daher die von dem Japaner empfohlene „Geheimhaltung aller Maßnahmen" notwendig ist. Ein Offizier des Hauptquartiers hätte deshalb die Zensur auszuüben; das übrige wäre aber, wie so vieles, nur Sache des guten Willens und des Taktes.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Militärische Erfahrungen.

Läßt sich denn überhaupt etwas aus diesem Feldzuge für unsere europäische Kriegführung lernen? Die Frage scheint berechtigt.

Die Unterschiede der Kampfart auf afrikanischem und auf heimischem Boden sind sehr beträchtlich. Drüben standen in einem Gefecht höchstens 1000 Deutsche gegen 3000 Eingeborene; in den Zukunftsschlachten haben wir hingegen mit Hunderttausenden auf jeder Seite zu rechnen. Drüben ein Gelände von ungeheurer Ausdehnung, arm an Hilfsmitteln und Menschen; hier ein dicht bevölkertes, im Verhältnis zu den kämpfenden Heeren kleines Gebiet. Drüben Unwegsamkeit; hier ein engmaschiges Netz von Straßen und Bahnen. Drüben ein zwar tapferer und gewandter Gegner, der aber weder über Geschütze und Maschinengewehre, noch über sonstige moderne Kriegsmittel verfügte, der mit wenig Munition haushalten mußte und im Gefecht seine geringen Kräfte in langen Kampflinien zur Geltung brachte; hier die Massen auf engem Raume, verschwenderisch mit allen Errungenschaften der Technik, mit neuesten Zerstörungs- und Menschenvernichtungsmitteln ausgestattet. Drüben, wenigstens auf unserer Seite, berittene Infanterie, einige Artillerie und Pioniere; hier eine Fülle von Waffengattungen, wie sie die heutige Kriegführung verlangt. Drüben ein Kampf um Wasserstellen, um Vieh; hier Riesenschlachten nach strategischen Gesichtspunkten, tagelanges, gewaltiges Ringen um den Besitz von Stellungen und befestigten Linien.

Dürfen wir also militärische Lehren vom Südwestafrikanischen Kriege erhoffen?

Die taktische Ausbeute dürfte gering sein. Für den Angriff der Armeen in den Massenschlachten bringen wir Südwestafrikaner kaum neue Gesichtspunkte mit. Vor Überschätzung der Lehren, die uns Kolonialkriege

in dieser Richtung geben können, muß auf Grund trüber Erfahrungen anderer Nationen gewarnt werden.

Und offen sei's gesagt: Bei meiner Rückkehr war ich mir überhaupt sehr im Zweifel, ob meine dort gewonnenen Ansichten auch für europäische Verhältnisse Wert und Gültigkeit hätten.

Als ich indessen nunmehr die vortrefflichen Bücher las, die wir über den Russisch-Japanischen Krieg heute schon besitzen, fand ich darin zu meiner Überraschung gewisse Übereinstimmungen der Erfahrungen und sah, daß die großen Kämpfe auf den Feldern der Mandschurei zu ähnlichen Rückschlüssen führten, wie unsere kleinen Gefechte auf afrikanischer Steppe.

Allerdings, auf strategischem und taktischem Gebiete lagen die Ähnlichkeiten nicht; wohl aber auf psychologischem. Es scheint, daß es dem Gefühl des einzelnen gleichgültig sei, ob das mordende Werkzeug eine ungeheure Mörsergranate oder nur ein winziges Gewehrgeschoß ist. Der Eindruck des dräuenden Todes bleibt derselbe. Es hat im Gegenteil sogar den Anschein, als ob das Pfeifen und Sausen der Infanteriegeschosse einen viel tieferen moralischen Eindruck auf die Kämpfer mache, als das Dröhnen und Donnern der schweren Geschütze. Gleiche „Leere des Schlachtfeldes" hüben und drüben, gleiche Schwierigkeit, den Gegner zu erkennen und zu treffen. Und Eines bleibt sich gleich, ob der Kriegsschauplatz Ostasien oder Südafrika heißt, ob Millionen oder Tausend Kämpfer im Felde stehen: Der Selbsterhaltungstrieb, die Mittel ihn zurückzudrängen, die Stärke der Affekte, mit einem Worte: Der Mensch.

Neben diesen Erfahrungen über die Psychologie des Krieges — auf die ich am Schlusse des Kapitels zurückkomme — dürfte die Erprobung technischer Hilfsmittel Wert besitzen; auch haben wir zweifellos für künftige Kolonialkriege in Südwestafrika gelernt.

Technische Erfahrungen.

Die optische Nachrichten-Übermittelung hat uns vorzügliche Dienste geleistet. Unsere Acetylen-Signalapparate waren gut. Die großen Erfolge sind zum Teil auf die Gunst der Witterung und der klaren Luft zu setzen. Für europäische Verhältnisse können wir nicht mit gleichen Ergebnissen rechnen.

Die Stärke der Signalabteilung betrug schließlich 9 Offiziere und über 200 Signalisten. Diese bedienten 36 Heliographen (Sonnenspiegel) und 71 Signalapparate. Das Gebläse der letzteren bestand aus einem Gemenge von Acetylen und Sauerstoff. Das Licht wurde durch eine Linse geworfen.

Zu jedem Signalapparat gehörte auch ein Sonnenspiegel zur Nachrichtenübermittelung am Tage.

Ein Signaltrupp bestand gewöhnlich aus zwei bis drei Signalisten. Der Apparat wurde auf einem Pferd oder auf einem Maultier verpackt. Die Nachführung der Betriebsstoffe war mit Schwierigkeiten verknüpft, weil der Sauerstoff in Metallflaschen transportiert wurde, die ein erhebliches Gewicht besaßen. Die Stationen signalisierten nachts mit Lampen etwa auf 80 bis 100 Kilometer, mitunter sogar bis auf 160 Kilometer Entfernung. Die Sonnenspiegel reichten nicht so weit, doch habe ich auch diese bis auf 50 Kilometer wirken sehen!



Signalstation

Die Bedeckung der Stationen bestand nur aus zwei bis sechs Mann. Viele Monate lagen die Leute auf einsamer Höhe, von aller Hilfe abgeschnitten, den Unbilden der Witterung, den Anschlägen des Feindes ausgesetzt, auf sich selbst angewiesen, dürftig verpflegt, knapp an Wasser, und ohne ärztlichen Beistand! Viele Signalisten litten an Übermüdung der Sehnerven.

Häufig waren die Signalapparate in den schwankenden Kronen hoher Bäume auf einer improvisierten Plattform aufgestellt.

Ununterbrochene Arbeit ohne Ablösung und ohne genügende Ruhe stellte die höchsten Anforderungen an die Leute. 30 Lichtsprüche in 24 Stunden waren nichts seltenes. Legten sich die Signalisten müde an die Erde, um zu schlafen, so weckte sie der Posten zu neuer Tätigkeit, sobald das Licht der Gegenstation sichtbar wurde und eine neue Meldung ankündigte.

Die Station Falkenhorst war zehn Tage lang eingeschlossen. Die Mannschaften saßen bei Hitze und Durst im Dunkeln und versuchten

schließlich mit Rum zu kochen, als kein Tropfen Wasser mehr vorhanden war. — Auf Signalstation Duurdrift starb der eine Signalist an Typhus, während sein Kamerad, neben ihm am Apparat stehend, Telegramme befördern mußte. Er hatte keine Zeit, dem Sterbenden in der letzten, schwersten Stunde beizustehen. — Öfters wurden schwache Stationsbesatzungen überfallen und erschlagen.

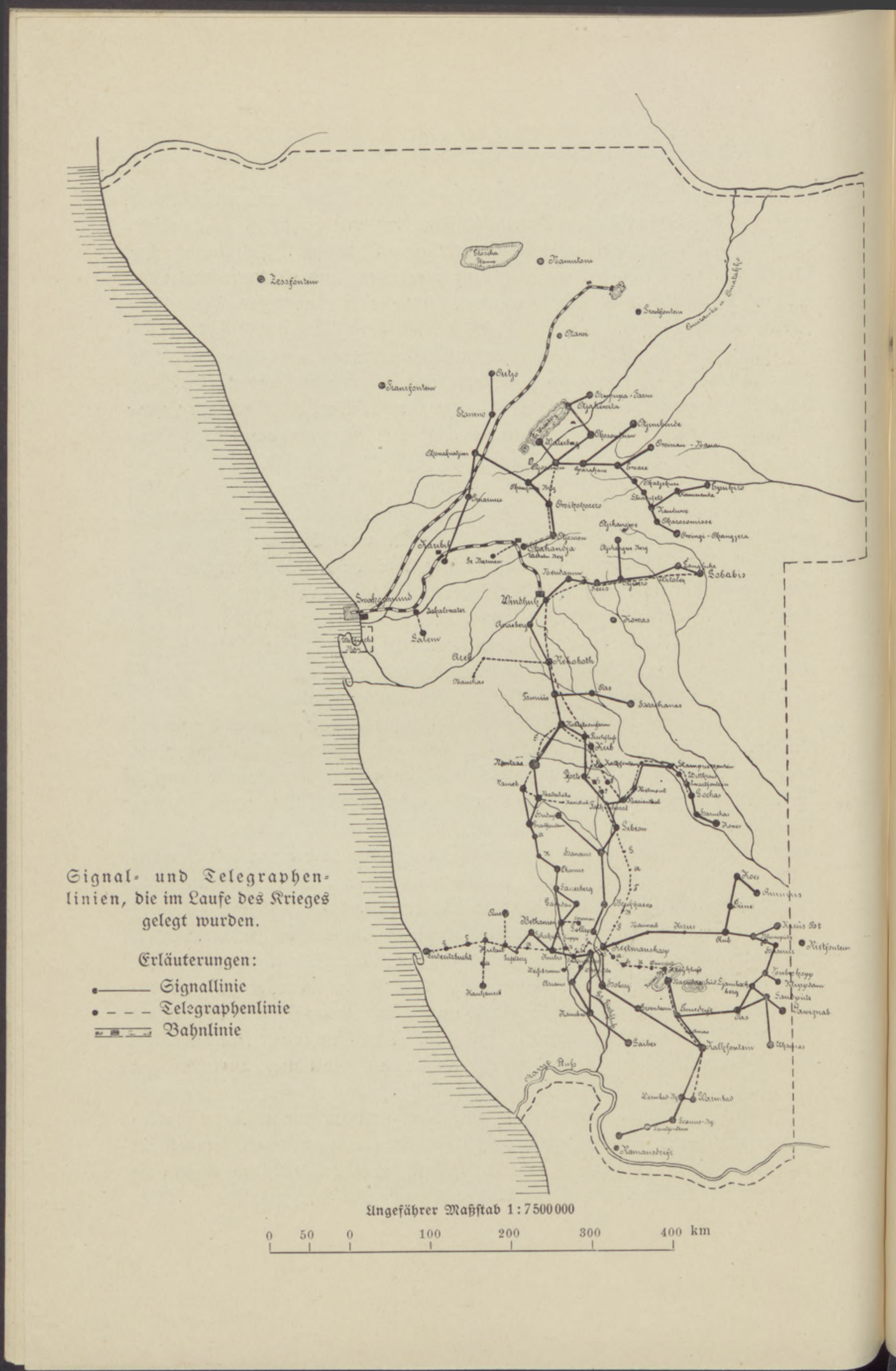
Die vom Signalnetz überspannten Entfernungen waren bedeutend: Die Linie Windhuk—Keetmanshoop—Ramansdrift war 800 Kilometer lang —, das ist so weit wie von Berlin bis zum Genfer See! Die gesamten südwestafrikanischen Signallinien hatten im Juli 1905 eine Länge von 2560 Kilometer, was der Luftlinie von Posen bis Lissabon entspricht!

Die Signallinien arbeiteten langsamer, aber zuverlässiger als die Telegraphenlinien, deren frei am Boden liegende Kabel häufig durchschnitten oder durch weidende Tiere, Wild, Termiten und Witterung beschädigt wurden. Deshalb ließen wir auf wichtigen Strecken häufig Signal- und Telegraphenlinien nebeneinander bestehen. Versagten die einen, so standen uns noch die anderen zur Verfügung.

Auch die Feldtelegraphen leisteten sehr gutes. Sie litten nur an der oben erwähnten Zerstörbarkeit durch Feind und Zufälle. Aufopfernde Arbeit der Telegraphisten hat die Schäden immer beseitigt.

Die Versuche mit drahtloser Telegraphie gelangen über Erwarten. Als die drei Wagen der ersten Funkenabteilung in Südwest gelandet wurden, waren wir wegen ihrer Brauchbarkeit aus mehr als einem Grunde skeptisch gestimmt. Das Kriegsmittel war noch wenig erprobt, und wie es sich in den eigenartigen Luft- und Witterungsverhältnissen der Kolonie bewähren würde, konnte niemand voraussehen. Die Erfolge übertrafen alle Erwartungen. Die Apparate wirkten 100 Kilometer weit, mitunter sandten sie sogar ihre elektrischen Wellen auf 150 Kilometer.

Die Stationen waren fast täglich mehrere Stunden in Betrieb. Nach Sonnenuntergang machten sich häufig luftelektrische Störungen bemerkbar, und zwar in stärkeren Entladungen, als man sie in Deutschland gewöhnlich findet. Der Kraft sendende Draht wurde von einem Ballon oder einem Drachen 200 Meter hoch in die Luft gehoben. Der Betrieb litt sehr darunter, daß es kaum möglich war, die große Anzahl von Gasbehältern und Gefäßen mit Benzin auf den überlasteten Transportkolonnen nachzuführen. Es wäre daher für afrikanische Verhältnisse günstiger gewesen, wenn jeder Funkenwagen mit einem leichten, zusammenschiebbaren Antennenmast ausgerüstet gewesen wäre. Häufig verloren wir Ballons durch plötzlich einsetzende Windstöße; Luftwirbel und Windhosen pflegten die stärksten Drähte


Signal- und Telegraphen-
linien, die im Laufe des Krieges
gelegt wurden.
Erläuterungen:
Signallinie
Telegraphenlinie
Bahnlinie
Windhuk
Rehoboth
Gobabis
Keetmanshoop
Warmbad
Ungefährer Maßstab 1 : 7500000
0 50 0 100 200 300 400 km

wie dünne Fäden zu zerreißen. Drachen waren nur ein unsicherer Notbehelf.

Die drei Wagen der zweiten Funkenabteilung hatten eine andere Bauart als die der ersten, und konnten bis 300 Kilometer wirken. Dafür waren sie leichter und empfindlicher konstruiert und litten häufig beim Transport auf den schlechten Padwegen. In den ersten Monaten mußte fortgesetzt an ihnen ausgebessert werden, bis auch sie sich schließlich zu einem leidlich brauchbaren Kriegswerkzeug entwickelt hatten.

Personenkraftwagen haben auf den besseren Wegen fahren können, aber die schweren Lastautomobile versagten. Sie waren dem grundlosen Sande der Pad in Wüste und Steppe, und den Felstrümmern der Gebirgs-



Troostsches Lastautomobil in der Wüste

pfade nicht gewachsen. Bei der holprigen Fahrt litten die Motoren und die Pneumatiks in gleicher Weise. Der feine Staub setzte sich in die Maschinenteile und schliff sie rasch ab. Doch bin ich überzeugt, daß es unserer hochentwickelten Technik gelingen wird, auch für Südwestafrika einen brauchbaren Last-Selbstfahrer zu bauen.

Die ostpreußischen Pferde haben sich gut bewährt, sie waren widerstandsfähig und ausdauernd. An die freie Weide und an das Aussuchen der richtigen Grassorten mußten sie sich allerdings zum Teil erst gewöhnen. Anfangs bohrten sich viele scharfe Gräser den Tieren ins Fleisch der Mundhöhle und erzeugten kleine, eiternde Wunden. Im Gaumen staute sich das Blut, so daß die Pferde und auch die Maulesel vor Schmerz nicht fressen konnten. Die Halme mußten entfernt und die Blutstockungen durch Schnitte beseitigt werden. Über die Frage, ob das entzündete Zahnfleisch auszubrennen sei oder nicht, gingen die Ansichten der Veterinäre auseinander.

Die afrikanischen Pferde, welche wir aus der Kapkolonie beschafften, waren natürlich akklimatisiert, doch bedurften auch sie bei größeren Anstrengungen der Kraftnahrung, die wir ihnen häufig nicht bieten konnten.

Am schlechtesten bewährten sich die Argentinier; sie waren im Durchschnitt weder nach Bauart noch in der Lebensweise für diesen Kriegsschauplatz geeignet. Der Pferdesterbe waren alle Rassen unterworfen. Im Kriege konnten wir die Maßnahme, die Tiere in der Regenzeit nach sogenannten „Sterbeplätzen" zu bringen, wo es keine Pferdesterbe gibt, nicht durchführen. Wir hatten nur wenige sogenannte „gesalzene Pferde", die schon einmal die Krankheit überwunden hatten und dadurch gegen neue Ansteckung immun geworden waren. Vom Januar 1904 bis zum Mai 1907 sind 30 962 Pferde und 33 844 Maultiere im Dienste der Schutztruppe gewesen. An Pferden gingen in dieser Zeit über 81 Proz., an Maultieren über 66 Proz. ein! Diese bedeutenden Verluste sind indessen nicht viel höher, als die der Engländer im Burenkriege.

Pferdezucht in der Kolonie wird das beste Mittel sein, um eine für Südwestafrika geeignete Rasse zu gewinnen. Vielleicht erhalten wir aus dieser Quelle noch einmal gutes Material für die Heimat, die ja mehr Pferde braucht, als unsere deutschen Zuchten hervorbringen, und dafür erhebliche Geldsummen nach dem Auslande fließen lassen muß.

Die Wichtigkeit der rückwärtigen Verbindungen wurde durch den Krieg in Südwestafrika besonders greifbar erwiesen. Wenn man bedenkt, daß ein Versagen des Nachschubs einer verlorenen Schlacht gleich zu erachten ist, so wird man die Bedeutung des Transportdienstes an die richtige Stelle rücken.

Der Train wird in künftigen Feldzügen eine große Rolle spielen. Ihn als nebensächliche, wohl gar, als nicht vollwertige Waffe zu betrachten, zeugt von unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und von törichtem Vorurteil. Es gehört sicherlich mindestens ebenso viel persönlicher Mut dazu, eine kilometerlange Kolonne im feindlichen Strichfeuer vorzutreiben und zu führen, als in geschlossener Schwadron Attacke zu reiten.

In Südwestafrika hatten die Führer der Wagenkolonnen einen aufreibenden, schweren Beruf. Ein Unterschied zwischen Soldaten erster und zweiter Linie wurde nicht gemacht. Jeder stand in erster Linie; mitunter waren die Kolonnen mehr gefährdet als die Truppe dicht vor dem Feinde.

Unsere Felduniformen haben sich gut bewährt. Der dicke Kordstoff eignete sich mehr für die Dornbüsche des Hererolandes, während wir im Namalande den leichteren Khaki vorzogen. Der graue Schlapphut der Schutztruppe ist ausgezeichnet; er schützt gegen Wind und Sonne, trägt sich weich und angenehm und ist ein gutes Kopfkissen für die Nacht. Alle Uniformstücke nahmen sehr bald die Farbe des Bodens an, und das war von großer Wichtigkeit; denn bei den heutigen rauchschwachen Schußwaffen

hebt sich jedes helle Abzeichen der Kleidung scharf ab und dient dem Feinde als Ziel. Es wurde schon erwähnt, daß wir Offiziere deshalb ohne Achselstücke ins Gefecht gingen, keine Säbel trugen, und daß unsere Uniformen meist den Schnitt der Mannschaftsröcke hatten. Die Feinde verfügten über vorzügliche Augen und waren stets darauf bedacht, unsere Offiziere abzuschießen. So blieben denn die Verluste an Offizieren, obwohl die Abzeichen sie nicht mehr kenntlich machten, im Verhältnis fast die gleichen, wie in früheren südwestafrikanischen Kriegen. Schon Kommandos und Winke der Offiziere genügten, um sie dem gut beobachtenden Gegner kenntlich zu machen. Im Gefecht von Onganjira erhielt ein Leutnant seinen Todesschuß, als er, von seinem Vorgesetzten angerufen, gewohnheitsmäßig die Hand zur Kopfbedeckung führte.

Im Dorngestrüpp des Hererolandes, wo stundenlange Gefechte auf weniger als 200 Schritt Entfernung geführt wurden, war geringe Sichtbarkeit der Bekleidung eine Lebensfrage im wahren Sinne des Wortes. Aber auch in den Bergschluchten und Steppen des Namalandes, wo sich die Gegner nicht so nahe gegenüber lagen, war die Anpassung der Uniformen an den Hintergrund von größter Bedeutung.

Die gleichen Erfahrungen machten auch Japaner und Russen auf den Schlachtfeldern der Mandschurei. Die moderne Kampfart erfordert eine wenig sichtbare Felduniform. Zahlreiche Verwechselungen, die in den letzten Kriegen zu gegenseitigem Beschießen von Truppen der gleichen Armee führten, beweisen überdies, daß es wichtig ist, nicht zu vielerlei Uniformen im Felde zu tragen. Eine charakteristische Kopfbedeckung, einheitlich für die ganze Armee, wird Irrtümer am leichtesten ausschließen. Die Amerikaner, mit ihrer von keiner Überlieferung beschwerten, einfachen, kleidsamen Tracht, sind den europäischen Heeren in dieser Beziehung zunächst noch voraus.

Erfahrungen für Kolonialkriege.

Ohne Bahnen und gute Wege ist das große Gebiet einer Kolonie mit geringen Truppenmengen nicht zu beherrschen.

Energische, aber *gerechte* Behandlung der Eingeborenen wird den Aufständen häufig vorbeugen können. Zu große Milde hält der Schwarze meistens leider für Schwäche. Es wird sich mehr lohnen, auf die eigene Kraft zu bauen, als den Versprechungen eingeborener Stämme zu vertrauen. Eine ausreichende Schutztruppe ist unerläßlich; die stärkste Besatzung ist immer noch billiger als ein Kolonialkrieg.

Gute Karten des Schutzgebiets sind eine der wichtigsten Vorbeding-

ungen für das Gelingen von Operationen. Man kann durch sie die überlegene Landeskenntnis und das angeborene Orientierungsvermögen der Eingeborenen einigermaßen ausgleichen. Dem anders gearteten Lande entsprechend werden auch andere Kartenzeichen (Signaturen) nötig sein; für Südwest ist die genaue Bezeichnung der Art und der Leistungsfähigkeit von Wasserstellen wertvoll.

Die Kniffe des Kleinkrieges spielen in den Kolonien eine größere Rolle als in Europa. Wir werden sie zum Teil den Eingeborenen absehen können. Fast stets wurden die Gefechte durch Überflügelung oder Umfassung entschieden. Häufig haben sich die Hottentotten mit der Sonne im Rücken aufgestellt, so daß unsere Soldaten beim Angriff geblendet wurden und daher kaum schießen konnten, während die Witbois ihr von der Sonne grell beleuchtetes Ziel gut sahen. Auch mußten wir lernen in den Spuren zu lesen und uns ebenso meisterhaft im Gelände zu decken und zu bewegen, wie die Eingeborenen.

Wir werden uns eine Überlegenheit sichern, wenn es uns gelingt, die Einfuhr von Schußwaffen und Munition in den Kolonien einzuschränken. Wie weit dies möglich ist, bleibe dahingestellt, da sich einträglicher Schmuggel kaum ganz unterdrücken lassen wird; aber alle Nationen, denen an ihrem Besitz in Afrika gelegen ist, werden gemeinsam dahin streben müssen, die Waffeneinfuhr zu unterbinden.

Eingeborene werden am besten mit Hilfe von Eingeborenen bekämpft, denn diese kennen am genauesten die Schliche ihrer Gegner. Der Kundschafterdienst wird am sichersten durch eingeborene Spione besorgt.

Krankheiten pflegen in Kolonialkriegen größere Verluste zu verursachen als Gefechte. Für die Erhaltung der Gesundheit bei den Truppen hat daher alles zu geschehen, was nur irgend in der Macht der Führer liegt. Verringerung der Anstrengungen durch Einschränkung des Wacht- und Sicherungsdienstes auf das geringste zulässige Maß, Sorge für reichliche und gute Verpflegung, Hinweise auf Sauberkeit und vernünftige Lebensweise, Erweckung der guten Laune und der Lebensfreudigkeit, sowie rechtzeitige Eindämmung ausbrechender Seuchen, sind Maßnahmen zur Bewahrung eines guten Gesundheitszustandes.

Ich stehe für die Tropen auf dem Standpunkte: Je weniger Alkohol, um so besser, am besten aber gar kein Alkohol! An dieser Auffassung, die vielleicht manchem zu weit geht, mögen meine persönlichen temperenzlerischen Neigungen schuld sein; doch darf mich das nicht abhalten, meine Überzeugung auszusprechen. Ich bin eben der Ansicht, daß der Alkohol in den Tropen schädlich wirkt, und daß wir daselbst sehr wohl ohne ihn

auskommen können. Daß wir in Kriegszeiten etwas Rum in den Tee gegossen haben, um die reizlose Kost auszugleichen, Darmbeschwerden entgegenzuwirken und den Geschmack des schlammigen Wassers zu betäuben, ändert nichts an diesem Grundsatz.

Das Rauchen schweren Tabaks wird gleichfalls zum Tropenherz führen, ebenso wie das vielfach übliche Trinken zu starken Kaffees in größeren Mengen.

Einfache Lebensweise und Haushalten mit der Kraft ist in den Kolonien noch notwendiger als in der Heimat, da in den Tropen und Subtropen der Körper des Europäers gegen alle Reizungen stärker empfänglich wird.

Auf taktischem Gebiet bleibt noch die vielbesprochene Frage der konzentrischen Vormärsche in Südwestafrika zu erörtern: Es wurden öfters mehrere Kolonnen von verschiedenen Seiten nach einem gemeinsamen Ziel in Bewegung gesetzt, um den dort befindlichen Feind durch umfassenden Angriff zu schlagen.

Häufig kam es dann so, daß der Gegner einer der Kolonnen, und zwar meistens der schwächsten, entgegenging und sie allein zum ungleichen Kampfe zwang, während sich die anderen noch auf dem Marsche befanden.

Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen, die verschiedenen Gruppen zu einer großen Abteilung zusammenzufassen und mit dieser den Feind anzugreifen? Die Frage liegt so auf der Hand, und die Vorteile, die der Anmarsch in einer starken Kolonne bietet, sind so große, daß man versucht ist, grundsätzlich eine Teilung als unzweckmäßig anzusehen, zumal eine starke Abteilung den Gegner auch noch auf dem Gefechtsfelde zu umfassen vermag.

Dennoch hatte das häufig angewendete Verfahren der konzentrischen Vormärsche seine guten Gründe. Erstens: War der Feind in irgend einer Stellung gemeldet, so konnte man nicht erst alle Truppen an einem Orte vereinigen und dann geschlossen vorrücken, weil dadurch zu viel Zeit verloren ging, sondern man mußte, so schnell als möglich, mit allen Truppen gleich auf ihn losmarschieren. Nur dann konnte man hoffen, ihn noch zu erreichen.

Zweitens darf man nicht vergessen, daß das Operieren mit starken Kolonnen, zumal im Namalande, wegen der Wasserfrage meistens undurchführbar war. Die Wasserstellen enthalten dort durchschnittlich nicht mehr als für 500 Mann nebst ihren Tieren gebraucht wird. Daraus ergiebt sich die Höchstzahl der Kämpfer für eine Abteilung. Stehen aber mehr Leute zur Verfügung, so ist man in wasserarmer Gegend wohl oder übel zur Teilung gezwungen.

Drittens pflegten die Hottentotten großen, stark überlegenen Abteilungen auszuweichen. Die Operation mit Massen sicherte dann zwar gegen Rückschläge, führte aber leicht zum zwecklosen Luftstoß. Die fortgesetzte Verfolgung mit den starken Kräften einer großen Abteilung auf der Spur der flüchtigen Witbois verbot sich von selbst.

Ich bin deshalb der Ansicht, daß Operationen mit über 500 Mann starken Kolonnen im Hererolande zweckmäßig und erfolgversprechend waren,*) im Namalande hingegen durch die Natur des wasserarmen Landes und durch die Beweglichkeit des Feindes auf Ausnahmen beschränkt bleiben mußten. Konzentrische Vormärsche mehrerer Abteilungen blieben notgedrungen häufig das einzige Mittel, mit dem man den flüchtigen Gegner im schwierigen Gelände des Hottentottengebietes zum Kampfe zwingen konnte.

Vor Besprechung der psychologischen Erfahrungen bleibt die öfters aufgeworfene Frage zu erörtern, ob aus der Haltung unserer Südwestafrikaner vor dem Feinde und im Gefecht ein Rückschluß auf den Durchschnitt unserer Armee zulässig sei. Die Schutztruppe, so hieß es mitunter, habe auserlesenes Soldatenmaterial besessen. — Unteroffiziere und Mannschaften, die sich freiwillig als Kriegsteilnehmer melden, bekunden hierdurch sicherlich, daß es ihnen an Wagemut und an Bereitwilligkeit, ihr Leben einzusetzen, nicht fehle. Andererseits aber ist es doch auch die Frage, ob die Meldungen zur Schutztruppe während des Feldzuges nur und immer der kriegerischen Unternehmungslust und nicht auch manchmal anderen Gründen und Wünschen entsprungen seien. Hierzu kommt, daß die Kompagnien und Batterien manchmal in aller Eile zusammengestellt und nach der Kolonie geschickt werden mußten. Es fehlte eben an einer Kolonialtruppe, aus welcher der Ersatz geschöpft werden konnte. So lernten sich häufig erst auf dem Transport Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften kennen. Zum Glück erwies sich die Ausbildung in der ganzen Armee derartig einheitlich und aus einem Guß, daß man hundert Mann von hundert verschiedenen Regimentern nebeneinander stellen und exerzieren konnte, ohne daß äußerlich der geringste Unterschied zu bemerken war. Dennoch konnte mit einer solchen zusammengewürfelten Kompagnie erst allmählich die sorgfältige Durchbildung einer Friedenstruppe erreicht werden. Dazu war aber oftmals keine Zeit, denn die Verstärkungen mußten häufig gleich nach ihrem Eintreffen an den Feind marschieren. Durch fortwährende Ausfälle an Kranken, Toten und Verwundeten, und durch immer wieder

*) Vgl. 11 Jahre Gouverneur. Th. Leutwein. Seite 533.



Schutztruppe macht sich zum Vormarsch bereit

eintreffende Ersatztruppen wechselte der Offizier- und Mannschaftsbestand sehr rasch. Dies erschwerte die Ausbildung auch später noch beträchtlich.

Ich glaube mich daher mit dem Urteil meiner Kriegskameraden in Übereinstimmung, wenn ich sage, daß die Schutztruppe der heimatlichen

Armee nicht überlegen, sondern ihr gleichwertig war. Damit gewinnt ein Urteil über die südwestafrikanischen Reiter den Wert, eine Einschätzung unseres deutschen Soldaten überhaupt zu sein.

Besonders erfreulich war die vorzügliche Disziplin. Weder in der Hauptabteilung, noch im Feldlager Estorffs, noch bei allen den Truppenteilen, mit denen ich im Laufe der Zeit zusammen war, ist mir ein einziges Vergehen gegen die militärische Unterordnung bekannt geworden. Dies ist um so mehr der Beachtung wert, wenn man weiß, wie unter dem Einfluß des Feldlebens die Rangunterschiede verwischt wurden. Offiziere aller Dienstgrade, Unteroffiziere und Mannschaften trugen gleiche Uniform und gleiche Ausrüstung, taten die gleichen Dienste, standen gemeinsam Posten, halfen sich beim Holzholen, Pferdetränken, Satteln, Einspannen, Kochen, saßen gemeinsam stundenlang an den Biwakfeuern, teilten Leid und Freud getreulich miteinander. Im Gefecht unterstützten sich Offiziere und Mannschaften mit aufopfernder Hingebung. Tief gewurzelter Gehorsam unserer Soldaten hielt diesen ausgleichenden Verhältnissen stand. Wer aus Südwestafrika zurückkommt, wird von dem herzlich-kameradschaftlichen Tone erzählen können, der zwischen Offizier und Reiter herrschte. Es wurde wenig kommandiert, geschimpft und gewettert! Ein Wink des Führers, und die Kolonne hielt, sattelte ab, holte Wasser, stellte Posten, kochte ab; ein Kommando — und die Leute schwärmten zum Gefecht, schossen, griffen an und stürmten.

Viel größere Selbständigkeit, als in der Heimat, wurde vom einzelnen Reiter verlangt. Im Anfang stellte sich mancher unbeholfen an. Vor allem die Fertigkeit, sich zu orientieren, sich in Dornbusch und Felsgelände geschickt vorzuschleichen, mußte geübt und vervollkommnet werden. Unsere Leute erwiesen sich als anpassungsfähig und gelehrig, gewöhnten sich auch überraschend schnell an die afrikanische Pad. So wurde denn sehr bald aus dem unerfahrenen Neuling ein handfester, entschlossener Schutztruppler.

Eine gewisse Neigung zur Sorglosigkeit scheint unseren Leuten anzuhaften. Ihr war fortgesetzt entgegenzuwirken. Es mußte immer wieder den Mannschaften empfohlen werden, niemals ohne Waffen das Lager zu verlassen; einzelne Stationen, die lange keinen Feind gesehen, ließen allmählich in ihrer Vorsicht nach. Einem ängstlichen Gemüt entspringt diese Eigentümlichkeit der Reiter jedenfalls nicht. Auf gleichem Gebiete liegen vereinzelte Fälle falschen Schneids.

Der Munitionsverbrauch war anfangs zu stark. Es ist auch sicherlich nicht einfach, sich 100 bis 200 Patronen so einzuteilen, daß sie für zehn

Stunden Kampf auf nahe Entfernung reichen. Die Eingeborenen, mit ihren kleinen Munitionsmengen, gaben keinen Schuß ab, ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben. Schon im zweiten Gefecht hatten unsere Leute den Gegnern diesen Vorteil abgesehen und wurden sehr bald gerade so sparsam mit ihren Patronen wie diese.

Die Verwundeten benahmen sich mannhaft. Das Interesse am allgemeinen Erfolg übertönte das persönliche Schmerzgefühl. So lange die Kräfte reichten, harrten sie in ihrer Stellung aus, oftmals vermochte sie nur der ausdrückliche Befehl der Vorgesetzten aus der Schützenlinie zurückzurufen. Sie jammerten höchstens in halber Bewußtlosigkeit oder bei schmerzhaften Unterleibsschüssen. Die Ärzte haben mir häufig von standhafter Haltung der Leute bei schweren Operationen ohne Narkose erzählt. Die Mannschaften ertrugen Hunger, Durst, Entbehrungen und Strapazen, so wie es Soldaten geziemt.

Der Eindruck der unmittelbaren Todesgefahr auf das Gemüt ist naturgemäß nach der Persönlichkeit verschieden. Je stärker die Nerven, um so besser werden Anwandlungen des Selbsterhaltungstriebes überwunden. Wir werden daher im Frieden darauf achten müssen, der Armee die Nerven zu erhalten. Ganz besonders gilt dies für den Offizier, dem das Kriegshandwerk Lebensberuf ist. Die Mittel, den Offizieren trotz jahrzehntelanger Friedensarbeit in angestrengtem Dienst die Nerven zu bewahren, sind mannigfach. Sie hier aufzuzählen, überschreitet den Rahmen meines Buches. Aber hinweisen möchte ich auf diesen Punkt, als einen der wichtigsten zur Erhaltung einer siegkräftigen Armee.

Der Wert der Individualität wächst im Kriege. Das Beispiel Einzelner reißt die anderen mit sich. Man kann fast bei jedem Erfolge fragen: Wie heißt der Mann, dem er zuzuschreiben ist? Er kann ein Offizier, ein Unteroffizier oder ein Reiter sein; aber jedenfalls ist es die Persönlichkeit des Einzelnen, die den Ausschlag gibt, nicht die Masse. Dies ist der Grund, aus dem wir die Feldherrn ehren, aus dem wir jedem Werk, auf welchem Gebiete es auch sei, den Namen seines Erfinders und Schöpfers geben; Leistung und Persönlichkeit sind untrennbar verbunden.

Die stärkste Kraftprobe für die Nerven ist im Gefecht gewöhnlich der Anblick der ersten Verwundeten und Toten. Bis dahin sind sich viele kaum so recht der Gefahr bewußt. Leute, die man aus der vordersten Kampflinie mit Meldungen oder mit Verletzten nach geschützten Stellen zurückschickt, sind den Lockungen des Selbsterhaltungstriebs stärker unterworfen. Daraus ergibt sich, daß man möglichst unterlassen soll, Mannschaften aus der fechtenden Linie herauszunehmen, und daß besonders ener-

gische Männer dicht hinter der Front für Ordnung sorgen und Säumige wieder nach vorn treiben müssen.

Nach langwierigem Kampfe tritt leicht eine nur zu natürliche Abspannung ein. Auch sie kann durch Beispiel und Willenskraft einer starken Persönlichkeit, am besten des Führers, überwunden werden.

Die Unteroffiziere stuften sich in Südwest schärfer nach ihrer Tüchtigkeit, als dies bei den ausgleichenden Verhältnissen der großen Heimatsarmee im Frieden der Fall zu sein pflegt. Einige Unteroffiziere, denen Selbständigkeit und Vertrauen Gelegenheit gaben, ihre besonderen Fähigkeiten zu entwickeln und zu betätigen, haben als Leiter von Stationen und als Führer von Kolonnen Ausgezeichnetes geleistet.

Lange Friedenszeit und der Einfluß einer verfeinerten Kultur haben die Masse unseres Volkes nicht verweichlicht. Das Verhalten der Schutztruppe in diesem Kriege zeigt, über welches Soldatenmaterial Deutschland verfügt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Land.

Wenn im Land, das sie sterbend gewonnen,
Wo ihr Haupt sich erbleichend gesenkt,
Am mühsam erschlossenen Bronnen
Der Siedler die Herden einst tränkt,
Dann erbe, blondlockige Jugend,
Der kein Wilder die Heimstatt mehr stört,
Von den Toten germanische Tugend,
Und den Geist, dem die Zukunft gehört!

Reinhold Fuchs.

Ein Soldat, der kreuz und quer ein kriegerschüttertes Land durchzieht, lernt es von seiner ungünstigsten Seite kennen. Will er es richtig bewerten, so muß er neben seinen eigenen Anschauungen die Urteile erfahrener Ansiedler und die vorhandene Literatur zu Rate ziehen.

Südwestafrika ging kein guter Ruf voraus. Es wurde als ein wasserloses Stein- und Sandgebiet geschildert. Um so erstaunter waren wir, bei unseren Streifzügen immer wieder neue Wasserstellen und schier unerschöpfliche Weide zu finden. Es zeigte sich ferner, daß die vorhandenen Wasserstellen durch etwas Pflege an Ergiebigkeit bedeutend zunahmen.

Die Eingeborenen hatten das Land vernachlässigt. Vor 50 Jahren noch sollen die Hauptströme ständig geflossen sein; wir fanden nur noch sandige Riviere vor, die sich zeitweise mit Wasser füllten und rasch wieder versiegten. Das Schutzgebiet verlor durch die Trägheit seiner eingeborenen Bevölkerung fortgesetzt an Besiedlungsfähigkeit.

Noch war es Zeit, den Niedergang aufzuhalten.

Kapital und zähe Arbeit einer tüchtigen weißen Bevölkerung waren dazu nötig. Ist das Schutzgebiet den Aufwand an Kosten und Mühe wert? Ein Vergleich mit dem benachbarten britischen Südafrika gibt Antwort auf diese Frage. Dort ist schon längst mit Geld und zielbewußtem Handeln ein unserer Kolonie durchaus gleichgeartetes Land in ein ertragfähiges Besitztum verwandelt worden. Die Karroo — früher eine Wüste

im Charakter unserer Kalahari — nährt nicht nur ihre Bewohner, sondern erzeugt sogar Ausfuhrartikel für viele Millionen.

Transvaal, das mehr den Charakter des Hererolandes hat, könnte, auch ohne Minen, allein schon durch seine Viehzucht als reich gelten. Die Hereros selbst besaßen früher gleichfalls große Rinderherden, die nicht nur ein Volk von 60000 Menschen nährten, sondern sogar noch einen Überschuß ergaben. Es ist noch wenig bekannt, daß schon vor dem Kriege ein regelmäßiger Viehexport aus dem Hererolande nach der Kapkolonie bestand.

Der Boden unseres Schutzgebiets ist ausgeruht und kräftig. Wo man sät und berieselt, blühen und gedeihen die Pflanzen in üppigem Wachstum. Aber Gegenden, in denen eine genügende Berieselung stattfinden kann, sind jetzt noch selten. Die trockene Luft und die heiße Sonne lassen das Wasser rasch verdunsten. Die Aussichten für Ackerbau sind daher vorläufig recht beschränkt. Wie weit es möglich sein wird, durch Stauwerke neue Gebiete für Feldfrüchte ertragfähig zu machen, lasse ich dahingestellt.

Stauwehren sind teuer; besonders schwierig wird es sein, den umliegenden Boden undurchlässig zu machen, und das ist nötig, sonst versickert das Wasser im Kies und Sand unter und neben dem Damm. Einzelne Stellen, wo dies nicht der Fall ist, mögen sich wohl finden.

Bisher wurden hauptsächlich allerlei Gemüse, sowie Mais und Kartoffeln gepflanzt. Auch Tabak und Wein kommen gut fort. Oft blieben jahrelange Versuche mit einer Pflanze erfolglos, bis der glückliche Griff eines Farmers, durch richtige Wahl der für afrikanischen Sandboden geeigneten Sorte, den Bann brach und mit dem praktischen Ergebnis die theoretischen Zweifel schlug.

Die Regenmenge an sich würde die Wasserarmut des Landes nicht begreiflich machen. Es fallen jährlich: in Grootfontein 500—600 Millimeter, im Hereroland 400 Millimeter, im Namaland 200—300 Millimeter Wasser. Allein in einer Nacht des Januars 1904 fielen 29 Millimeter Regen.*) Der jährliche Niederschlag in Deutschland beträgt durchschnittlich 500 Millimeter. Er verteilt sich aber bei uns auf das ganze Jahr, während in Südwest fast nur während einiger Sommermonate Regen fällt; auch saugt dort der sandige Boden das belebende Naß begierig in sich auf und läßt es in die Tiefe sickern. Mag das Wasser auch meist unterirdisch dem Meere zuströmen, so bleibt doch die Tatsache, daß starke Adern unter dem Boden vorhanden sind, für die Zukunftaussichten des Landes ausschlag-

*) Reise- und Kriegsbilder. Dr. jur. Freiherr B. v. Erffa. (Gefallen 9. 4. 1904 bei Onganjira.) Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses Halle a. S.

gebend. Wie könnte man diesen Reichtum an ungenutztem Wasser der Kolonie erhalten? Technik und Kultur, Erfindergenie und Menschengeist haben schon schwerere Probleme gelöst als dieses.

Der Reichtum des Landes liegt in der Viehzucht. Etwa 500000 Quadratkilometer bestehen aus Weide.*) Diese ist freilich mit unseren heimischen Wiesen nicht zu vergleichen. Die Halme stehen nicht dicht beisammen, sondern in kleinen Gruppen weit auseinander, so daß die weidenden Tiere mehrere Schritte von einem zum andern Grasbüschel machen müssen. Die Weide ist zwar nahrhaft, aber durch die dünne Bewachsung wenig ergiebig. Man muß daher für ein Stück Kleinvieh einen Bedarf von 1—5 Hektar, für ein Stück Großvieh von 10—20 Hektar annehmen. Ein Farmer braucht, um bestehen zu können, etwa 200—300 Rinder und 1000—2000 Stück Kleinvieh; daraus ergiebt sich, daß eine Farm, je nach ihrer Lage in besserem oder schlechterem Gebiet, 3000—20000 Hektar groß sein muß. Man wird daher gut tun, die ersten Kosten für Land, Vieh, Gerätschaften und sonstige notwendige Einrichtungen mit ungefähr 20000 Mark zu veranschlagen.

Ich glaube, daß mit dem Erschließen neuer Wasserstellen, und mit sonstigen Kulturarbeiten, wie Anforstungen, Berieselungen, die Güte der Weide ständig zunehmen wird, so daß die Kolonie mehr Bewohner ernähren und mehr Erträge bringen kann, als man heute noch anzunehmen pflegt. Doch dies ist Zukunftsmusik. Wenn wir uns nur an die Tatsachen halten und den jetzigen Stand des Schutzgebiets betrachten, so sehen wir, daß es ohne weiteres mehrere Millionen von Rindern, Ziegen und Schafen tragen kann. Der Rinderpest wird sich am besten durch Schutzimpfung vorbeugen lassen. Ein Vergleich mit der britischen Karroo ergiebt, daß sich auch Straußenzucht lohnen wird.

Der Überschuß an Erzeugnissen läßt sich am einfachsten in der Kapkolonie absetzen, wie es ja vor dem Kriege auch schon der Fall war. Sollte durch Abnahme der Kaufkraft oder durch Konkurrenz dieser Markt verschlossen sein, so würde der Weltmarkt aufgesucht werden müssen. Hier könnte man den Wettbewerb nur durch Großbetrieb aufnehmen. Die Industrie müßte alsdann dem Farmer folgen und seine Erzeugnisse nutzbringend verwerten. So gut wie London sich seine gefrorenen Hammel von Australien kommen läßt und dadurch, zumal bei den jetzigen Preisen, die ärmeren Volksklassen mit einem billigen Fleisch versieht, könnten auch wir unsern Bedarf aus Südwestafrika decken. Fleischextrakt und Büchsenfleisch lassen

*) Dr. Rohrbach. Deutsch-Südwestafrika ein Ansiedlungsgebiet? Buchverlag der Hilfe. Berlin.



Kaffernschule bei Omaruru

sich ebensogut im Schutzgebiet anfertigen, wie in den Steppen Argentiniens. Leder, Wolle und Mohär sind weitere Exportartikel eines Landes, das sich durch Viehzucht erhält.

Die heimische Landwirtschaft wird durch die südwestafrikanische Produktion nicht geschädigt. Denn wir beziehen ja heute noch für über 350 Millionen Mark lebendes Vieh, Fleisch, Rinderhäute, Schaf- und Ziegenfelle vom Auslande! Für die Einfuhr an Wolle zahlen wir fremden Ländern eine Abgabe von 500 Millionen Mark! Würde es uns gelingen, einen Teil dieses Bedarfs durch Import aus unserer Kolonie zu decken, so könnte unser gutes deutsches Geld in deutsche, statt in fremde Taschen fließen und den eigenen, statt fremden Wohlstand mehren.

Das gewinnt noch an Bedeutung, wenn man das starke Anwachsen unserer Bevölkerung betrachtet.

Eine weitere Aussicht, die Kolonie allmählich noch ertragfähiger zu machen, liegt in der Nutzung des Bergbaus. Es ist bekannt, daß Kupferlager entdeckt worden sind, von denen einige durch die Otavi-Gesellschaft bereits abgebaut werden. Der hohe Stand der Otavi-Aktien überhebt mich einer Beurteilung des Wertes der vorhandenen Gruben.

Wir kennen noch wenig von den geologischen Verhältnissen des Landes; es wäre bei seiner großen Ausdehnung nichts Überraschendes, wenn sich noch Reichtum an Erzen und Kohlen unter der Erde fände. Die Beschaffenheit der benachbarten, besser durchforschten Kapkolonie machen dies sogar wahrscheinlich. Denn Kapkolonie und Südwestafrika sind von gleichem Stoff. Warum sollten sich nur dort Bodenschätze finden und nicht auch bei uns? Der Erfolg in dieser Hinsicht hängt sehr von der Art der Erschließung ab. Ein gutes Berggesetz, das dem Finder von ergiebigen Gruben Anteile und Prämien sichert, wird das Interesse von Prospektoren und tüchtigen Geologen erhöhen. Auch die Farmer werden sich mehr mit Bodenuntersuchungen beschäftigen, wenn sie wissen, daß ihnen die Entdeckung von Erz- und Diamantenlagern hohe Vorteile verspricht.

Mit der Erteilung von Konzessionen werden wir vorsichtig sein müssen. Auch wäre zu wünschen, daß sich in den großen Gesellschaften, die an der Erschließung unserer Kolonien arbeiten, mehr deutsches Kapital als bisher beteiligen möchte, damit die Heimat den Nutzen hat, und fremder Einfluß verringert wird.

Einen Begriff von der Größe der Kolonie Südwestafrika gewinnen wir am besten, wenn wir auf einen Plan Europas die Karte des Schutzgebiets, in gleichem Maßstab, legen. Tun wir das z. B. in der Weise, daß Coblenz a. Rh. mit Swakopmund zusammenfällt, so würde Groot-

fontein (Nord) bei Anklam, Omaruru bei Hildesheim, Keetmanshoop bei Bozen, Lüderitzbucht bei Interlaken, Hasuur bei Triest, Warmbad bei Bologna und Ramansdrift bei Florenz liegen.

Diese Ausdehnung erklärt auch, warum die Entwicklung nur langsam vor sich gehen kann, und warum noch so manches Jahr vorübergehen muß, bis das durch Krieg verwüstete Land die jetzt hineingesteckten Geldsummen nutzbringend verzinsen kann. Das kolonialerfahrene England mag hierin als Muster gelten. Es stundet mit langer Hand und wartet geduldig, bis sich nach Jahrzehnten die Einsätze bezahlt machen. Überstürzung, zu scharfes Anschrauben der Tarife hemmen den Fortschritt. Bis jetzt können wir die erfreuliche Tatsache feststellen, daß sich das Land mit Farmern füllt, so daß sich überall ein sichtlicher Aufschwung erkennen läßt. Die Bevölkerung von Windhuk hat seit dem Kriege um 100, die von Lüderitzbucht um 600, die von Usakos um 250, die von Tsumeb um 300 Köpfe zugenommen!

Nur tüchtige Farmer werden in Südwest vorwärts kommen. Dem spröden Boden lassen sich nur mit harter Arbeit Erfolge abringen. Schwache, unselbständige Naturen werden drüben in der Kolonie noch schneller im Kampf ums Dasein unterliegen, als in den ausgleichenden, milderen Verhältnissen der Heimat. Wer aber seine Arme zu gebrauchen weiß, keine Mühe scheut, so sparsam und einfach weiter lebt, wie er es in der Heimat gewohnt war, kann drüben zu Wohlstand und auch zu Reichtum gelangen.

Als die besten Ansiedler betrachte ich unsere deutschen Einwanderer. Ganz besonders sollen sich Landleute bewährt haben, die erst als Schutztruppler das Land kennen lernten und sich dann niederließen. Die Erfolge der Kolonialschule zu Witzenhausen werden gerühmt. Nicht vergessen darf man auch den tüchtigen Stamm an alten, erprobten Farmern, die schon vor dem Kriege im Lande waren, durch den Aufstand alles verloren haben, deren Frauen gar erschlagen wurden, und die gleichwohl jetzt ihre zerstörten Wohnstätten aufbauen, um sich ungebrochenen Mutes eine neue Existenz zu schaffen.

Buren kommen erst in zweiter Linie in Frage. Sie sind sehr eigenwillig, gliedern sich einem fremden Staatswesen innerlich schwer an, halten fest an alten Gebräuchen und sind Neuerungen wenig zugänglich. Besonders „keine sogenannten Wanderburen, deren ganzer Besitz in der Regel aus einem Wagen, einigem Schlachtvieh und einer zahlreichen Familie besteht; Leute, die fort und fort umherziehen, den staatlichen Schutz zwar in Anspruch nehmen, aber in keiner Weise vom Staat belastet sein wollen,

und nur die Weiden, die spärlichen Holzbestände und die Jagd bis auf den letzten Rest ausnutzen."*)

Mischehen Weißer mit Eingeborenen sind nachteilig. Ein Europäer, der mit einer Negerin oder Hottentottin verheiratet ist, zieht diese nicht zu seiner Kultur herauf, sondern pflegt auf deren Lebensstand zu sinken. Charakter und Bildung der Frau geben dem Hausstand sein Gepräge. Die Kinder bleiben, wie wir an der Nation der Bastards sehen, in ihrer geistigen Enkwicklung ein Mittelding zwischen beiden Rassen.

Ein kerndeutsches Geschlecht tut uns für die Kolonie not. Darum brauchen wir dort deutsche Frauen. Sie werden mildernd auf die Sitten, beruhigend auf die Gegensätze wirken. Im Schutzgebiet erzeugte Kinder werden widerstandsfähiger gegen die Einflüsse des Klimas als die eingewanderten Eltern sein, da sich Körper und Gewohnheiten von der Geburt ab dem Lande anpassen. Deshalb ist das von hochherzigen Stiftern in Windhuk gegründete Elisabethhaus, in dem die Frauen der Ansiedler in schweren Stunden ärztliche Hilfe und Pflege finden, so wichtig für die Zukunft der Kolonie.

Denn „was nützen die blühendsten Plantagen, die größten Faktoreien, die ergiebigsten Bergwerke, wenn an ihnen ein sieches Geschlecht zugrunde geht?"**)

Südwestafrika ist eine der wenigen Kolonien, in denen der Weiße dauernd leben kann. Wir Soldaten haben im Kriege, bei den Anstrengungen und Strapazen des Feldlebens, wohl unter der Einwirkung der dünnen Luft gelitten. Wir konnten uns gegen Hitze und Kälte nicht schützen, waren oft mangelhaft ernährt, mußten wochenlang, ohne aus den Kleidern zu kommen, in Staub und Schmutz leben. Dadurch entstand die hohe Zahl an Kranken. Der Farmer aber, der ein zwar arbeitsreiches, aber regelmäßiges Dasein führt, hat keine Nachteile für seine Gesundheit zu besorgen. Denn das Land bietet dieselbe Gewähr bei vernünftigem Zuschnitt der Lebenshaltung ein hohes Alter zu erreichen, wie die Heimat!

Die Malaria beschränkt sich auf bestimmte Gebietsteile. Im Süden ist sie fast unbekannt. Im Damaraland bleiben weite Striche von ihr verschont; nur im äußersten Norden, dem Ovambo-Gebiet wird sie dem Europäer gefährlich. Vorbeugende Chininbehandlung mag zweckmäßig sein, doch verträgt sie nicht jeder. Mit zunehmender Bevölkerungsdichtigkeit

*) Oscar Cannstadt, Kolonialdirektor. Der Herero-Aufstand. Verlag Ernst Hahn, Berlin-Schöneberg 1904.

**) Tropenhygienische Ratschläge. Stabsarzt Dr. Alexander Lion. Verlag der ärztlichen Rundschau, München.

können wir hoffen, den Kampf gegen die Anopheles durch Vernichtung der Brut (Roß'sche Methode) mit Erfolg aufnehmen zu können.

Die Luft Südwestafrikas ist bakterienarm. Trotz der scharfen Temperaturwechsel kamen Erkältungen in der Truppe kaum vor. — Die Eingeborenen leiden nicht an Schwindsucht.*) Lungenkrankheiten der Einwanderer gehen nachweislich zurück. Das von Dr. Katz gegründete „Komitee für Entsendung von Lungenkranken nach Südwestafrika" wird daher Segen stiften. Auch das englische Südwestafrika hat seine Heilkraft gegen Tuberkulose schon bewiesen. Eine Gefahr, durch Einführung Kranker die Lungenschwindsucht einzuschleppen oder ein schwaches Geschlecht zu erzeugen, besteht nach den bei Denver, in Colorado bei gleichem Klima gemachten Erfahrungen nicht; auch dort wirkt die trockene Luft der Fortpflanzung der Keime entgegen.

Neben diesen guten Seiten hat das Klima Südwestafrikas natürlich auch seine schlechten. Wegen der hohen Lage darf man Herzkranken nicht raten, sich dort anzusiedeln; Staub und Sand sind unzuträglich für Leute, die von chronischen Hals- und Augenleiden heimgesucht sind.

Und der Typhus? Überall, wo sich mangelhaft genährte Menschenmassen ansammeln, stellt er sich ein. Darum ist er eine Begleiterscheinung aller Feldzüge. Auch in Südwestafrika wuchs er sich nur durch den Krieg zur mörderischen Seuche aus. Im Frieden hingegen gibt es in der Kolonie nicht mehr und nicht weniger Typhusfälle wie in jedem anderen Lande. Zur Unterdrückung der Epidemie hat die Schutzimpfung zweifellos viel beigetragen.**) Die Zahl der Todesfälle, die noch im November 1904 8,1 pro Tausend der Schutztruppenstärke betrug, war im November 1905 auf 0,3 pro Tausend herabgegangen. Die Impfung schien allerdings nur ein Jahr lang zu schützen und mußte dann wiederholt werden. Von den Ungeimpften erkrankten 906 Mann, von den Geimpften***) nur 371. Auch die Schwere der Krankheit und die Sterblichkeit ließen unter dem Einfluß der Impfung erheblich nach.

Zur Erhaltung der Gesundheit in unserem Schutzgebiet ist, wie schon im vorigen Kapitel erwähnt, eine vernünftige, dem Klima und dem Lande angepaßte Lebensweise das beste Mittel. Da die Mittagstunden heiß zu sein pflegen, ruhe man zu dieser Zeit und verlege die Arbeit auf die

*) Ist Südwestafrika zur Aufnahme Lungenkranker geeignet? Stabsarzt Dr. Philaletes Kuhn. Berliner Klinische Wochenschrift 1907, Nr. 6.

**) Die Typhusschutzimpfung in der Schutztruppe für S.-W.-A. Stabsarzt Dr. Ph. Kuhn Deutsche Militär-Zeitschrift 1907, Nr. 68.

***) Es sind 7287 Mann geimpft worden, davon 1578 dreimal.

Morgen- und Abendstunden. Häufiges Baden wird widerstandsfähig machen. Dr. Kuhn*) empfiehlt, Nahrungsmittel zu wählen, die wenig Durst erzeugen, denn eine Mehreinnahme an Flüssigkeit bedeute auch eine Mehrarbeit des Körpers. Er stellt fest, daß Fleisch fast die doppelte Flüssigkeitszufuhr bedingt als Zucker.

Aus Erfahrung möchte ich noch hinzufügen, daß in Südwest bei vielen ein Heißhunger nach Zucker und eingemachtem Obst entstand, und zwar mitunter auch bei Leuten, die in der Heimat den Genuß einer Süßigkeit als unmännliche Beschäftigung angesehen hatten. Die notgedrungene Abstinenz ist wohl mit eine Ursache dieser Erscheinung. „Der Deutsche bewahrt seine alkoholischen Bräuche treu bis in die heißesten Länder, oft getreuer als die Zugehörigkeit zu seinem Volke", sagt Kuhn, und verlangt, wohl mit Recht, daß jeder, der in die Tropen gehen will, sich schon vorher in der Heimat des Alkohols enthalte, weil plötzliche Enthaltsamkeit schwer sei.

Einen sehr beherzigenswerten Rat gibt Dr. Lion: Sich nicht zu ärgern! „Pessimisten passen nicht in die Tropen!" Ich glaube, darin gibt ihm jeder Afrikaner recht. Die Erhaltung einer heiteren Gemütsstimmung ist für die Bewahrung der Gesundheit in heißen Ländern besonders wichtig. Angeborenes Temperament spielt mit, aber durch Selbsterziehung läßt sich auch viel erreichen. Das Hadern mit dem Nachbar braucht keine koloniale Eigentümlichkeit zu sein. Sport und Beschäftigung sind die besten Gegenmittel; — und wenn sich gar ein Serum gegen die lästigste Seuche, den „Küstenklatsch", finden ließe, so wäre das gut für alle, die sich drüben im schwarzen Erdteil ein ruhiges Heim gründen wollen.

Über die Behandlung der Eingeborenen ist schon viel geschrieben und geredet worden.

Die Eingeborenen werden selten richtig eingeschätzt. Sie sind weder gut noch schlecht, sondern eben Menschen mit Vorzügen, Fehlern und Mängeln, leider mit vielen Fehlern und Mängeln. Deswegen ist es mit gutmütigem Gewährenlassen nicht getan. Wollen wir sie zu brauchbaren Mitmenschen erziehen, so müssen wir ihnen die Segnungen der Arbeit und der Religion sowohl durch eigenes Beispiel, als auch durch ruhige, feste Anleitung bringen. Selbstbeschränkung und Willenskraft fehlt den meisten Eingeborenen; sie leben von heute auf morgen, sind rasch mit dem Wort, langsam mit der Tat, und hören auf zu arbeiten, sobald sie die Not nicht treibt. Mäßigen Genuß berauschender Getränke kennt der

*) In seiner Schrift „Alkohol in den Tropen" (Med. Klinik 1907, Nr. 30) bekennt sich der Verteidiger von Omaruru als überzeugter Antialkoholiker.

Schwarze nicht; drum halte man ihm diese „Segnung" der Kultur fern. Sie wäre kein schönes Mittel, um unsere Herrschaft in Afrika zu befestigen.

Über den Wert der Prügelstrafe als Erziehungsmittel vermag ich nicht mitzureden, denn wenn ich auch im ganzen Lande herumgekommen bin, viel mit Eingeborenen zu tun hatte und wahrhaftig meine Augen solchen Dingen nicht verschlossen hätte, so weiß ich doch nicht einmal wie eine Prügel-Exekution aussieht. Wie urteilen die Eingeborenen selber in dieser Frage? Als ich einmal in ein Feldlager kam, wurde mir berichtet, daß ein Schwarzer wegen Diebstahls vor einigen Stunden seine Portion auf die Kehrseite erhalten habe. Ich wollte dem Mann ein Stückchen Tabak als Schmerzensstiller schenken, er tat mir leid, denn ich hielt ihn natürlich für einen an Leib und Seele gebrochenen Menschen. Ich fand ihn hinter einem Busch am Boden ausgestreckt. Und zwar lag er aus triftigen Gründen nicht auf dem Rücken, sondern auf der Sonnenseite des menschlichen Körpers; in der rechten Hand hatte er einen Löffel und vor ihm stand eine große, dampfende Schüssel Reis, aus der er mit einem Eifer schlang, wie ihn nur ein hungriger Eingeborener zu entwickeln vermag. Als er mich kommen hörte, lachte er vergnügt, lief mir ein paar Schritte entgegen und bettelte mich um Tabak an. Als ich ihn fragte, wie er zu dieser Bitte komme, meinte er mit listigem Augenzwinkern, es sei schon ein „Mister" dagewesen, der habe ihm auch Tabak gegeben.

Ein alter Farmer, der als Landwehrunteroffizier eingezogen war, und dem ich mein Erlebnis erzählte, meinte mit bedenklichem Gesicht: „Wenn die Schwarzen hören, daß sie nach jeder Strafe Tabak bekommen, so lassen sie sich alle Tage hauen."

* * *

Den ganzen Lebensstand der Eingeborenen zu heben und ihr Gemütsleben zu wecken, ist in erster Linie Ziel und Zweck der Mission. Wir haben zweierlei Missionen in Südwest, eine katholische und eine evangelische, doch sind ihnen verschiedene Wirkungsbereiche zugewiesen, was die Möglichkeit von Konflikten verringert. Alle Missionare, die ich kennen lernte, waren Männer, die ihren Beruf sehr ernst nahmen, mit unermüdlicher Aufopferung ihre idealen Ziele zur Geltung zu bringen strebten und sich mit Güte einen Weg zum Herzen der Eingeborenen zu bahnen suchten.

Bei Ausbruch des Aufstandes haben Hereros und zum Teil auch Hottentotten die Missionare geschont und sich später, nach Friedensschluß, willig unter deren Obhut begeben.

„Ein entschiedenes Verdienst hat sich die Mission in Südwestafrika um die Aufrichtung der deutschen Schutzherrschaft erworben. War es doch überhaupt schon ein günstiger Umstand, daß wir im Lande gerade eine deutsche Mission vorgefunden haben.“ *)

Natürlich hat die Mission auch ihre Gegner. Doch in den wesentlichsten Forderungen der Missionstätigkeit begegnen sich Kolonisten und alte, erfahrene Missionare: Keine Überstürzung der Entwicklung, sondern



Eingeborene verlassen die Kirche in Keetmanshoop

nur allmähliche Änderung der bei Eingeborenenstämmen festgewurzelten Gebräuche und Überlieferungen; jeder Wechsel der Anschauungen und Sitten braucht neue Generationen; darum unterrichte man die Kinder; Sittlichkeit ohne menschenwürdige Wohnstätten ist undurchführbar; christliche Forderungen ohne die Vorbedingungen der Arbeit und der allgemeinen höheren Lebenshaltung führen leicht zu Heuchelei; europäische Bekleidung, sowie Auswendiglernen von Sprüchen sind nur Äußerlichkeiten und Beiwerk; Hauptsache bleibt die Einwirkung auf Gemüt und Herz.

Noch bleibt die Ovambofrage zu erörtern. Die Tatsache, daß in dem nördlichsten Teile der Kolonie ganz unabhängige Volksstämme sitzen, deren Häuptlinge uns mit Mißtrauen betrachten, könnte zu neuen Kämpfen führen. Den Ansiedlern ist es verboten, das Ovamboland zu betreten, weil der Gouverneur neue Unruhen zu vermeiden wünscht. Trotz aller Vorsicht bleibt aber doch die Möglichkeit von Konflikten, zumal wenn unser Grenzland stärker besiedelt wird. Die Station Namutoni, von Oberleutnant

*) 11 Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika von Th. Leutwein.

Graf Saurma-Jeltsch in großem Stil erbaut, spielt als Grenzwacht hierbei eine Rolle. Sie liegt an der eigentümlichen Etoschapfanne, die in der Trockenzeit ein graues, vegetationsloses Moor, in der Regenzeit ein flacher Salzsee ist. Großer Wildreichtum zeichnet die Gegend aus.

Ein Krieg gegen die Ovambos würde kostspielig und schwer sein. Sie gelten als kriegerisch, sind gut bewaffnet und können sich unserer Verfolgung immer wieder entziehen, da quer durch ihr Gebiet die portugiesisch-deutsche Grenze läuft!



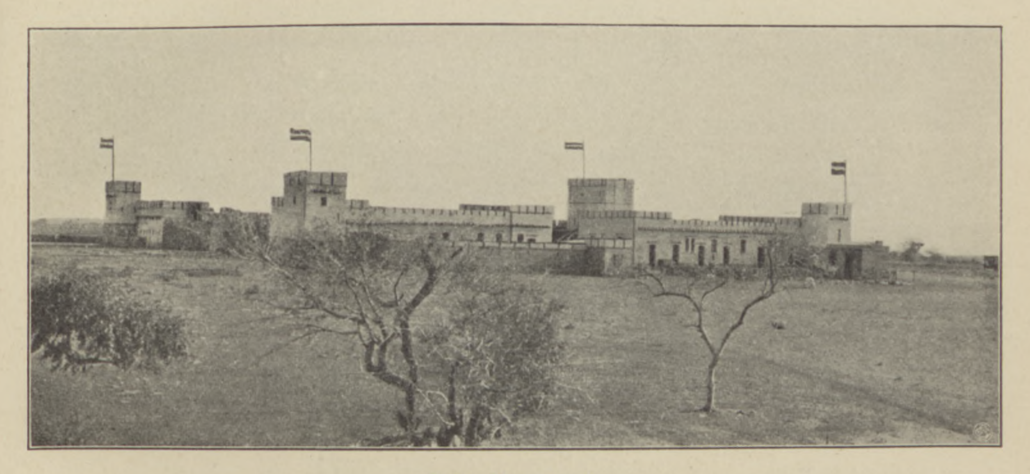
Oberleutnant Graf Saurma-Jeltsch mit einer erlegten Trappe

Hoffentlich bleibt der Frieden lang gewahrt, damit das Schutzgebiet endlich zur Ruhe komme. Sollten wir aber angegriffen werden, so bliebe nichts übrig, als die Entscheidung der Waffe zu suchen, deren Ergebnis die Unterwerfung auch dieses Teils unseres Schutzgebiets sein würde.

Welches Recht steht uns zur Seite, wenn wir in Afrika von Ländern Besitz ergreifen? Auf diese idealistische Frage gibt es mehr als eine Antwort. Die Vorstellung, daß der Schöpfer bei Erschaffung der Welt gesagt habe: Europa der weißen, Asien der gelben, Afrika der schwarzen Rasse, kann doch niemand ernstlich hegen. Die ganze Welt gehört der

Menschheit. Wenn sich aber eine Vereinigung von Menschen — wir nennen sie Volk — außer stande zeigt, ein Land zu entwickeln, wenn gar ihre Unfähigkeit zu schöpferischer Leistung den sicheren Niedergang der Stätte bedeutet, auf der sie lebt, so hat ein kräftigeres Volk das Recht und die Pflicht, an ihre Stelle zu treten. Nicht Recht des Stärkeren möchte ich das nennen, sondern Recht des Tüchtigeren.

Noch einige hundert Jahre weiterer Mißwirtschaft in Händen der Eingeborenen, und von dem einst blühenden Lande Südwestafrika wäre nichts übrig geblieben als eine Sandwüste, die weder uns, noch den farbigen Völkern Daseinsmöglichkeit gewährt hätte.



Feste Namutoni

Und gehörte Hereros und Hottentotten denn wirklich der Boden, der uns nach schwerem Kampfe zufiel? — Auch sie waren erst vor kaum hundert Jahren dort eingewandert!

Dem Lande aber brachten sie keinen Vorteil. Sie ließen es verkümmern, nutzten es aus, ohne ihm etwas dafür zu geben. Die weiten Steppen blieben so arm, daß auf je vier Quadratkilometer nur ein Mensch sein Dasein fristen konnte. Bei uns in Deutschland aber drängen sich über 100 Menschen auf einem Quadratkilometer zusammen, und jährlich nimmt die Bevölkerung noch zu. „Es ist ja doch eine zwingende Notwendigkeit,*) ein bitteres Muß für uns, daß wir für unsere ständig anwachsende Volkszahl fremde Gebiete der Erde suchen, weil der Raum unserer Heimat für

*) Zur Lage in Südwestafrika. Vortrag von Marine-Stabsarzt Dr. L. Sander. Verlag Wilhelm Baensch, Berlin 1904.

uns zu eng wird. . . . Ich halte für die erste Pflicht der Humanität die: Unseren eigenen Volksgenossen gegenüber human zu handeln."

Aus der Kolonie soll durch Ausnutzung aller schlummernden Kräfte ein Stück Erde geschaffen werden, in dem möglichst viele Angehörige eines hochentwickelten Volkes zu leben vermögen. Eine wichtige und schwere Aufgabe. Schön wäre es auch, wenn es uns gleichzeitig gelänge, die schwächeren dort lebenden Völker mit emporzureißen aus ihrer Untätigkeit und ihnen eine nützliche Stellung in dem Getriebe der jetzt rasch vorwärtsstrebenden Kolonie zu geben.

Dann wird uns „Südwest" noch Freude bereiten, seinen Bewohnern und dem Mutterlande Nutzen bringen, die Einsätze an Gut und Blut rechtfertigen.

Und fragt man noch, wem es gehört und gehören soll? — Rings im Lande stehen einfache Holzkreuze auf den Gräbern deutscher Soldaten!



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Heimweg durch die Wüste.

Nach dem Tode Hendriks brach der Widerstand der Witbois zusammen. Samuel Isaak, der schon längst die Nutzlosigkeit eines Kampfes eingesehen hatte, vermied von da ab ernstere Zusammenstöße mit unseren Truppen und streckte schließlich im November die Waffen. Mit ihm ergab sich auch der Feldschuhträger-Kapitän Hans Hendrik.

Die Zeit großer Operationen war vorüber. Generalleutnant v. Trotha konnte den Kriegsschauplatz verlassen und übergab den Befehl an den Kommandeur der Etappen, Oberst Dame.

* * *

Einige Wochen, bevor der Oberkommandierende die Heimreise antrat, schlug auch mir die Abschiedsstunde. Der Typhus war überstanden, aber die ermattende Herzschwäche blieb. In der stärkeren, kühleren Luft der Heimat sollte ich mir die Gesundheit wieder holen. Als ich so weit war, ein Pferd besteigen und ein Gewehr handhaben zu können, ritt ich von Keetmanshoop ab.

Da der Baiweg nach Lüderitzbucht zur damaligen Zeit nicht sicher schien — kürzlich hatten einige Überfälle stattgefunden — war ein kleiner Transport zusammengestellt, den ich führen sollte. Er bestand aus zwei Offizieren (von denen der eine durch Strapazen geisteskrank geworden war), einem Arzt, dem schwer augenkranken Divisionspfarrer Weiher, einigen von Verwundung und Typhus genesenen Reitern und unseren Burschen. Oberrichter Richter und Dr. Forkel hatten sich dem kleinen Trupp angeschlossen.

Die Herren des Hauptquartiers begleiteten uns noch eine Stunde weit; dann galt es zu scheiden. Sie drückten mir die Hand: „Grüßen Sie die Heimat — wir kommen bald nach! — Auf Wiedersehen!“

Wie traurig und fahl sah heute die Steppe aus.

Wir ritten und hielten, zogen und rasteten einen Tag wie den andern. Die Vegetation wurde allmählich ärmlicher; verkrüppelte Bäume und dünnes Gehölz standen am Wege. Auch die Tierwelt verschwand, nur einige Geier kreisten in der Ferne.

Die Wüste nahm uns auf. Sengende Sonne brannte erbarmungslos auf den bräunlichen Sand. Zackige Felsen ragten aus Steintrümmern hervor.

Nur Furchen im Boden zeigten die Richtung, die wir zur Küste nehmen mußten. Manchmal lagen die Spuren der tief eingesunkenen



Der Weg durch die Wüste

Wagenräder in vielfach sich kreuzenden Linien 50 bis 100 Meter breit vor uns. Das, und nichts weiter als das, war der vielgenannte Baiweg, der zum Hafen (zur Bai) von Lüderitzbucht führte.

An der Pad lagen in großen Abständen die Etappenhäuser und die einsamen Telegraphen- und Signalstationen. Häufig kamen deren Besatzungen zu mir und baten, ob ich ihrem sehnlichen Wunsche, nach vorn zur kämpfenden Truppe zu kommen, Gewährung erwirken könnte.

Wir begegneten den Wagenkolonnen, die Lebensmittel nach dem Innern führten. Es waren durchweg von Ochsen gezogene Fahrzeuge, da Maulesel in dieser weide- und wasserarmen Gegend versagt hätten. Aber auch die Treckochsen sahen elend und mager aus. Der Baiweg war schon seit

Monaten über Gebühr in Anspruch genommen, jeder Grashalm zu beiden Seiten der Pad abgefressen; wenn die Tiere ausgespannt wurden, mußten sie stundenweit seitwärts bis zu Stellen getrieben werden, wo noch einige vertrocknete Büschel auf dem mageren Sandboden wuchsen.

Der Weg war durch gefallene Tiere gezeichnet. Die trocknenden Kadaver verbreiteten einen durchdringenden, fauligen Aasgeruch. Manchmal lagen Skelette quer über der Spur, und unsere schlappen Pferde, die sonst stumpf ihres Weges dahinschritten, wichen ihnen scheu mit schnaubenden Nüstern aus. Viehleiber im Werte von vielen Tausenden dörrten auf dem Baiweg; statt der Knochen hätten hier Schienen liegen müssen!

Die großen Verluste an Zugtieren sind aber auch zum Teil auf die schlechte Wartung und Pflege der vom Kaplande verschriebenen Treiber zurückzuführen. Viel Gesindel aus aller Herren Ländern war zusammengeströmt, um als Frachtfahrer ein bequemes und einträgliches Leben zu führen. Die Leute nannten sich „Buren" und versuchten mit diesem Titel den Anschein zu erwecken, als ob sie etwas vom Trecken verstünden. Sehr rasch eigneten sie sich auch das eigentümliche Kauderwelsch an, in dem sich die Treiber mit den Eingeborenen zu unterhalten pflegen, und das sich trotz oder wegen seiner Häßlichkeit verbreitet wie die Influenza. Selbst unsere Leute waren von diesem Jargon nicht zu heilen; denn wer als alter Afrikaner gelten wollte, nahm einige Brocken davon in seinen Sprachschatz auf. Da hieß es grundsätzlich „Koppi" statt Tasse, „Klippe" statt Stein, „banje" statt viel, „mui" statt gut, „Osse" statt Ochse, „sick" statt krank, „Penz" statt Bauch, „Hartloop" statt Flucht, „Kost" statt Speise und „Suppi" statt Schnaps; da wurden sämtliche Hauptwörter in allen Fällen mit dem Artikel „die" zusammengesetzt: „Samuel, gib mir die Sattel und die Zaumzeug von die Pferd und nimm die Gewehr aus die Schuh!" — Gewisse Ausdrücke, wie Treck, Pad und Rivier haben ihre Berechtigung, da sie eine südwestafrikanische Besonderheit, die wir sprachlich umschreiben müßten, kurz und treffend bezeichnen. Darüber hinaus kommen wir zur Nachäfferei fremder Unarten, die wir als Angehörige einer starken Nation lieber lassen sollten.

Bei Anwerbung und Beaufsichtigung des Treiberpersonals spielte ein junger Buren-Kommandant, Maritz, zeitweise die Rolle eines Unternehmers. In einigen Blättern war dann zu lesen, daß der Oberkommandierende den „Buren-General" Maritz in seinen Stab berufen habe, um nach dessen Anleitung die Operationen zu führen. Maritz habe ich persönlich nicht kennen gelernt, er hatte ja auch mit dem Hauptquartier nichts zu tun, finde aber die Idee, sich Feldherrn von auswärts zu verschreiben, sehr originell.

In der Wüsten-Etappe Kubub herrschte reges Leben. Hier waren große Magazinzelte mit Vorräten errichtet; hier standen umfangreiche Kraale mit Rindern und Ziegen; Wagenparks waren zusammengefahren; zahlreiche „Buren" vieler Nationalitäten schrieen und schimpften in allen Zungen. Die Stadt selbst bestand aus sechs Häusern, worunter das des Kaufmanns Klinkhardt das ansehnlichste war.

Als wir von Kubub westwärts weiterzogen, bedeutete uns der Etappen-Kommandant, Leutnant Pachnio, daß von nun ab die Strecke bis zur



Der Redford-Hafen; rechts * die Lüderitzbucht

Küste durchaus sicher sei. So gaben wir denn die Patronengurte und Gewehre bei der Karre ab. Seit achtzehn Monaten ritt ich zum ersten Male ohne Waffen, und fühlte mich höchst ungemütlich. Es fehlte der gewohnte Druck der 120 Patronen und das leichte, regelmäßige Anschlagen des Flintenlaufs über dem rechten Knie.

Viele Stunden ritten wir durch die Sanddünen, die aussahen wie ein wogendes und plötzlich erstarrtes Meer. Wehe dem, der die Pad verfehlte und sich dort hinein verirrte! Mehrere Reiter und ein Veterinär waren der Wüste schon zum Opfer gefallen. Als man sie suchte, erzählte

die Spur deutlich die Geschichte ihrer Leiden: Wie sie sich von Dünenkamm zu Dünenkamm geschleppt hatten, um nach Rettung auszuschauen, wie sie dann von Durst gepeinigt im Kreise umhergelaufen waren, bis sie im dünnen Triebsande tiefer und tiefer einsanken und im Staube erstickten!

Hier, in der ärmsten Gegend der Namib, wuchsen nur noch sogenannte Buschmannskerzen in einigen kümmerlichen Exemplaren. Sie sahen wie geringelte Hobelspäne aus und brannten hell lodernd im Feuer.

Wir begegneten einer Kamelkarawane, die im Gänsemarsch daherkam. Die Tiere waren mit Wasserfässern und großen Heuballen bepackt, die ihnen auf den Flanken hingen. Die Treiber, Nordafrikaner, hockten hoch oben auf den Sätteln über der Last. Da jedes Kamel mit den breiten Hufen scharf in die Spur des anderen trat und im Paßgang die vier Beine genau in eine Linie voreinander setzte, ließ die Karawane einen ganz schmalen, glatten Streifen auf dem Baiweg zurück. —

Die Sonne sank. Wunderbare Farbentöne ergossen sich über die Wüste.

Dann kam die letzte Nacht auf afrikanischer Pad. Wir lagerten am Fuß einer hohen Düne. Ein Wagentransport nahte von der Küste her und hielt dicht bei uns. Die Begleitmannschaften waren meist Leute, die das Land noch nicht kannten. Sie zündeten kleine Feuer an, lagerten sich lebhaft schwatzend davor und sprachen hoffnungsfreudig von kommenden, spannenden Erlebnissen. Wir Kranken aber waren einsilbig, und unser karges Gespräch drehte sich immer um dasselbe: Wann wir wohl in der Heimat eintreffen würden, und wie dann alles so herrlich sein werde. Nur unser prächtiger Divisionspfarrer blieb in Sorge: Auf einem Auge war er fast erblindet, würde ihm das andere erhalten bleiben?

Am achten Marschtage sahen wir von fern die See!

Bei einer Biegung des Weges tauchte plötzlich zu unseren Füßen der felsige Hafen von Lüderitzbucht auf; davor lagen, wirr zerstreut, eine Anzahl von Häusern, Baracken und Zelten.

Auf mächtigem Pferde kam ein mächtiger Reiter uns entgegen: Deventer, der Riese, mein Begleiter im Gefecht von Onganjira. Er sprengte auf mich los und preßte mir die Hand so herzlich, daß ich es noch lange fühlte. Er war wieder gesund und hatte eine Art Aufsichtsstelle in dem großen Vieh- und Pferdedepot, das unter Leitung des Oberleutnants Poerting stand.

Im Hafen lagen sechs große Dampfer. Unablässig wurden durch Boote, Barkassen und Leichter die Güter an Land geschleppt.

Die Haifischinsel schützte die Bucht gegen die Südwestströmung. Auf diesem kleinen Eiland waren hunderte von Gefangenen untergebracht. Durch

Klimawechsel und veränderte Lebensweise — reichliche Nahrung gegen bisheriges Darben — war die Sterblichkeit unter ihnen leider sehr groß.

Der Hafen machte einen vorzüglichen Eindruck; nur Trinkwasser fehlte, es mußte von weitem herangeschafft oder künstlich durch Verdunstung aus Meerwasser gewonnen werden. Vor zwei Jahren hatten an der Lüderitzbucht nur drei Häuser gestanden; durch den Krieg war eine Stadt aus dem Boden gewachsen, deren kräftiges Aufblühen bleibendes Bestehen verbürgte. Ein hoffnungsfrohes Bild!



Vor Lüderitzbucht (Haifischinsel)

„Hans Woermann" nahm mich an Bord. Die Kameraden begleiteten uns bis zum Schiff. Jeder hatte noch ein liebes Wort und trug einen herzlichen Gruß auf.

Dann wurde der Anker gelichtet; langsam glitt das Schiff zum Hafen hinaus. Wir lehnten an der Reeling und winkten bis uns der Arm erlahmte.

„Mit ganzer Kraft!" Schäumend schlug die Schraube am Stern. Der Dampfer erzitterte und schnitt schneller durch die Wogen.

Die Sand- und Felsenküste der erkämpften Kolonie wich weiter und weiter zurück. Wir sahen schweigend und tiefbewegt hinüber; tausend Erinnerungen erwachten. Dann versank das Land im Spiegel des Meeres.

Die Schiffskapelle spielte ein Heimatslied.

Anlage.

Literatur- und Quellenangabe.

Admiralstab der Marine. — Tätigkeit des Marine-Expeditionskorps in S.-W.-A. — Mittler & Sohn. Berlin.

Admiralstab der Marine. — Die Tätigkeit des Landungskorps S. M. S. „Habicht" während des Hereroaufstandes. — Mittler & Sohn. Berlin.

Afrikaner, Von einem alten. — S.-W.-A. deutsch oder britisch? — Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. Leipzig.

Alverdes, H. — Mein Tagebuch aus Südwest. — G. Stalling. Oldenburg 1908.

Auer v. Herrenkirchen, Oberleutnant H. — Meine Erlebnisse während des Feldzugs gegen die Hereros und Witbois. — R. Eisenschmidt. Berlin.

Bayer, Hauptmann M. — Der Krieg in S.-W.-A. und seine Bedeutung für die Entwicklung der Kolonie. — Fr. Engelmann. Leipzig.

Bayer, Hauptmann M. — Die Nation der Bastards. — W. Süßerott. Berlin.

Belwe, Max. — Gegen die Hereros 1904—05. Tagebuchaufzeichnungen. — Mittler & Sohn. Berlin.

Bilder aus den Kriegen gegen die Hereros und Hottentotten. Mit einem Geleitwort des Generals v. Trotha. — Stern & Schiele. Berlin.

Bülow, F. v. — Im Felde gegen die Hereros. — G. A. v. Halem. Bremen.

Cannstadt, Oskar, Kolonialdirektor. — Der Hereroaufstand. — E. Hahn. Berlin.

Dannert, Dr. jur. — Zum Rechte der Herero, insbesondere über ihr Familien- und Erbrecht. — D. Reimer. Berlin 1906.

Deimling, Oberst v. — Südwestafrika. Vortrag. — R. Eisenschmidt. Berlin.

Dernburg, Bernhard, Wirkl. Geh. Rat. — Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. — Mittler & Sohn. Berlin.

Dernburg, Bernhard, Wirkl. Geh. Rat. — Koloniale Finanzprobleme. — Mittler & Sohn. Berlin.

Dincklage-Campe, Generallt. Frhr. v. — Deutsche Reiter in Südwest. — Bong & Co. Leipzig.

Dove, Prof. Dr. Karl. — Deutsch-Südwestafrika. — W. Süßerott. Berlin.

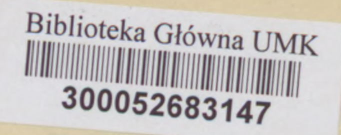
Eckenbrecher, M. v., Falkenhausen, H. v., Kuhn, Stabsarzt Dr. Ph., Stuhlmann, Oberleutnant. — Deutsch-Südwestafrika, Kriegs- und Friedensbilder. — W. Weicher. Berlin.

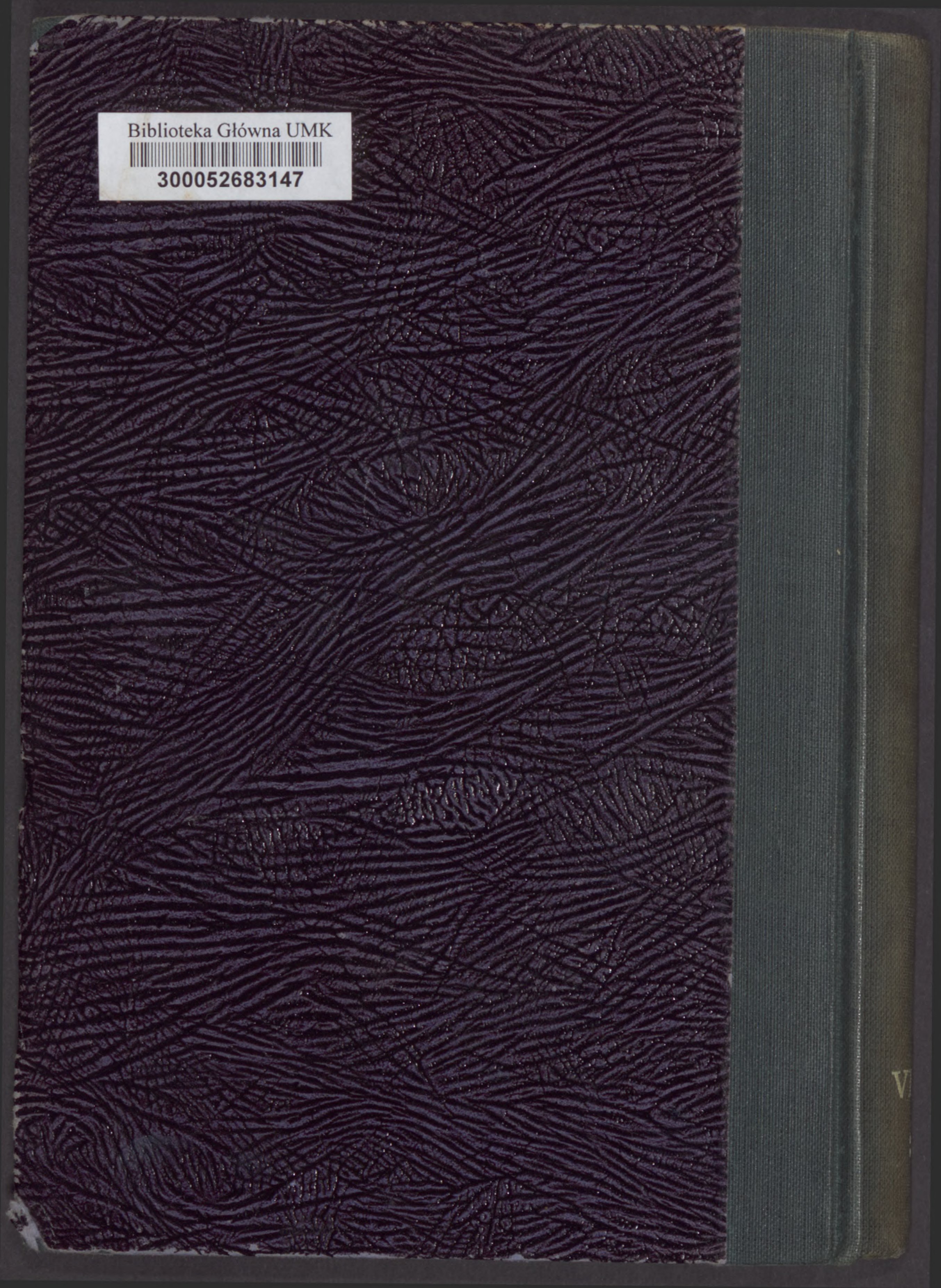
Eckenbrecher, Margarethe v. — Was Afrika mir gab und nahm. — Mittler & Sohn. Berlin 1907.

Erffa, Dr. jur. B. Frhr. v., gefallen bei Onganjira am 9. 4. 1904. — Reise- und Kriegsbilder. Aus Briefen. — Verlag des Waisenhauses Halle a. S.

Falkenhausen, Helene v. — Ansiedlerschicksale. Elf Jahre in S.-W.-A. — D. Reimer. Berlin.
François, Generalmajor v. — Der Hottentotten-Aufstand. — Mittler & Sohn. Berlin
Frenssen, G. — Peter Moors Fahrt nach Südwest. — G. Grote. Berlin 1906.
Generalstab, Großer, Kriegsgeschichtliche Abteilung. — Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. — Mittler & Sohn. Berlin.
Hartmann, Dr. G. — Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas. — E. S. Mittler & Sohn. Berlin 1904.
Hermann, E. — Viehzucht und Bodenkultur in S.-W.-A. — Deutscher Kolonial-Verlag. Berlin.
Holm, O. — Pioniere. Ein Kolonialroman. — F. Fontane. Berlin 1906.
Irle, J. Missionar. — Die Herero. — C. Bertelsmann. Gütersloh 1906.
Kolbe, Oberst a. D. P. — Unsere Helden in Südwestafrika. — Fr. Engelmann. Leipzig.
König, Fr. — Die Wasserversorgung in D.-S.-W.-A. — O. Wigand. Leipzig 1907.
Körting, Generalarzt a. D. — Das Sanitätswesen in D.-S.-W.-A. während des Aufstandes 1904/06. — Med. Klinik 1907.
Kuhn, Stabsarzt Dr. Philaletes. — Ist Südwestafrika zur Aufnahme Lungenkranker geeignet? — Berl. Klin. Wochenschrift 1907.
Kuhn, Stabsarzt Dr. Philaletes. — Die Typhusschutzimpfung in der Schutztruppe für Südwestafrika. — Deutsche milit. Zeitschrift 1907.
Kuhn, Stabsarzt Dr. Philaletes. — Alkohol in den Tropen. — Med. Klinik 1907.
Lange, G. — Der Herero-Aufstand 1904 in Wort und Bild. — Schaar & Dohte. Trier.
Lebensdaten der auf dem Ehrenfelde Deutsch-Südwestafrikas gebliebenen Offiziere. — Fr. Edmunds Kunstverlag. Trier.
Leutwein, Generalmajor Th. — Elf Jahre Gouverneur in D.-S.-W.-A. — Mittler & Sohn. Berlin 1908.
Leutwein, Generalmajor Th. — Zur Besiedlungsfrage in Deutsch-Südwestafrika. — Deutsche Revue, Juni 1908.
Liliencron, A. von. — Reiterbriefe aus Südwest. — G. Stalling. Oldenburg 1907.
Lion, Stabsarzt Dr. — Aus einem südwestafrikanischen Feldlazarett 1905. — Med. Wochenschrift 1907.
Lion, Stabsarzt Dr. — Tropenhygienische Ratschläge. — Verlag der Ärztlichen Rundschau. München.
Macco, Bergassessor A. — Die Aussichten des Bergbaus in D.-S.-W.-A. — D. Reimer. Berlin.
Maercker, Major. — Unsere Kriegführung in S.-W.-A. Vortrag. — H. Paetel. Berlin 1908.
Passarge, Prof. Dr. S. — Die Buschmänner der Kalahari. — D. Reimer. Berlin 1907.
Planert, W. — Handbuch der Nama-Sprache. — D. Reimer. Berlin.
Rickmann, W., Kaiserl. Veterinärarzt. — Tierzucht und Tierkrankheiten in D.-S.-W.A. — R. Schoetz. Berlin 1908.
Rohloff. — D.-S.-W.-A. Kriegs- und Friedensbilder. — Windhuk 1907.
Rohrbach, Dr. P. — Deutsch-Südwestafrika ein Ansiedlungsgebiet? — Buchverlag der Hilfe. Berlin.

Rohrbach, Dr. P. — Deutsche Kolonialwirtschaft. — Buchverlag der Hilfe. Berlin.
Rohrbach, Dr. P. — Wie machen wir unsere Kolonien rentabel? — Gebauer-Schwetschke.
Runkel, F. — Der Held von Omaruru. — H. Hillger. Berlin 1907.
Rust, Farmer C. — Krieg und Frieden im Hererolande. — L. A. Kittler. Leipzig 1905.
Salzmann, Oberleutnant E. v. — Im Kampfe gegen die Hereros. — Dietrich Reimer. Berlin.
Sander, Marine-Stabsarzt Dr. L. — Zur Lage in Südwestafrika. Vortrag. — Wilh. Baensch. Berlin.
Schlettwein, C., Mitglied der Farmer-Deputation. — Der Herero-Aufstand. — H. Bartholdi. Wismar.
Schlettwein, C. — Der Farmer in D.-S.-W.-A. — Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung. Wismar i. M.
Schmidt, Divisionspfarrer Max. — Aus unserm Kriegsleben in Südwestafrika. — E. Runge. Lichterfelde.
Schulze, Hauptmann. — Zwischen Lüderitzbucht und Kubub. — Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten. 1906.
Schwabe, Hauptmann K. — Mit Schwert und Pflug in D.-S.-W.-A. — Mittler & Sohn. Berlin.
Schwabe, Hauptmann K. — Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika 1904/06. — C. A. Weller. Berlin.
Seidel, A. — Praktische Grammatik der Hauptsprachen Deutsch-Südwestafrikas. — A. Hartleben. Leipzig.
Semler, Dr. — Meine Beobachtungen in S.-W.-A. — Herman's Erben. Hamburg 1906.
Sonnenberg, Elise. — Wie es am Waterberg zuging. — W. Süßerott. Berlin.
Spiecker, Pastor. — Die Rheinische Mission im Hererolande. — Missionshaus. Barmen.
Stuhlmann, Oberleutnant. — Aus dem Kriegsleben in S.-W.-A. Bilder nach Originalaufnahmen. — A. Burger. Schweidnitz.
Stülpnagel, Oberleutnant C. von. — Heiße Tage. — R. Eckstein Nachf. Berlin.
Taschenbuch für Südwestafrika 1908, 1909. Unter Mitarbeit berufener Fachleute herausgegeben von Stabsarzt Dr. Kuhn, Hauptmann Schwabe, Dr. med. Fock. — W. Weicher, Berlin (s. nächste Seite).
Wagner, Oberlandesgerichtsrat. — Die Wehrsiedler. — Fr. Lehmann. Stuttgart 1907.
Wechsler, Ingenieur M. — Die Otavibahn. — Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1907.
Werner, Oberarzt Dr. — Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute. — Zeitschrift f. Ethnologie 1906.
Wislicenus, G. — Auf weiter Fahrt. Deutsche Marine- und Kolonialbibliothek. 5 Bände. — W. Weicher. Berlin.




Biblioteka Główna UMK
300052683147